Bor.
174 h

Sachse, F.W.G.

<36610799440017

<36610799440017

Bayer. Staatsbibliothek

Geschichte

der Stadt

Frankfurth an der Oder

nebst

topographisch- statistischen Bemerkungen über dieselbe und Beschreibung ihrer vorzüglichsten Merkwürdigkeiten

von

F. W. G. Sachse,

Königl. Preuß. Professor und Regierungs-Secretair.

Frankfurth a. O. 1830.
Bei Friedrich Joseph Tempel.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

D e n

achtbaren Herren Stadtverordneten der Stadt Frankfurth an der Oder

hochachtungsvoll gewidmet

vom

Verfasser.

Vorrede.

Ueber die Geschichte der Stadt Frankfurth a. O. waren bisher nur zwei sehr unvollständige Werke vorhanden, nehmlich Wolfgang Jobst's kurze Beschreibung der Stadt Frankfurth a. O. mit Zusätzen von J. C. Beckmann. Frankfurth a. O. 1706 Fol. und C. R. Hausens Geschichte der Universität und Stadt Frankfurth a. O. Frankfurth a. O. 1800 gr. 8vo. An einer gedrungenen, übersichtlichen und faßlichen Geschichte dieser nicht unbedeutenden Stadt fehlte es ganz. Um diesem Bedürfnisse abzuhelfen, leistete ich der dieserhalb an mich ergangenen Aufforderung des Herrn Verlegers um so williger Folge, als das Studium der Geschichte mich überhaupt von jeher am meisten angesprochen hat, so daß ich ihm auch jetzt noch gerne meine wenigen Mu=

ßestunden widme, und ich es insbesondere als ein dankbares Unternehmen anerkannte, den hiesigen Einwohnern ein Werkchen in die Hände zu liefern, welche sie mit den Schicksalen ihrer Vaterstadt und mit den Tugenden und Verdiensten ihrer Altvordern auf eine angenehme Weise bekannt machen sollte.

In wiefern mir dieß nun gelungen ist, wage ich nicht selbst zu entscheiden, überlasse das Urtheil darüber vielmehr sachkundigen Männern, welchen die Schwierigkeiten eines Unternehmens der Art gewiß nicht entgehen werden. Nur erlaube ich mir zur Andeutung des Gesichtspunktes, von welchem bei der Beurtheilung des Werks ausgegangen werden muß, die Bemerkung, daß es eben so wenig meine Absicht war, eine Chronik der Stadt Frankfurth, als eine ausführliche Geschichte derselben zu schreiben. Uebrigens kann ich mit voller Ueberzeugung die Versicherung geben, daß ich alle mir zu Gebote gestandenen Quellen bei Ausarbeitung dieser Geschichte gewissenhaft benutzt, und mir alle Mühe gegeben habe, das Wahre von dem Falschen zu sondern, und den vorgesetzten Zweck zu erreichen. Sehr bedauern muß ich es jedoch, daß mir zur Vol-

lendung des Ganzen kein längerer Zeitraum gestattet werden konnte.

Von den von mir benutzten Quellen theile ich kein besonderes spezielles Verzeichniß hiermit, sondern bemerke nur im allgemeinen, daß ich, außer den beiden zuvor gedachten Werken, sowohl die älteren, als neueren Geschichtschreiber der Mark Brandenburg, des Hussitenkrieges, des dreißigjährigen und siebenjährigen Krieges, so wie eine Menge Brochüren, welche über einzelne Gegenstände der Geschichte der Stadt Frankfurth a. d. O. erschienen sind, zu Rathe gezogen habe. Den meisten Stoff haben mir jedoch sowohl Urkunden, als das Archiv und die Registratur des hiesigen Magistrats gewährt, welche mir durch die Güte des Herrn Oberbürgermeisters Lehmann, dem ich dafür hiermit meinen ergebensten Dank abstatte, mitgetheilt und geöffnet worden sind. Auch fühle ich mich zur innigsten Dankbarkeit gegen den Herrn Justiz-Kommissions-Rath Dr. Bardeleben, den Herrn Doctor und Professor Spieker und gegen mehrere andere Männer verpflichtet, welche mich bei diesem Unternehmen so freundlich unterstützt, und mir manche nicht unwichtige Nachrichten

mitgetheilt haben. Den so eben erschienenen ersten Theil von Wohlbrücks Geschichte des ehemaligen Bisthums Lebus und des Landes dieses Namens habe ich gleichfalls benutzt, und nur bedauern können, daß von diesem, zwar etwas weitläuftigen, aber sonst trefflichen Werke noch nicht mehr erschienen ist.

Frankfurth a. O. den 28. September 1829.

Der Verfasser.

Erster Abschnitt.

Kurze Geschichte der Stadt Frankfurth a. O.

Erstes Kapitel.

Geschichte der Stadt Frankfurth a. O. von ihrer Begründung bis zum Anfange des dreißigjährigen Krieges, vom Jahre 1253 bis 1618.

Den Ursprung einer Stadt genau zu bestimmen, gehört im Allgemeinen zu den schwierigsten Aufgaben. Dieß ist auch hinsichtlich der Stadt Frankfurth a. O. der Fall. Diese Stadt, nach Berlin und Potsdam die bedeutendste in der Mark Brandenburg, soll nach unverbürgten Nachrichten bereits im Jahre 146 nach Christi Geburt von einem Sohne des Vandalenfürsten Clodomir, Namens Senno oder Sunno 2 gegründet worden sein. Diese Angabe wird jedoch nirgends historisch bestätiget, und scheint zu den Fa=

beln zu gehören, die man häufig in der Absicht erdichtete, um durch die Hinaussetzung des Ursprungs der Städte in die frühesten Zeiten denselben ein höheres Alterthum, und damit einen größeren Grad der Berühmtheit und der historischen Wichtigkeit zu geben. Nach sicheren historischen Nachrichten wurde die Stadt unter den in brüderlicher Eintracht gemeinschaftlich regierenden brandenburgischen Markgrafen Johann 1 und Otto 3, ein Jahr nach der Besitznahme des Landes Lebus, durch die Markgrafen und den Erzbischof von Magdeburg, im Jahre 1253 begründet. Doch existirte Frankfurth damals, und schon früher als ein Flekken, wie daraus deutlich hervorgeht, daß in der vom Markgrafen Johann 1 zu Spandau am 14 Julius 1253 ausgestellten Urkunde über die Vergrößerung und künftigen Verhältnisse des Flekkens, eines schon damals vorhandenen Marktplazzes bei der St. Nicolai-Kirche gedacht, und auch festgesetzt wird, daß die Niederlage bei der Stadt bleiben, und an keinen andern Ort hin verlegt werden soll. Wann jedoch dieser Flekken entstanden ist, darüber findet sich nirgends eine zuverlässige Angabe. Der Name Frankfurth (Frankenvorde) scheint übrigens anzudeuten, daß hier die Ueberfahrt (Fähre, Furth) für die nach Polen handelnden deutschen Kauf-

leute gewesen ist, und dieser Umstand zur Benennung des Flekkens Veranlassung gegeben hat.

Nach der vorgedachten Urkunde wurde die Erweiterung dieses Flekkens zu einer Stadt einem gewissen Gottfried von Herzberg übertragen. Die neue Stadt erhielt durch die Freigebigkeit der Markgrafen diesseits der Oder 124 Hufen, und jenseits derselben 60 Hufen nebst einer Inselwiese. Von jeder als Acker zu benutzenden Hufe sollte nach Verlauf von sieben Freijahren, die den Einwohnern bewilligt waren, ein Vierding oder siebenzehn Groschen gezahlt werden. Außerdem wurden der Stadt mit Berlin gleiche Rechte ertheilt und gleiche Verbindlichkeiten auferlegt. Eingehende Kaufmannswaaren, deren Werth eine gewisse Summe erreichte, sollten den gewöhnlichen Zoll entrichten, wogegen die nothwendigsten Lebensmittel zollfrei waren. Die Einnahme von dem Stadthause und von allem, was auf dem Markte erbaut werden würde, blieb dem Nutzen der Stadt gewidmet. Doch behielt sich der Landesherr von einem jeden Marktstande sowohl im Stadthause, als auf den Jahrmärkten, ein Stättegeld von drei Pfennigen vor. Im Falle auf Kosten der Stadt eine Brücke über die Oder gebaut werden sollte, konnte die Stadt den Brükkenzoll erheben, dessen Höhe aber von dem Markgra-

fen und der Bürgerschaft gemeinschaftlich bestimmt werden sollte. Sollte etwa in der Folge auf der andern Seite der Oder, in der Gegend, welche damals den jetzt in Vergessenheit gerathenen Namen Schliewitz führte, eine Stadt angelegt werden, so sollte der Schultheiß von Frankfurth dort dieselben Gerechtigkeiten haben, welche er hier hatte. Der Bürgerschaft wurde die Hasen- und Vogeljagd auf der Feldmark der Stadt und die Fischerei in der Oder, eine Meile oberhalb und eine halbe Meile unterhalb der Stadt, frei gegeben, doch nur zum eignen Gebrauche der Gefangenen, nicht aber um damit Handel zu treiben. Auch gehörte zu den Begünstigungen, welche die Stadt gleich Anfangs erhielt, die Niederlage.

Unter den nachfolgenden askanischen Fürsten in der Mark Brandenburg gewann die Stadt bald an Umfang und Bevölkerung. Betriebsamkeit und Wohlstand, als Folge derselben, mehrte sich unter den Einwohnern, welche mit inniger Liebe und Treue, gleich den Bewohnern der übrigen Städte der Mark, ihren hochherzigen Fürsten, die sich als sorgsame Väter des Landes bewiesen, zugethan waren. Ueber die Schicksale der Stadt in dieser Periode hat uns die Geschichte keine Nachrichten aufbehalten, welche hier der Erwähnung verdienten. Bemerkenswerth ist es je-

doch, daß im Jahre 1294 auf die Beschwerde des Schlächtergewerks über den zu ausgebreiteten Fleischhandel der Juden der Magistrat es dahin vermittelte, daß nur zehn jüdische Einwohner in Frankfurth die Schlächterei betreiben, und jeder derselben nicht mehr als fünf Stück Rindvieh wöchentlich schlachten sollte.

Im Jahre 1308 kaufte die Stadt von dem Markgrafen Otto 4 und Waldemar das Dorf Trettin für 400 Mark Silber brandenburgisch. Letzterer überließ auch der Stadt 1317 das Eigenthum des Dorfes Booßen, und verlieh im Jahre 1318 dem Rathe der Stadt die Straßengerichte über allen Raub, Diebstahl und Mord im ganzen Lande Lebus.

Mit dem Markgrafen Heinrich dem Jüngern, welcher nach einer kurzen Regierung in der schönsten Jugendblüthe im Jahre 1320 starb, verwelkte der kräftige Stamm der Askanier, nachdem er 163 Jahre die Mark Brandenburg geschirmt hatte. Gesunder Menschenverstand, Staatsklugheit, Unternehmungsgeist, Muth, Ausdauer und Familieneinigkeit zeichnete, wie ein neuerer Geschichtschreiber sagt, die Fürsten dieses Stammes aus. Nach denselben gelangten mit Ludwig dem Aeltern, welcher vom Jahre 1324 bis 1352 regierte, baiersche Fürsten zur Herrschaft über die Mark Brandenburg. Unter dem

selben ertheilte der Kaiser Ludwig, Vater des Churfürsten, der Stadt Frankfurth an der Oder am 27 Juni 1324 eine Verschreibung über den Zoll in der Stadt. Letztere mußte dafür jährlich 420 Pfund brandenburgische Pfennige an den Landesherrn entrichten. Zwölf Jahre nachher wurde der Rath der Stadt in den Besitz dieses Zolles durch den Oberhauptmann der Mark Brandenburg, Ritter Johann von Buch, förmlich eingewiesen. Uebrigens erschwerten Unfälle aller Art, so wie die Ränke schlauer und mächtiger Priester und Fürsten Ludwig dem Aeltern das Regierungsgeschäft. Sein Vater, Kaiser Ludwig von Baiern, wurde vom Pabste Johann 22, eines französischen Schuhflikkers aus Cahors Sohne, einem hochmüthigen, anmaßenden und geldgierigen Manne, aufs heftigste verfolgt, und zuletzt unter dem Vorwande in den Bann gethan, daß er die Kaiserwürde ohne päbstliche Bestätigung angenommen, und sich der Mark Brandenburg, welche dem Hause Anhalt, und vorzüglich dem Herzoge Rudolph von Sachsen Wittenberg, als dem nächsten männlichen Verwandten der Askanier gebühre, widerrechtlich bemächtiget habe. In diesen Bann waren seine Söhne, und mithin auch Ludwig der Aeltere und sein Land mit eingeschlossen. Durch

denselben ward er von aller Kirchengemeinschaft ausgeschlossen, von der Kanzel herab öffentlich verflucht, dem Teufel und der Hölle feierlich übergeben, und der Regierung für unwürdig erklärt. Auch wurden seine Unterthanen von dem ihm geleisteten Eide der Treue losgesprochen. Dieser furchtbare Bann erstreckte sich auch auf die Länder des Markgrafen, und mithin auch auf die Stadt Frankfurth. Demselben zufolge durften die Glokken nicht geläutet, und die Orgeln in den Kirchen nicht gespielt werden. Die brennenden Kerzen auf dem Altare wurden ausgelöscht, die Bilder der Heiligen verhüllt, neugeborne Kinder nicht getauft, Verlobte zur Ehe nicht eingesegnet, und die Todten nicht in geweiheter Erde bestattet.

Es kann wohl nicht befremden, daß in jenem finstern Jahrhundert, wo der Aberglaube nicht bloß unter dem gemeinen Volke, sondern selbst in den höheren Ständen herrschend war, dieses Zwangsmittel des Pabstes Furcht und Schrekken erregte, und oft die übelsten Folgen für die vom Bannstrahle getroffenen Fürsten hatte. Um so mehr gereicht es daher den Märkern, und den wakkeren Frankfurthern zur Ehre, daß sie über ihre abergläubischen Zeitgenossen erhaben, den Bann des Pabstes nicht achteten, und ihrem Fürsten mit Liebe und Treue zugethan blieben.

Eben so wenig aber machte derselbe auch auf die benachbarten Fürsten und deren Unterthanen Eindruck. Nur der Erzbischof von Magdeburg Burchard von Schrapelow fühlte Beruf in sich, das päbstliche Ansehn aufrecht zu erhalten, und dem Banne des Pabstes Nachdruck zu geben. Mit dem Schwerte und der Mordfakkel fiel er in die Mark Brandenburg ein, und schuf das schöne Havelland in eine Wüste um. Doch bald fand er den verdienten Lohn, indem seine eignen Unterthanen, der langen Mißhandlungen überdrüssig, sich wider ihn empörten, ihn gefangen nahmen, und in einem Kerker Magdeburgs hinrichteten.

Noch geschäftiger bewies sich der Bischof von Lebus, Stephan Pezko. Doch war er weniger ein Werkzeug der päbstlichen, als der eigenen Rache, indem er diese Gelegenheit wahrnahm, die Stadt Frankfurth zu züchtigen, von welcher er beleidiget zu sein glaubte. Die Frankfurther hatten ihm nehmlich einigen Zehent, den er über die Gebühr erheben wollte, verweigert, und sich auch aus Treue und Ergebenheit gegen ihren Landesherrn widersetzt, als der Bischof die Bannbulle des Pabstes in seinem Kirchensprengel anschlagen wollte. Da der Bischof sich zu schwach fühlte, es allein mit dem Markgrafen aufzunehmen,

so folgte er dem Rathe des Pabstes Johann 22, und suchte bei dem Könige von Polen Wladislaw Lokkiek Hülfe. Dieser versagte sie um so weniger, als ihm dadurch Gelegenheit dargeboten wurde, für die unter den früheren Markgrafen erlittenen Demüthigungen Rache zu üben. Er fiel daher im Jahre 1326 mit seinen wilden Polen, und den rohen heidnischen Litthauern, mit welchen er sich nach dem Willen des Pabstes verbunden hatte, in die Mark ein. Gleich einem Heuschrekkenschwarme verbreiteten sich die wilden Schaaren über das Land, plünderten, sengten und mordeten ohne Unterschied. Weder das wehrlose Kind, noch der schwache Greis wurde von ihnen verschont. Ein hundert vier und vierzig blühende Dörfer wurden ein Raub der Flammeu, durch die Mordfakkeln der Barbaren angefacht, und gegen sechs tausend unglückliche Einwohner wurden ihrer Heimath entrissen, und nach Polen geschleppt. Nichts war den Unholden heilig, alles wurde ein Opfer ihrer Zerstörungswuth. Selbst an Kirchen und Klöster legten sie ihre unheiligen Hände, und die frommen Nonnen unterlagen den viehischen Begierden dieser Kanibalen. Gräßlich sind die Scenen, welche uns die Geschichtschreiber von dem Einfalle der Polen und Litthauer aufbehalten ha-

ben. Nur zwei derselben mögen hier eine Erwähnung finden.

Zwei litthauische Befehlshaber hatten ein schönes adliches Fräulein erbeutet, und stritten sich nun um ihren Besitz. Keiner von Beiden wollte sie fahren lassen, und es kam schon zu Händeln unter ihnen, als der Feldherr der Litthauer David von Garthon erschien, ihnen ihr für Kriegsmänner unwürdiges Betragen verwieß, das unglückliche zitternde Mädchen mit einem kraftvollen Hiebe zerspaltete, und jedem der Streitenden eine Hälfte überwieß.

Ein anderer Barbar trifft in einem Kloster, dessen Name in Vergessenheit gerathen ist, eine Nonne an, deren Schönheit seine wilden Begierden entflammt. Standhaft widersetzt sich die keusche Jungfrau seinen frechen Zumuthungen, und wählt endlich ein verzweifeltes Mittel, ihre Unschuld zu retten. Sie überredet nehmlich den Litthauer, daß sie die Kunst verstehe, ihren Körper gegen jede Verletzung durch Mordgewehr zu sichern, und sich unverwundbar zu machen, und verspricht, ihm diese Kunst zu lehren, im Falle er von seinem Beginnen ablassen wolle. Zugleich fordert sie ihn auf, die Wahrheit ihrer Versicherung an ihr selbst zu erproben, und einen Ver-

such zu machen, ihr mit dem Schwerte den Kopf vom Rumpfe zu trennen, was ihm sicherlich nicht gelingen würde. Darauf kniet sie nieder, entblößt den Hals und betet die Worte: in manus tuas, Domine, commendo spiritum meum (in deine Hände, Herr, empfehle ich meinen Geist). Der Litthauer, welcher diese lateinischen Worte für eine Zauberformel hält, und begierig ist, zu erfahren, ob sich ihre Kunst bewähren wird, erhebt sein Schwert, führt einen kräftigen Hieb über ihren Nakken, und sinkt erschrokken zurück, als er den Gegenstand seiner thierischen Liebe todt zu seinen Füßen niedersinken sieht.

Mag die Zuverlässigkeit beider Anekdoten auch in neuerer Zeit bestritten worden sein, so lassen sich doch eben so viel Gründe für die historische Glaubwürdigkeit derselben angeben, welches näher zu erörtern, hier der Ort nicht ist.

Den Greueln der Polen und Litthauer in der Mark ein Ende zu machen, vermochte Markgraf Ludwig nicht. Auch konnte er von seinem Vater keinen Beistand erhalten, weil dieser in anderweitige Händel verwikkelt war. Dagegen ermannten sich aber die muthigen Brandenburger, und trieben die Barbaren znm Lande hinaus. Besonders trugen die Frankfurther zu diesem glücklichen Ausgange bei. Fast jeder

ihrer Ausfälle war für den Feind verderblich. Eine der größten Niederlagen brachten sie demselben im Jahre 1328 bei. Sorglos hatte sich der wilde Haufe in den Tzschetznower Bergen gelagert, als die tapfern Frankfurther in der Nacht einen Ausfall machten, über die Schlummernden herfielen, und sie niedermachten. Jetzt erschien nun auch der Kaiser auf dem Kampfplatze, und die Marken waren nunmehr von den Barbaren befreit, welche einige Jahre in denselben gewüthet hatten.

Nun kehrten die erbitterten Frankfurther das siegreiche Schwert gegen den Urheber der erlittenen Drangsale, den Bischof Stephan. Sie rückten vor seine Residenz Göritz, eroberten sie, verbrannten die Stiftskirche, und führten den gefangenen Bischof im Triumpfe mit sich fort *). Ein volles Jahr mußte er in Frankfurths Mauern in harter Gefangenschaft seinen Frevel büßen, uud erlangte seine Freiheit erst

*) Nach einer von dem Bischofe Stephan zu Lebus bei dem Pabste angebrachten Klage war es der Vogt oder Hauptmann zu Lebus Erich von Wulkow, welcher mit seinen ein bewaffnetes Heer bildenden Theilnehmern, wozu auch die Frankfurther gehörten, auf des Markgrafen Befehl, die Stadt Göritz und die daselbst befindliche Stiftskirche in Asche legte. Dagegen wird in einer anderen Urkunde solches den Frankfurthern allein Schuld gegeben.

dann wieder, nachdem er ein bedeutendes Lösegeld gezahlt, und sich zu anderen harten Bedingungen verstanden hatte. Da die Domkirche seines Bisthums zerstört war, so hielt es der Bischof für rathsam, die Pfarrkirche St. Marien zu Frankfurth zur Domkirche zu erheben. Der Magistrat scheint hiermit einverstanden gewesen zu sein; allein der Kaiser verbot am 10 Mai 1330 demselben, die Kirche dem Bischofe und dem Domkapitel einzuräumen. Im Julius 1334 wurde von den Räthen des Markgrafen, während dieser abwesend war, ein Vergleich zwischen der Stadt und dem Bischofe zu Stande gebracht. Nach demselben sollte der Gottesdienst freigegeben, und von jedem Hause der Stadt ein prager Groschen, so wie von jeder Person ohne Unterschied ein Pfennig zehn Jahre lang dem Bischofe und dem Domkapitel gezahlt werden.

Doch auch dieser Vergleich konnte den Bischof nicht abhalten, neue Ränke gegen Frankfurth zu schmieden. Insbesondere fachte er den Zorn des Pabstes an, welcher nicht nur auf die Frankfurther, sondern auch auf den Markgrafen und dessen Anhänger den Bannstrahl von neuem herabschleuderte. Acht und zwanzig Jahre dauerte dieser Bann, den die Frankfurther freilich nicht sonderlich achteten. Ja die Weltgeistlichen und selbst der Guardian und die Brü-

der des einzigen in der Stadt befindlichen Klosters setzten den Gottesdienst ungestört fort, tauften die neugebornen Kinder, und bestatteten die Verstorbenen in geweihter Erde. Die Franziskaner oder Minderbrüder, denen das Kloster gehörte, waren nehmlich mit dem Pabste Johann 22 gespannt.

Mehrere Jahre nach Vertreibung der Polen und Litthauer bot sich für die Einwohner der Stadt Frankfurth eine neue Gelegenheit dar, ihre Liebe, Anhänglichkeit und Treue gegen ihren Landesfürsten zu beweisen. Markgraf Ludwig, der jetzt auch als Churfürst in den Urkunden vorkommt, hatte sich nehmlich mit der mißgestalteten und mannstollen Margarethe Maultasche, wegen ihrer Schwatzhaftigkeit und ihres großen Mundes also benannt, der einzigen Erbinn von Tyrol und Kärnthen vermählt, nachdem sie von ihrem ersten Gemahle Johann von Böhmen, jüngeren Bruder des nachmaligen Kaisers Karl 4 sich getrennt, und Kaiser Ludwig diese Trennung bestätiget hatte. Diese unglückselige Verbindung verwikkelte den Churfürsten in einen Krieg, welcher namenloses Elend über die Mark Brandenburg und Baiern brachte. Pabst Clemens 6, welcher die von dem Kaiser bewirkte Ehescheidung als einen Eingriff in seine Rechte ansahe, ergrimmte darüber so sehr, daß

er über den Kaiser Ludwig und sein ganzes Haus den fürchterlichsten Bannfluch aussprach, und dahin wirkte, daß er von fünf Churfürsten der kaiserlichen Würde entsetzt, und solche dem Bohmenluxenburger Karl übertragen wurde. Eben so sehr hielt sich aber auch das mächtige Haus Böhmen beleidiget, und verband sich mit Herzog Rudolph von Sachsen, dem Herzoge von Anhalt und dem Erzbischofe Otto von Magdeburg wider den Churfürsten Ludwig.

Um rascher zum Ziele zu gelangen, wozu bei der Entschlossenheit, dem Muthe und der Beharrlichkeit des Churfürsten die Gewalt so schnell nicht führen konnte, nahmen sie zur feigen List ihre Zuflucht. Ein Schildknappe des im Jahre 1319 verstorbenen Markgrafen Waldemars, Jakob Rehbock, welcher damals als Müller in Hundeluft bei Zerbst lebte, und seinem Herrn an äußerer Gestalt nicht nur sehr ähnlich war, sondern auch durch seinen langen Aufenthalt am Hofe, sich die Kunst zu regieren, und die Manieren Waldemars angeeignet hatte, wurde von den Anhaltern überredet, die Rolle seines Herrn zu spielen. Als Pilger gekleidet durchzog er im Jahre 1346 die Mark Brandenburg, erzählte viel von seinen Wallfahrten und von dem Markgrafen Waldemar, den er als Büßenden im heiligen Lande ange-

troffen haben wollte, wohin ihn der Pabst Johann 21 gesendet, weil er sich mit Agnes, die mit ihm in einem nahen Grade der Verwandtschaft gestanden, vermählt habe. Dabei erinnerte er das Volk an die glücklichen Zeiten unter der Herrschaft der Askanier, und dieses Fürsten insbesondre, und erweckte dadurch die Sehnsucht nach der Rückkehr des letzteren. Als auf diese Weise das Volk vorbereitet war, begab er sich zum Erzbischofe Otto nach Magdeburg, welcher ihn aber nicht sogleich vorließ. Dadurch nicht abgeschreckt, fand er sich am Mittage des anderen Tages wieder ein, und ließ sich durch einen erzbischöflichen Diener anmelden. Aufs neue zurückgewiesen, bat er den Erzbischof um einen Labetrunk von seiner Tafel. Dieser wurde ihm gereicht. Nachdem er den Wein ausgetrunken hatte, warf er einen Ring in den Becher, und ließ solchen dem Erzbischofe überreichen. Letzterer erkannte denselben sogleich als den Siegelring Waldemars, und ließ den räthselhaften Pilger vor sich kommen, um zu erfahren, wie er zu diesem Ringe gelangt sei. Der Pilger gab sich darauf als Waldemar selbst zu erkennen, und erklärte: er sei nicht gestorben, habe seine Krankheit und seinen Tod nur vorgegeben, und statt seiner einen andern todten Mann beerdigen lassen. Dieß sei in der Absicht geschehen,

um sich ohne Aufsehen von seiner Gemahlinn Agnes, mit welcher er in Blutsverwandtschaft gestanden, nach dem Willen des Pabstes zu trennen. Er sei hierauf heimlich nach Jerusalem entwichen, habe dort in der Einsamkeit seine Sünden gebüßt, und würde dieselbe nie verlassen haben, wenn ihm nicht die Nachricht zugekommen wäre, daß seine Vettern in Anhalt und Sachsen von der rechtmäßigen Erbfolge in der Mark ausgeschlossen worden wären, und seine geliebten Unterthanen unter dem Joche fremder Fürsten seufzten.

Der Erzbischof und seine Gäste erstaunten ob dieser Erzählung. Ersterer bezeigte dem Pilger sogleich seine Achtung, ersuchte ihn dringend, die Regierung wieder zu übernehmen, und versprach, ihn aus allen Kräften zu unterstützen. Dieser Verbindung schlossen sich alle Feinde des Hauses Baiern an, nehmlich Böhmen, Sachsen, Anhalt, Mecklenburg und Pommern. Vereint fielen dieselben jetzt über den Churfürsten Ludwig her.

Das Gerücht von Waldemars Leben und Rückkehr verbreitete sich schnell in der Mark Brandenburg, und fand um so mehr Glauben, als man sich mit großer Dankbarkeit der glücklichen Zeiten erinnerte, wo unter seinem kräftigen Schutze das Vaterland sich wohl befand. Es konnte daher nicht feh-

len, daß er großen Anhang im Volke fand, zumal da er jeden seiner Schritte in der Mark mit Wohlthaten bezeichnete, und mit freigebiger Hand den Städten, die ihn aufnahmen, beträchtliche Vorrechte und Freiheiten spendete.

Der Churfürst war gerade in Tyrol abwesend. Seinen kaiserlichen Vater hatte im Jahre 1347 der Tod auf einer Bärenjagd bei München ereilt. Der Kaiserthron war daher nach Ludwigs Ansicht erlediget. Er wirkte dahin, daß derselbe dem Könige von England Eduard 3, und als dieser ihn ausschlug, Friedrich 1, Beherrscher von Thüringen und Meißen, übertragen wurde. Letzterer that ebenfalls darauf Verzicht, als ihm Karl 4 10000 Mark Silber Abstandsgeld zahlte. Hierauf wurde, auf Ludwigs Antrieb, Graf Günther von Schwarzenburg zum Kaiser erwählt, der diese Würde auch annahm.

Nunmehr eilte der Churfürst an der Spitze eines Heeres seinen vielen Feinden in der Mark entgegen. Ein großer Theil der Städte war ihm abtrünnig geworden. Nur Frankfurth, Spandau und Brietzen, nachmals das Treue genannt, nebst einigen anderen Städten, ein Theil des Adels und die Johanniterritter blieben ihrer Pflicht eingedenk, und waren bereit, Gut und Blut für ihren Fürsten zu wagen.

Groß war die Gefahr, worin sich jetzt Ludwig befand. Der Erzbischof Otto, der falsche Waldemar und die Mecklenburger standen in der Altmark und Priegnitz; die Pommern hatten die Neumark und Ukermark besetzt, und Rudolph von Sachsen lagerte mit seinem Heere in der Mittelmark. Jetzt erschien auch Kaiser Karl 4, von vierzehn Fürsten und einem ansehnlichen Heere begleitet, und schloß sich den übrigen Feinden an. So überlegen aber auch die Zahl der Feinde war, so wenig vermochte dieß den Muth des Churfürsten zu beugen. An der Spitze seines Heeres erschien er vor seiner treuen Stadt Frankfurth, und lagerte sich vor dem Lebuser Thore, entschlossen, die Verbündeten anzugreifen, und ihnen eine Schlacht zu liefern. Allein seine vom Kaiser bestochenen Feldherren widerriethen ihm ein so kühnes Unternehmen. Er zog sich daher hinter die festen Mauern der Stadt, und schlug, von den tapfern und treuen Bürgern unterstützt, jeden Angriff seiner Feinde zurück. Die Geistlichen in Frankfurth beeiferten sich, trotz des päbstlichen Bannes, die Einwohner zur Treue gegen ihren rechtmäßigen Landesherrn, und zur Ausdauer in der Gefahr zu ermuntern. Ja sie lasen sogar den churfürstlichen Soldaten Messe. Die für die damaligen Zeiten starke Befestigung der Stadt,

die rauhe Jahreszeit und die häufigen Ausfälle der Belagerten nöthigten die Feinde bald, sich zurück zu ziehen, und bei Heinersdorf, unweit Müncheberg, ein Lager zu beziehen. Hier hielt Kaiser Karl 4 eine Art von Schaugericht über den angeblichen Waldemar. Er ließ durch den Erzbischof Otto, Herzog Rudolph von Sachsen und die anderen verbündeten Fürsten bezeugen, daß jener Pilger der wahre Waldemar, den sie persönlich gekannt hätten, sei, und belehnte denselben sodann mit der Mark Brandenburg, ertheilte den Herzögen Rudolph und Otto von Sachsen, des Herzogs Rudolphs des Aeltern Söhnen, und den Fürsten Albrecht und Waldemar von Anhalt die Mitbelehnung, und erhielt dafür von den Belehnten die Lausitz. Zugleich forderte der Kaiser die Brandenburger in offenen Briefen auf, dem Churfürsten zu entsagen, und dem Waldemar als ihrem rechtmäßigen Fürsten zu huldigen. Ueber die Widerspenstigen wurde die Reichsacht ausgesprochen.

Am 31 October 1348 zog Ludwig mit seinen getreuen Frankfurthern nach Müncheberg und Fürstenwalde, eroberte diese Städte, nahm sie in Eid und Pflicht, und ertheilte ihnen Sühnbriefe. Doch seine Lage wurde immer bedenklicher. Der Bischof von Lebus Apezko hatte dahin gewirkt, daß ein neuer

Bannfluch von Seiten des Bischofes von Carpentras zu Villeneuve d'Avignon am 14 Mai 1350 gegen den Churfürsten und besonders gegen die Stadt Frankfurth erlassen wurde. Dieser ist unter dem Namen des Frankfurther Bannbriefes in der Geschichte bekannt. In demselben heißt es: „Wir bannen und excommuniciren alle Frankfurther aus dem Rathe und der Bürgerschaft, Wilke Myrow, Petzo Löwe, Volkmar von Sagan, Herrmann Hahn, Johann Baumgarten, Wilhelm Landsberg, Niklas und Konrad Hennig, die Hettmanne, Johann und Henning von Lichtenberg, Lorenz Bayer, Bartholomäus Halbenpuff, Wigand List, Heinrich von Angermünde, Johann von Petersdorf, Tilo List, Betke Walen, Johann Eckmann, Johann List, Johann von Gezer und überhaupt alle Menschen von allerlei Geschlecht, Alter und Stande in ganz Frankfurth. Alle ihre Gottesdienste, welche dieselben seit dem ersten Banne gehalten, sind nichtig und gereichen ihnen zum ewigen Verderben. Sie müssen dem Bischofe von Lebus vollkommene Genugthuung leisten, alles Geraubte wieder herausgeben, und zur Schadloshaltung 12000 Mark Silbers zahlen. Ehe dieß nicht geschehen, sollen sie keine Sacra-

mente empfahen noch gebrauchen. Die todten Körper der im Banne verstorbenen Frankfurther sollen wieder ausgegraben werden, nehmlich Johann Winter, Johann und Henning Lichtenberg, Vater und Sohn, Herrmann Hahn, Johann Balkow, Lorenz Pohle, Niklas Wiemann, Herrmann Koch, Jakob Salzmann, Niklas Schulz von Dulgelin und Betke Walen. Die Minderbrüder (Franziskanermönche), die während des Bannes in dieser verdammten Stadt den Gottesdienst und die Sakramente verwaltet, haben zwar den Zorn und die Strafe des Himmels in vollem Maaße verdient; denn sie sind abgefallen von dem heiligen Vater, haben Gott und die Heiligen gelästert und die Kirche verspottet; aber aus großer väterlicher Milde sollen sie Gnade finden, wenn sie die Parthei des Churfürsten und die gottlose Stadt verlassen. Zeigt sich diese gehorsam, so mögen sie dort bleiben, hat sie sich aber sechs Tage nach Empfang der Bannbulle nicht bekehrt, so sollen sie alle Gemeinschaft mit den Verfluchten aufgeben, sonst sie in gleiche Strafe verfallen." — Außerdem waren mehrere Städte und adliche Vasallen, welche dem Churfürsten bis dahin treu geblieben waren, von ihm abgefallen. Auch bei der muthigsten Vereheidigung hätte der Churfürst am Ende

doch unterliegen müssen, wenn sich nicht zwei Umstände ereignet hätten, die ihn aus seiner gefahrvollen Lage retteten.

Nach vielen Bemühungen war es nehmlich dem baierschen Hause gelungen, dem Kaiser Karl 4 einen Gegenkaiser aufzustellen. Dieß war Graf Günther von Schwarzenburg, ein kriegserfahrner, kluger und thätiger Mann. Dann aber zog auch plötzlich der Dänische König Waldemar 3 seinem Schwager Ludwig zu Hülfe, verjagte die Herzoge von Mecklenburg und Pommern, und zwang sie zum Frieden. Nun blieb auch dem Kaiser Karl 4 nichts weiter übrig, als die Belagerung aufzuheben, und nach Böhmen heimzukehren. Zu Eltvil kam endlich im Jahre 1349 zwischen Ludwig und Karl ein Vergleich zu Stande, wonach ersterer den letzteren als Kaiser anerkannte, und ihm die Reichskleinodien, die er nach dem Tode seines Vaters an sich behalten hatte, herausgab. Karl belehnte dagegen Ludwig mit der Mark Brandenburg, entsagte seinen Ansprüchen auf Tyrol, und verhieß eine strenge Untersuchung gegen Waldemar. Letzterer wurde darauf auf dem Fürstentage zu Bautzen als Betrüger anerkannt, und fand in Dessau einen Zufluchtsort, wo er den Titel eines Markgrafen fortführte, und nach seinem Tode ein

fürstliches Begräbniß in der dortigen Marienkirche erhielt. Dieß mußte von den Fürsten von Anhalt geschehen, um folgerecht zu verfahren, und sich nicht vor den Augen von ganz Europa bloß zu stellen. Der Churfürst gelangte nun wieder zum ruhigen Besitze seiner Länder, nachdem der falsche Waldemar seinen Ansprüchen auf dieselben in einer Urkunde selbst entsagt hatte.

Nicht unbedeutend waren die Opfer, welche die Stadt Frankfurth in jenen verhängnißvollen Zeiten der Liebe und treuen Anhänglichkeit an ihrem Landesfürsten dargebracht hatte. Ohne ihren kräftigen Beistand würde derselbe wahrscheinlich haben unterliegen müssen, und die Mark der Raub eines Betrügers und fremder Fürsten geworden sein. Abgesehen von den Störungen und Hemmungen, die durch diese Belagerung in den bürgerlichen Gewerben der Einwohner hervorgebracht wurden, abgesehen von den großen Gefahren, welchen die Stadt dadurch ausgesetzt wurde: so verursachte sie auch einen großen Kostenaufwand, der aus dem Vermögen der Bürger bestritten werden mußte. Die fünftägige Belagerung kostete der Stadt 1734 Mark feines Silber. Auch hatte sie dem Churfürsten ein Darlehn von 400 Mark Silber Brandenburgisch machen müssen, wofür sie das

Geleite zum Pfande bekam. Letzteres war das Recht, die Reisenden und Fuhrleute, welche durch Frankfurth kamen, zur Sicherheiit auf der Landstraße gegen eine bestimmte Abgabe, bis zu gewissen Orten begleiten zu lassen. Der Churfürst Ludwig erkannte die aufopfernde Treue dankbar an, indem er der Stadt im Jahre 1347 von Fürstenwalde aus ein herrliches Privilegium gab, wonach er die Bürgerschaft als seine unmittelbar Belehnte bei allen ihren Rechten, Besitzungen und Lehen zu schützen versprach, und im Falle sie Lehen erwürbe, sie von allen Abgaben der ersten Lehnsgebühren freisprach. In einem anderen Briefe begab sich der Churfürst des bisher nur verpfändeten Geleites gänzlich. Auch setzte er die Orbede der Stadt auf 100 Mark Silbers herab, und versprach, diese Abgabe niemals wieder zu erhöhen. Vorher hatte die Stadt an jährlicher Orbede 200 Mark Silbers entrichten müssen, was von dem Flore derselben Zeugniß giebt, da Berlin und Kölln zusammen nur 150 Mark zahlten. Ein Jahr darauf bestätigten Ludwig der Römer und Herzog Stephan diese den Frankfurthern ertheilten Rechte, belobten ihre Treue gegen sie und ihre Vorgänger, rühmten ihre Bereitwilligkeit, mit welcher sie sich den größten Gefahren preis gegeben, und bedeutende Summen freiwillig

geopfert hätten, befreiten sie von der Abgabe, die Orbede genannt, und gaben ihnen die Versicherung, daß sie unter dem Vorwande dieser Freiheit bei außerordentlichen Diensten und Abgaben vor anderen Städten nie beschwert werden sollten. Zu gleicher Zeit erlangte die Stadt auch die freie Schifffahrt zwischen Breslau und Stettin. Alles dieses wurde später von dem Churfürsten Otto und Kaiser Karl bestätiget.

Acht und zwanzig Jahre lang hatte Frankfurth die Fesseln des Kirchenbannes getragen, als der Bischof von Lebus, Heinrich von Bantsch, endlich den Weg eines gütlichen Vergleichs einschlug, zumal da er sich wohl überzeugte, daß der Bann wenig fruchtete. Er kam mit dem Churfürsten Ludwig dem Römer im Jahre 1354 dahin überein, daß letzterer, als Ersatz des Schadens, welchen das Bisthum erlitten hatte, ihm und dem Domcapitel 12000 Mark Silbers entrichten sollte, und zwar 6000 in baarem Gelde, terminweise binnen neun Jahren, und 6000 an Gütern. Zu letzteren gehörten die Stadt und Schlösser Lebus und Fürstenwalde sammt einigen Dörfern. Von dem Zehnten sollte die eine Hälfte der Churfürst, die andere der Bischof erhalten. Der Churfürst sollte im Besitze des Patronats

der St. Marienkirche zu Frankfurth verbleiben, aber gehalten sein, jederzeit fähige Pfarrer an derselben zu ernennen, und solche dem Bischofe zu Lebus zur Bestätigung vorzustellen. Der Bischof wollte, außer dem Bischofshofe, dem nachmaligen Reitstalle, worin die zweite Töchterschule ist, seine Ansprüche auf andere Höfe in der Stadt fahren lassen. Ueber diesen Vergleich erstattete nun der Bischof dem Pabste Bericht, und trug bei demselben auf Befreiung des Churfürsten, und dessen Länder vom Kirchenbanne an. Die Lossprechung erfolgte am 27 Juni zu Frankfurth durch den Archidiakonus des Collegiatstiftes zu Liegnitz, welcher zugleich eine Domherrnstelle zu Lebus besaß, auf dem St. Marien-Kirchhofe feierlich. Unrichtig ist es, wenn einige Geschichtschreiber behaupten, daß die Stadt Frankfurth für obige Summe habe aufkommen müssen. Nach diesem Vergleiche lebte der Bischof mit dem Churfürsten und der Stadt Frankfurth stets im guten Vernehmen.

In dem Zeitraume von 1354 bis 1432 sind die Nachrichten über die Stadt Frankfurth so dürftig und uninteressant, daß sie hier keiner Erwähnung verdienen. Nur so viel wollen wir bemerken, daß die auf Ludwig den Römer folgenden Churfürsten von Brandenburg die von ihren Vorgängern der Stadt

ertheilten Rechte und Freiheiten theils bestätigten, theils noch durch neue vermehrten. So verkaufte im Jahre 1368 Otto der Finner oder der Liederliche, aus Mangel am Gelde mehreren Städten der Mark, wozu auch Frankfurth gehörte, das Münzrecht für 6500 Mark. Nach dem darüber ertheilten Verschreibungsbriefe sollte den Städten das Recht zustehen, die Münzen zu erhöhen oder zu erniedrigen. Auch wurde ihnen gestattet, jeden Anderen, er möchte Christ oder Jude sein, der anderswo Geld schlüge, oder verfälschte, vor ihr Gericht zu ziehen und zu bestrafen. Eben so machte der Kaiser Siegmund im Jahre 1379 die Fahrt der Frankfurther Handelsleute auf der Oder von allen Zöllen und Abgaben, sowohl in Krieges-, als in Friedenszeiten frei. Der Flor der Einwohner Frankfurths stieg von Jahre zu Jahre, und aus Dankbarkeit gegen Gott für den ihnen verliehenen Seegen stifteten sie im Jahre 1396 das Karthäuserkloster vor dem Gubener Thore. Der damalige Churfürst Jobst und der Bischof Johann 3 von Lebus ertheilte dieser Stiftung Bestätigungs- und Sicherheitsbriefe. Derselbe Churfürst versahe die Kaufleute der Stadt auch mit einem Schirmbriefe, und befahl allen Herren, Rittern und Knechten, sich jeder Gewalt und Beeinträchtigung gegen dieselben zu

enthalten. Dasselbe geschah auch hinsichtlich der nach Frankfurth Handel treibenden Personen. Leider waren die Kaufleute dadurch nicht immer geschützt gegen die Räubereien und Plakkereien, welche sich besonders der Adel erlaubte, und der Churfürst hatte nicht Kraft genug, seinen Anordnungen den erforderlichen Nachdruck zu geben.

Im Jahre 1401 schoß die Stadt dem Churfürsten Jobst, welcher stets in Geldverlegenheit war, 200 Schock Groschen vor, wofür sie Theil an dem Zolle zu Oderberg erhielt. Nicht so willfährig bezeigten sich die Geistlichen. Diese gaben nichts her, und wurden daher im freien Gebrauche ihrer Güter beschränkt, die der Churfürst noch obenein in engere Gränzen zog, und das Abgezweigte der Stadt zutheilte. Aus Dankbarkeit machte letztere neue Vorschüsse, welche im Jahre 1403 auf 1200 Schock Groschen angewachsen waren. Von dem Zolle in Oderberg sollte sie jährlich bis zur Tilgung der ganzen Schuld 120 Schock erheben.

Unter Churfürst Friedrich 1, mit dem das erlauchte Haus der Hohenzollern auf den Thron kam, erlitt die Stadt Frankfurth große Drangsale durch die Hussiten. In Böhmen waren nehmlich große Unruhen ausgebrochen. Kaiser Sigismund hatte

den freisinnigen, seinen Ueberzeugungen getreuen Johann Huß, welcher sich den in die Religion eingeschlichenen Mißbräuchen und den Anmaaßungen der Päbste standhaft widersetzte, und auf dem Concilio zu Kostnitz, wohin er unter sicherem Geleite des Kaisers gekommen war, nicht widerrufen wollte, als Ketzer treulos den Flammen des Scheiterhaufens übergeben. Standhaft erlitt der Glaubensheld diesen schmählichen Tod am 6 Juli 1415. Ein Jahr darauf traf seinen würdigen Freund Hieronymus von Prag dasselbe unwürdige Schicksal. Darüber ergrimmten die Böhmen, welche ihrem Lehrer mit Liebe und Achtung zugethan waren, und wollten den Kaiser Sigismund, nach dem Tode seines Bruders Wenzel, nicht als ihren König anerkennen. Muthig ergriffen sie unter ihren tapferen Führern Niklas von Hußynecz, Jakob von Mieß und dem einäugigen Johann von Trocz????nova oder Ziska die Waffen, und bemächtigten sich Prags und vieler anderer festen Oerter in Böhmen. Mühsam brachte der Kaiser aus Ungarn und Deutschland ein Heer von 80000, oder wie Andere behaupten, von 150000 Mann zusammen, dem sich Churfürst Friedrich 1 nebst vielen anderen Fürsten Deutschlands auf Andringen des Kaisers anschloß. Mit demselben sollte

zunächst Prag wieder erobert werden. Doch Ziska hatte den nahe bei der Stadt gelegenen Berg Witkow, nachmals Ziskaberg genannt, besetzt, und mit hölzernen Bollwerken, Schanzen und Gräben befestigt. Als der Angriff erfolgte, kämpfte er und die Seinigen mit so begeistertem Muthe, daß der Feind eine nicht unbedeutende Niederlage erlitt, und sich zurückzog. Einem zweiten Heere, von dem klugen und tapferen Churfürsten Friedrich 1 angeführt, erging es nicht besser. Dasselbe hatte sich vor Saatz gelagert, und wartete hier die Ankunft des Kaisers mit seinen Ungarn und Mährern ab. Da erschien plötzlich Ziska, welcher kurz vorher das zweite Auge auch verloren hatte, und jetzt ganz blind war, mit seinen Böhmen, und jagte dem Feinde ein panisches Schrekken ein. Eilfertig hob derselbe die Belagerung auf, und zog sich über die Berge zurück. Nach einigen Wochen erschien auch der Kaiser mit 60000 Mann, wurde aber von dem blinden Helden, welcher auf seinem Rosse muthig die mächtige Keule schwang, angegriffen, und zog sich eilfertig zurück. Doch er wurde verfolgt, und verlohr einen großen Theil seiner ungarischen Reiterei, als diese über die zugefrorne Sazawa setzen wollte, und die Eisdekke brach.

Die aufgebrachten Hussiten begnügten sich nun

nicht mit den in Böhmen errungenen Vortheilen. Sie überschritten vielmehr die Gränzen des Landes, und drangen unter ihrem gefürchteten Anführer Prokopius, gleich einem reißenden Strome, in die benachbarten Staaten. Die Lausitz, Sachsen, Schlesien, Oestreich und andere Staaten mußten ihre Wuth empfinden, und überall ließen sie Spuren von Greueln und Verwüstungen zurück. Dieß veranlaßte die deutschen Fürsten, dem Kaiser ein drittes Reichsheer zu bewilligen, welches einige Geschichtschreiber auf 90000, andere auf 130000 Mann angeben. Churfürst Friedrich mußte abermals das Oberfeldherrnamt über dasselbe übernehmen, that es aber nur unter der Bedingung, daß er mit den Hussiten Friede schließen könnte. Kaum war das Heer in Böhmen eingerückt, als auch schon die Nachricht von der Annäherung der Hussiten Schrekken in demselben verbreitete. Die Baiern waren die ersten, welche sich aus dem Staube machten, und der Churfürst wurde dadurch genöthiget, mit seinen Brandenburgern und Franken den Rückzug durch den Frauenburger Wald zu nehmen. Hier stieß der Kardinal Julian auf ihn, dessen Beredtsamkeit es gelang, den Rückzug zu hemmen. Am Fuße des Bergschlosses Riesenberg in Böhmen kam es am 14 August 1431

zur Schlacht, in welcher das Reichsheer eine völlige Niederlage erlitt. 10000 Todte von demselben deckten das Schlachtfeld, und 150 Geschütze, 240 Wagen und große Pulvervorräthe geriethen in die Hände der Sieger. Diese zündeten die Pulvervorräthe an, und vermehrten durch die gewaltige Explosion das Schrekken der Fliehenden.

Nicht zufrieden mit diesem vollständigen Siege beschloß Prokop, die Fürsten, welche gegen ihn gefochten hatten, noch besonders zu züchtigen. Er fiel daher im Jahre 1432 in Sachsen und Thüringen ein. Von hier wandte er sich nach der Mark Brandenburg, um Rache an dem Churfürsten zu nehmen für die zweimalige Anführung des Reichsheers. Längs der Oder hinauf ging der Zug des Rache schnaubenden Feindes, und alle unhaltbaren Orte von Soldin bis Cüstrin wurden mit Feuer und Schwert verwüstet. Bald erschienen sie auch vor Frankfurth, um sich desselben zu bemächtigen. Allein diese Stadt war ihnen zu fest, und die Bewohner derselben zu muthvoll. Zwar ließ Prokop die Gubener Vorstadt nebst dem Karthäuser-Kloster in Brand stekken, um die Belagerung der Stadt mit besserem Erfolge unternehmen zu können; allein die Bürger vertheidigten sich mit dem gewohnten Muthe, und zwangen das wüthende

Heer, die Belagerung aufzugeben, und sich zurück zu ziehen. Nun stürzten die Bürger aus dem Thore hinaus, mit dem Rachschwerte den fliehenden Feind verfolgend. Bei Müllrose ereilten sie eine Abtheilung desselben, welche vergebens Widerstand zu leisten bemüht war. Der größte Theil wurde niedergehauen, und nur Wenige retteten ihr Leben durch die Flucht. Dieser Unfall schreckte die Hussiten nicht ab, vermehrte nur noch ihre Wuth. Mit einem durch einzelne Haufen verstärkten Heere zog Prokop am Sonntage Palmarum abermals vor Frankfurth; allein er war nicht glücklicher, als zuvor. Mißmüthig gab er die Belagerung auf, und kehrte seinen Zorn gegen die Stadt Lebus, welche er plündern ließ. Mehrere andere Städte, als Müncheberg, Alt Landsberg und Strausberg hatten ein ähnliches Schicksal. Nur die Stadt Bernau, welche nach damaliger Art befestiget, d. h. mit einem Graben, dreifachen Walle und einer ziemlich starken Mauer umgeben war, leistete den Hussiten tapferen Widerstand. So oft letztere die Mauer zu ersteigen versuchten, gossen ihnen die Bernauer kochenden Brei und siedendes Wasser, welches die Weiber zureichten, auf die Köpfe. Dennoch würde die Stadt am Ende haben unterliegen müssen, wenn nicht Markgraf Friedrich, des Churfürsten zweiter Prinz, zum Entsatze

derselben herbeigeeilt wäre. Die Besorgniß, es möchte ihnen der Rückzug abgeschnitten werden, bewog die Hussiten jetzt abzuziehen, und in ihr Vaterland heimzukehren. Bald darauf wurden mit denselben Unterhandlungen eingeleitet, und dem Hussitenkriege ein Ziel gesetzt, nachdem er sechszehn Jahre gedauert hatte.

Des Churfürsten Friedrich 1 Nachfolger, Friedrich 2, hatte eine besondere Vorliebe für die Stadt Frankfurth. Er weilte nicht nur oft und gern in ihren Mauern, sondern gab auch den Einwohnern derselben bei allen Gelegenheiten Beweise seiner Zuneigung. So war im Jahre 1446 ein Streit zwischen einem Frankfurther Bürger, Namens Alexius Rackow, und dem Karthäuserkloster wegen Holzung, Weide und Ackerbenutzung zu Lossow, Brieskow und Lindow entstanden. Im folgenden Jahre erschien der Churfürst in Frankfurth, ließ die Partheien vorfordern, und entschied den Streit zum Vortheile des Rackow.

Unter dem Churfürsten Albrecht Achill, welcher von 1470 bis 1486 regierte, sahe die Stadt Frankfurth neuen Drangsalen entgegen. Dieser Fürst, dessen Hirnschädel keine Näthe hatte, und dessen rie-

senmäßige Größe*), außerordentliche Stärke, und kühner, ausdauernder Muth ihm den Beinamen des griechischen Helden erwarb, hatte im Jahre 1474 seine jüngste zehnjährige Tochter Barbara mit Heinrich 11, Herzog von Glogau, welcher auch Krossen, Freistadt, Schwiebus und Züllichau besaß, vermählt. Bei der Verlobung war festgesetzt worden, daß Albrecht 50000 Dukaten zur Hochzeit erhalten, und die Prinzessinn, im Falle Heinrich ohne Kinder stürbe, Erbinn seiner Länder seyn sollte. Schon zwei Jahre nachher starb der körpers- und geistesschwache Fürst ohne Nachkommen, nachdem er zuvor seiner Gemahlinn seine Länder durch ein Testament förmlich vermacht hatte. Drei Fürsten jedoch wollten die Gültigkeit des Testaments nicht anerkennen, und machten der jungen Wittwe ihr Erbe streitig. Dieß waren Matthias, König von Ungarn, der als Oberlehnsherr Ansprüche machte, Uladislaw, König von Böhmen, welcher ebenfalls seine Oberlehnsherrschaft geltend machen wollte, und Hans von Sagan, welcher als nächster Verwandte nähere Rechte zu haben

*) In der Ambrasischen Rüstkammer zu Wien, worin die Waffen der berühmtesten Helden des Mittelalters aufgestellt sind, befindet sich auch der Helm und die Rüstung Albrecht Achills, welche von seiner Größe und Stärke Zeugniß giebt.

glaubte. Ersterer wurde durch den Türkenkrieg, und Uladislaw durch Politik von feindlichen Maaßregeln abgehalten. Doch der unwürdigste der drei Gegner, Hans von Sagan, welcher das Herzogthum Sagan seinem eignen Bruder geraubt, und denselben in einem finstern, schmutzigen Thurme hatte verhungern lassen, der, um seiner zügellosen Verschwendung freien Lauf lassen zu können, das gestohlene Land an Sachsen verkauft hatte, machte sein Erbrecht, von dem Könige von Ungarn mit Gelde und Truppen unterstützt, mit den Waffen in der Hand geltend. Zwar hatte der Churfürst Glogau, Freistadt und Krossen für seine Tochter in Besitz genommen, und den Otto von Schenk als Verweser dahin gesandt, auch die Glogauschen Stände zu der Erklärung vermocht, daß die Länder bis zur rechtlichen Entscheidung in den Händen der herzoglichen Wittwe bleiben sollten: allein Otto von Schenk hatte durch sein übermüthiges Betragen die Brandenburgische Herrschaft verhaßt gemacht, so daß viele der Stände und die Einwohner Glogau's sich bald für Herzog Hans erklärten, und ihm die Huldigung leisteten. Nachdem letzterer so festen Fuß gefaßt hatte, zwang er die Städte Sprottau, Freistadt, Grünberg, Züllichau und Schwiebus durch die Gewalt der Waffen zur Unter-

werfung. Doch die Belagerung von Krossen, welches nur durch eine Mauer und einen Graben geschützt war, mußte er wieder aufheben. Herzog Hans rückte nun in die Mark Brandenburg ein, sengte, plünderte überall, wohin er kam, und erschien am 5 October 1477 vor Frankfurth, wo sich der Churprinz Johann, welcher des abwesenden Vaters Stelle vertrat, befand. Letzterer machte mit den Frankfurthern einen Ausfall, und griff den Feind bei der Oderbrükke an, wurde aber geschlagen, und in die Stadt zurückgeworfen. 350 Mann waren in Gefangenschaft gerathen. Hans von Sagan verbrannte hierauf die Oderbrükke, und die ersten Anlagen der Dammvorstadt, nebst mehreren Holzhaufen, die daselbst befindlich waren. Auch raubte er das auf der Weide befindliche Vieh. Von dem Heldenmuthe der Frankfurther abgeschreckt, stand er von allen weiteren Versuchen gegen die Stadt ab, und schloß mit derselben einen Vergleich, wonach die bei dem Ausfalle gemachten Gefangenen für ein auf Martini zu zahlendes Lösegeld von 14000 Dukaten, wofür die Stadt bürgen mußte, sogleich auf freien Fuß gestellt werden sollten. Im Falle das Lösegeld nicht zur rechten Zeit entrichtet würde, sollten die Gefangenen nach Sprottau zurückkehren. Darauf zog Hans nach Drossen

ab. Aber hier wurde er übel empfangen. Beim Ersteigen der Mauern der Stadt bewillkommneten ihn die Drossener mit heißem Breie, welche sie den Stürmenden auf die Köpfe schütteten, und sie dadurch zum Weichen zwangen.

Im folgenden Jahre kehrte Churfürst Albrecht in die Mark Brandenburg zurück, und schlug den unruhigen Hans von Sagan zwischen Crossen und Freistadt. Die Niederlage war so vollständig, daß der größte Theil des Heeres theils niedergehauen, theils gefangen genommen wurde, und Hans mit großer Mühe sich kaum zu retten vermochte. Die Gefangenen, nebst dem erbeuteten Gepäck wurden nach Frankfurth gebracht. Nun kam es zu Unterhandlungen, denen aber erst nach drei Jahren 1482 der Friede folgte. Hans erhielt Glogau, Albrecht aber für die im Ehevergleiche ausgesetzten 50000 Dukaten das Herzogthum Krossen, nebst Züllichau, Bobersberg und Sommerfeld als Pfand, welches jedoch später nicht eingelöst wurde.

Die 14000 Dukaten Lösegeld für die Gefangenen bei Frankfurth konnten, aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht aufgebracht werden, daher die Gefangenen nach Sprottau in die Gefangenschaft zurückkehren mußten. Sie wurden in die Gefängnisse mehrerer Städte ver-

theilt. Einige derselben, welche es thun konnten, erkauften ihre Freiheit selbst wieder. Die übrigen wurden durch Lösegeld, welches die Stadt Frankfurth aufbrachte, den Wohnungen des Elendes entrissen. Die Stadt hatte durch diese kriegerischen Vorfälle viel gelitten, und war in bedeutende Schulden gerathen.

So war denn Herzog Hans wieder Herr eines Landes geworden; aber leider half ihm dieß wenig. Er setzte seine unordentliche Lebensart fort, und behandelte seine Unterthanen mit beispielloser Härte und Grausamkeit. So ließ er unter anderen mehrere Rathsmitglieder zu Glogau ins Gefängniß werfen, und darin verschmachten. Dieß veranlaßte den König Matthias von Ungarn, ihn aus dem Lande zu jagen. Lange irrte er verlassen umher, denn Niemand wollte ihn aufnehmen. Endlich erhielt er auf vieles und anhaltendes Bitten von dem Sohne und Nachfolger Albrecht Achills, dem Churfürsten Johann Cicero, die Erlaubniß, sich in Frankfurth niederlassen zu dürfen. Ungern, und nur gezwungen nahmen ihn die Frankfurther bei sich auf, indem sie ihm den ihnen böser Weise zugefügten Schaden nicht vergessen onnten. Arm und elend lebte er hier bis zum Jahre 1500 als Privatmann in einer gewöhnlichen Mieths-

wohnung, dem Spotte der Kinder ausgesetzt, welche ihm, so oft er auf der Straße ging, nachriefen: „Herzog Hans ohne Leut' und Land hat sich vor Frankfurth und Drossen das Maul verbrannt." Von hier begab er sich nach Rom, um Vergebung seiner Sünden vom Pabste zu erflehen, und starb endlich im Jahre 1504, die Verachtung aller seiner Zeitgenossen mit ins Grab nehmend.

Johann Cicero's Sohn und Nachfolger, Churfürst Joachim 1, war ein Freund der Gerechtigkeit, und übte solche mit größter Strenge. Das Rauben, Plündern und Morden in der Mark Brandenburg hatte so um sich gegriffen, daß Niemand mehr seines Eigenthums und seines Lebens sicher war. Kein fremder Kaufmann wagte es, ohne starkes Churfürstliches Geleit seine Waaren in die Mark einzubringen. Insbesondere trieb der Adel dieses verächtliche Gewerbe, und selbst vom Hoflager des Churfürsten zogen Ritter des Nachts auf Raub aus. So waren die von Köckeritz, von Lüderitz, von Kracht, von Itzenplitz und von Lindenberg als Räuber so gefürchtet, daß Reisende ihre Litanei mit den Worten schlossen:

„Vor Köckeritze und Lüderitze,
Vor Krachte und vor Itzenplitze
Behüt' uns lieber Herr Gott!"

Doch Joachim schonte selbst des Adels nicht, und ließ sogar einem seiner Höflinge und Lieblinge, dem von Lindenberg den Kopf abschlagen. Dieß verdroß die adelichen Räuber, und sie gingen in ihrem Frevel so weit, daß sie sogar dem Churfürsten zu drohen sich erfrechten. So schrieb ein gewisser von Otterstedt an die Thür des Churfürstlichen Schlafgemachs:

„Jochinken, Jochinken hôde dy,
Wo wy dy krygen, hangen wy dy!"

Ja er ging in seiner Verblendung so weit, daß er dem Churfürsten in der Köpenicker Heide sogar auflauerte. Allein er wurde gefangen genommen, und als Hochverräther geviertheilt.

So streng aber Joachim gegen die Räuber war, so wenig gestattete er den Städten, in Bestrafung derselben willkührlich zu verfahren. Hiervon liefert die Stadt Frankfurth einen Beweis.

Es ist früher schon bemerkt worden, daß Frankfurth das Privilegium erhalten hatte, alle Räuber im Lebusischen einzuziehen und zu bestrafen. Die Stadt war im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts eine der blühendsten durch den Handel, welchen sie betrieb. Doch wurden die zu Markte reisenden Kaufleute nicht selten beraubt und gemißhandelt. Dieß begeg-

nete auch im Jahre 1504 einigen nach Beeskow zu Markte ziehenden Frankfurther Kaufleuten, welche der Edle von Quitzow anfiel, prügelte und ausplünderte. Kaum hatte dieß die Bürgerschaft zu Frankfurth erfahren, als sie auszog, sich des Räubers zu bemächtigen. Dieß gelang ihr, und der von Quitzow wurde nach der Stadt gebracht, wo er einige Zeit im Gefängnisse saß, und der dringenden Vorstellungen des Bischofs Dietrich von Lebus, dessen Verwandter er war, ungeachtet, ohne vorhergegangenen ordentlichen Prozeß, am Pfingstmontage auf dem Markte enthauptet wurde. Der Bischof that hierauf die Stadt in den Bann, und untersagte ihr allen Gottesdienst, weil sie mit dem Enthaupteten nicht nach rechtsbeständiger Ordnung verfahren, und die willkührlich bestimmte Strafe an einem heiligen Tage vollzogen hatte. Zugleich zeigte er den Vorfall dem Churfürsten an, welcher die Stadt mit einer Geldstrafe belegte, und derselben das ihr früher verliehene Recht, eingefangne Räuber selbst bestrafen zu dürfen, entzog.

Dagegen erhob aber dieser Churfürst die Stadt Frankfurth zu einem Musensitze, eine Auszeichnung, die nur wenigen Städten zu Theil geworden ist. Schon Albrecht Achill hatte die Idee, in Frank-

furth eine Universität zu stiften. Die gesunde, anmuthige Lage, die schönen Umgebungen, die vielen geräumigen Häuser, die Nachbarschaft von Pommern, Schlesien, Lausitz und Polen, und der blühende Handel schienen ihm diesen Ort vor allen anderen Städten zum stillen Sitze der Musen zu eignen. Er wollte durch diese Stiftung dem unwissenden Adel eine Gelegenheit zur Ausbildung des Geistes geben, und im Volke überhaupt das Gefühl für Sittlichkeit und Ordnung erwekken. Doch wichtigere Angelegenheiten hinderten die Ausführung dieses Plans. Sein Sohn und Nachfolger Johann, der wegen seiner Liebe zu den Wissenschaften, und seiner großen Gelehrsamkeit den Beinamen des deutschen Cicero erhielt, aufgemuntert durch das Beispiel des gelehrten Kaisers Maximilian 1, welcher auf dem Reichstage zu Worms 1495 alle Churfürsten zur Errichtung besonderer Universitäten aufforderte, faßte diese Idee wieder anf, und wurde darin besonders durch seinen Leibarzt Simon Pistoris, Lehrer der Arzneikunde an der Universität zu Leipzig, bestärkt. Letzterer war mit seinem Kollegen an der Universität, Martin Pollich, über die Franzosenkrankheit in heftige Streitigkeiten gerathen, welche zu einer persönlichen Feindschaft zwischen Beiden Veranlassung gaben, und ihn zu dem Entschlusse vermochten, seine

einträglichere Stelle in Leipzig gegen eine geringer besoldete an der neu zu errichtenden Universität aufzugeben. Doch Mangel an Geld und andere Regierungssorgen ließen auch jetzt die Ausführung des Projects nicht zu. Dagegen wurde schon im Jahre 1499 ein sogenanntes Fürstencollegium (das Gebäude der jetzigen Oberschule), zum Theil auf Kosten des Landesherrn, größtentheils aber aus den Mitteln der Stadt erbaut. In demselben sollten nach dem Muster der Universität Leipzig Lehrer und Lernende frei wohnen. Churfürst Joachim 1 setzte erst das ins Werk, was seinen Vorgängern die Umstände nicht gestatten wollten. Er wirkte bei dem Kaiser Maximilian 1 und dem Pabste Julius 2 die damals erforderlichen Freiheitsbriefe zur Anlegung einer Universität in der Stadt Frankfurth aus, und wurde so der eigentliche Stifter derselben. Sie wurde ganz nach dem Muster der zu Leipzig eingerichtet. Am 4 October 1505 wurde die Stiftung öffentlich bekannt gemacht, und am 26 April 1506 erfolgte die feierliche Einweihung der Universität in Gegenwart des Churfürsten, seines Bruders Albrecht, des Bischofs von Lebus, Dietrich von Bülow, vieler Ritter, Staatsdiener, Gelehrten und sämmtlicher Bürgermeister der märkischen Städte. Ein feierliches Hochamt

und eine Predigt über den hohen Nutzen der Schulen, in der Oberkirche gehalten, eröffnete die Feierlichkeiten. Darauf begab sich der Bischof Dietrich von Bülow, welcher nach dem Beispiele anderer Universitäten zum Kanzler der neuen Hochschule ernannt worden war, mit den öffentlichen Lehrern in Prozession nach dem Kollegienhause, wohin ihnen die Fürsten, der ganze Hof und eine zahlreiche Ritterschaft folgten. Der Bischof hielt nun eine lateinische Rede zum Ruhme der Fürsten, welche die Wissenschaften ehren und fördern. Demnächst ernannte er den Dr. der Theologie Konrad Wimpina zum ersten Rector Magnificus der Universität, übergab ihm die nach den Leipziger und Tübinger Statuten entworfenen Gesetze und den Scepter nebst dem Siegel als Zeichen der Regierung und der Gerichtsbarkeit. Außerdem wurden nun noch mehrere Reden, der Feier des Tages angemessen, gehalten. Ein glänzendes Gastmal, welches die Fürsten den Lehrern gaben, machte den Beschluß.

Der Bischof Dietrich von Bülow, auf der hohen Schule zu Bologna gebildet, und einer der gelehrtesten und trefflichsten Männer seiner Zeit, bekleidete die Kanzlerwürde bis zu seinem im Jahre 1523 erfolgten Tode. Ihm folgten in derselben Georg

von Blumenthal und Johann von Hornburg Nach dem Tode des letzteren ging das Kanzleramt auf den nachmaligen Churfürsten Joachim Friedrich über, und als dieser späterhin das Bisthum Lebus mit dem Churlande im Jahre 1598 vereinigt hatte, eignete er sich und seinen Nachfolgern die Kanzlerwürde der Universität für immer zu.

Unterdessen war auch von dem Churfürsten von Sachsen eine neue Universität zu Wittenberg errichtet worden. Die Einrichtung derselben hatte der Churfürst seinem Leibarzte Pollich, dem Erzfeinde des Pistoris übertragen. Dieser Umstand vermochte den letzteren, seinen Entschluß, Leipzig zu verlassen, zu ändern. Er behielt jetzt, da er seinen heftigen Gegner entfernt sahe, seinen bisherigen Posten, und schlug dem Churfürsten von Brandenburg seinen Freund Konrad Koch von Buchen, welcher ebenfalls Professor zu Leipzig war, und von der Stadt Wimpfen, wo er auf der Schule gewesen war, nach damaliger Sitte Wimpina genannt wurde, zum ersten Rector und Lehrer der Gottesgelahrtheit an der neu begründeten Universität zu Frankfurth vor. Der Vorschlag wurde angenommen, und Wimpina, wie wir gesehen haben, in sein neues Amt eingeführt. Die übrigen erforderlichen Lehrer wurden theils aus Leipzig,

theils aus Tübingen berufen. Unter den im Stiftungsjahre eingeschriebenen Studirenden, deren Zahl sehr bedeutend gewesen sein soll, sich aber nicht genau angeben läßt, verdient Ulrich von Hutten, einer der aufgeklärtesten und gebildetesten Männer seiner Zeit, genannt zu werden, welcher auch den Stiftungstag der Universität in einem lateinischen Gedichte besang. Bemerkenswerth ist noch, daß sich gleich bei Errichtung der Universität in Frankfurth auch eine Buchdrukkerei vorfand.

Dem Gedeihen der Universität traten Anfangs mehrere Hindernisse in den Weg. Dahin gehört zunächst die Pest, welche schon zehn Jahre nach der Stiftung der Hochschule in Frankfurth wüthete, und die Verlegung der letzteren nach Kottbus im Jahre 1516 nothwendig machte. Ferner der große Ruf, welchen die nicht weit enfernte neue Universität zu Wittenberg durch den unsterblichen Dr. Martin Luther und andere berühmte Lehrer erhielt, wodurch viele Studirende dorthin gezogen wurden. Außerdem aber wirkte auch die Verringerung und unordentliche Zahlung der Besoldungen der Lehrer nachtheilig ein, indem mehrere der letzteren, und selbst Wimpina, der sich überdieß bei der Streitigkeit mit Luther wegen des Ablasses nicht zum besten genommen hatte,

die Universität verließen. So kam es denn, daß die Zahl der Studirenden sich im Jahre 1536 nicht höher, als auf einige vierzig belief.

Der des Geldes stets bedürftige Pabst Leo 10 ließ den Ablaß in Deutschland predigen unter dem Vorwande, von dem einkommenden Gelde den Bau der prachtvollen Peterskirche zu bestreiten. Unterkommissarien wurden als Ablaßeinsammler ausgesandt, welche von Ort zu Ort zogen, predigten, und Ablaßbriefe ertheilten. Ein solcher war der berüchtigte Johann Tezel, der 1517 in der Mark erschien, und nicht selten seine Predigten mit den Worten schloß: „so oft das Geld im Kasten klingt, so oft die Seele in den Himmel springt!“ Nicht nur für begangene, sondern auch für noch zu begehende Sünden wurde von ihm Ablaß ertheilt. Dieß kam ihm jedoch einmal theuer zu stehen. Ein Edelmann, einige nennen ihn von Hacke, ließ sich nehmlich von ihm einen Ablaßbrief auf eine noch zu begehende Sünde ertheilen. Nachdem er solchen für die Summe von dreißig Thalern erhalten hatte, paßte er mit seinen Knechten dem Ablaßkrämer zwischen Jüterbock und Trebbin auf, gab ihm eine tüchtige Tracht Schläge, und nahm ihm seinen mit Gelde angefüllten Kasten ab. So aufgebracht Tezel über diesen ihm gespielten Streich

auch war, so konnte er doch nichts machen, da er ihm die Waffen gegen ihn in die Hand gegeben hatte. Noch jetzt weiset man in Frankfurth die Stelle nach, wo Tezel geprediget hat. Die theologische Fakultät der Universität, und namentlich Wimpina nahm sich seiner mit großem Eifer an. Letzterer gab in zwei Disputationen 156 Lehrsätze gegen Luthers Lehre und Person gerichtet, heraus, welche Tezel am 20 Januar 1518 vertheidigen, und demnächst zum Doctor der Theologie gemacht werden sollte. Dreihundert Geistliche allein, ohne die anderen Gelehrten, wohnten der Disputation bei. Doch Tezel sowohl als Wimpina wurden durch die Einwürfe eines jungen zu Frankfurth studirenden Franziskanermönches, Namens Johann Knipstrow, so in die Enge getrieben, daß Wimpina schleunigst zur Doctorpromotion schreiten mußte. Tezel ließ sich dadurch nicht beschämen, brüstete sich vielmehr, als wenn er über Luther einen vollständigen Sieg errungen habe, zog in feierlicher Prozession nach der Gubener Vorstadt, verbrannte hier auf einem Scheiterhaufen Luthers Sermon vom Ablasse, und eiferte gegen ihn mit einer Wuth, welche die Stelle der Gründe vertreten mußte. An der Stelle, wo dieses geschahe, im Parke, ist noch jetzt das Fundament der Kanzel sichtbar, von welcher

herab Tezel den Ablaß verkündete, und den Fluch über den großen Reformator aussprach.

Die Errichtung der Universität war übrigens für Frankfusths Bewohner von wesentlichem Nutzen, indem dadurch nicht nur ihre eigne Bildung befördert wurde, sondern auch außer dem Aufwande der Lehrer und Studenten, viele Fremde die Stadt besuchten, welche nach damaliger Sitte in bedenklichen Fällen sich von den Lehrern Rath erholten. Daher war denn auch die Bürgerschaft, so wie der Magistrat, Anfangs sehr bemüht, alles Mögliche dazu beizutragen, daß die junge Hochschule Wachsthum und Gedeihen erhielt. Doch änderte letzterer später seinen Sinn, und zog durch seine Anfeindungen der Universität und deren Lehrern manchen Verdruß und Nachtheil zu.

Churfürst Joachim 2, welcher sich 1539 zur evangelischen Lehre bekannte, war eifrig bemüht, die Stiftung seines Vaters in Aufnahme zu bringen. Er vermehrte die Einkünfte derselben durch Ueberweisung der Güter der Karthäuser und des Stifts Stendal in der Altmark, berief mehrere berühmte Lehrer Deutschlands an dieselbe, z. B. den Sabinus, Schurfius, Prätorius und Schosser, und verordnete, daß die auf der Universität Frankfurth Studirenden vorzugsweise zu geistlichen und weltlichen

Aemtern befördert werden sollten. Auch wohnte er, so oft er nach Frankfurth kam, den Universitätsfeierlichkeiten bei, und bezeigte den Lehrern große Achtung. Desto nachtheiliger aber waren der Universität die ärgerlichen Streitigkeiten der beiden Professoren Andreas Muskulus und Abdias Prätorius über das Verdienst guter Werke, welche im Weinrausche bei einem freundschaftlichen Gastmale begonnen hatten, und mit der größten Erbitterung selbst bis zum Pöbelhaften fortgesetzt wurden.

Churfürst Johann Georg bestätigte die Verordnungen seines Vaters hinsichtlich der Universität zu Frankfurth, und stiftete im Jahre 1572 Freitische für arme Studirende auf derselben, entzog ihr aber gegen eine unzureichende Entschädigung die große Carthäuserheide.

Unter seinem Sohne und Nachfolger Joachim Friedrich feierte die Universität ihr hundertjähriges Stiftungsfest im Jahre 1606. Der Churfürst ordnete den von Köckeritz als eignen Gesandten zu dieser Feier ab, und gab eine nicht unbedeutende Geldsumme dazu her. Nach Verlauf von vier Jahren wurden für die Universität neue Gesetze entworfen, und vom Churfürsten Johann Sigismund im Jahre 1610 bestätiget. Dieser ernannte auch im fol-

genden Jahre vier Räthe, unter welchen auch Adam von Schlieben war, die den Zustand der Universität zu Frankfurth a. O. untersuchen mußten. Außerdem ermunterte er die Lehrer zu größerem Fleiße, und ließ seinen eignen Churprinzen George Wilhelm auf der Hochschule zu Frankfurth ausbilden. Was die ferneren Schicksale der Universität betrifft, so werden wir in den nächsten Kapiteln darauf wieder zurückkommen.

In demselben Jahre 1539, als Churfürst Joachim 2, wie oben erwähnt worden ist, sich zur evangelischen Lehre bekannte, wurde dieselbe auch am 9 November, Sontags vor Martini, durch einen protestantischen Gottesdienst in der Oberkirche öffentlich und feierlich eingeführt. Zum Andenken an diesen segensreichen Tag wurde alljährlich um dieselbe Zeit eine Gedächtnißpredigt gehalten, welche aber aus unbekannten Gründen seit 1720 aufgehört hat.

Zu den Erwerbungen, welche die Stadt in diesem Zeitraume machte, gehören außer den schon früher genannten Dörfern Trettin und Booßen, die Dörfer Kliestow, Reuthwen, Schwetig und Kunitz. Ersteres erhielt die Stadt im Jahre 1320 vom Herzog Rudolph von Sachsen. Doch schon im Jahre

1338 war der Bischof von Lebus Eigenthümer und Lehnsherr von Kliestow, wahrscheinlich durch einen Vergleich mit dem Rathe zu Frankfurth. Zu dem Eigenthume des Dorfes Reuthwen gelangte die Stadt durch einen Tausch im Jahre 1336. Der Magistrat trat nehmlich an den Markgrafen dafür das Eigenthum einer Hälfte der Dörfer Manschnow und Tuchebard ab. Schwetig kaufte die Stadt von den Brüdern von Lossow. Der Markgraf vereignete es ihr darauf im Jahre 1354. In gleicher Art kaufte der Rath zu Frankfurth 1373 von Botho von Ylburg, Herrn zu Kalau, das Dorf Kunitz.

In Betreff der Schicksale der Stadt Frankfurth verdient noch bemerkt zu werden, daß im Jahre 1514 eine Feuersbrunst die Lebuser Vorstadt fast ganz zerstörte. Auch wurde die Stadt im Jahre darauf durch das Anschwellen der Oder in große Gefahr gesetzt. Zwei Joche der über diesen Strom führenden Brükke mußten der Gewalt der Fluthen weichen, und ein damaliger Rathsherr, Namens Lilienfuß, hätte, nach dem Zeugnisse des Chronisten, mit Pferden und Wagen nebst mehreren auf der Brükke befindlichen Bürgern bald sein Grab in den Wellen gefunden, wenn er nicht noch mit Mühe von den Fischern gerettet worden wäre.

Bald nach dem Ursprunge der Zünfte in Deutschland, welche zu dem Wohlstand der Städte sehr kräftig mitwirkten, entstand auch bei den Bürgern das Verlangen, an dem Stadtregimente Theil zu nehmen, indem es ihnen nicht gleichgültig sein konnte, nach welchen Grundsätzen sie regiert, und in welcher Art die Einkünfte der Stadt verwendet wurden. Unter der Herrschaft der Askanier in der Mark Brandenburg wurden daher die Rathsherren in Frankfurth, so wie in den übrigen Städten der Mark, aus den Gilden genommen, ein Vorrecht, welches ihnen in den Jahren 1345 und 1350 bestätiget wurde. Die Polizei verwaltete der Magistrat allein, die Gerichtsbarkeit aber übten Voigte oder Burggrafen im Namen des Landesherrn aus. Als sich der Wohlstand der Städte mehrte, erkauften sie diese Gerichtsbarkeit von den Regenten entweder, oder erhielten sie pfandweise. Späterhin wurden die Zünfte fast ganz aus dem Magistrate verdrängt.

Unter den Regenten aus den Häusern Baiern und Luxenburg erhielt Frankfurth eine neue Städteverfassung. Die Stadtgemeine wurde eingetheilt in Rath-Gilden und gemeine Bürger. Eilf aus den Gilden und einer aus den gemeinen Bürgern mußten jedesmal vorgeschlagen werden, von welchen vier auf

ein Jahr in den Magistrat traten. Eine ähnliche Wahl erfolgte jährlich, nur daß die vier Ausgetretenen erst nach zwei Jahren wieder wahlfähig wurden. Der Magistrat bestand aus Bürgermeistern und zwölf Rathsherren. Unter den letzteren waren drei aus den Gilden und einer aus den gemeinen Bürgern. Die zeitlebens im Amte bleibenden Rathmänner wurden der alte Rath, und die aus den Gilden und der gemeinen Bürgerschaft gewählten der neue Rath genannt. Durch diese letzteren nahm die Bürgerschaft an der städtischen Verwaltung Theil. Die Einnahmen und Ausgaben hatten die Stadtkämmerer zu besorgen. Diese mußten jährlich zweimal den Rathmännern und vier geschwornen Repräsentanten der Bürgerschaft Rechnung ablegen. Die städtischen Güter und Einkünfte gehörten der Bürgerschaft, und nicht dem Magistrate. Letzterer führte nur die Oberaufsicht darüber, und die Bürger überzeugten sich von der richtigen Verwendung der Einkünfte durch ihre Stellvertreter im Magistrate bei den Rechnungsabnahmen.

Churfürst Friedrich 1 änderte im Jahre 1420 Einiges in dieser Verfassung. So ordnete er dem alten und neuen Rathe einen Ausschuß aus der Bürgerschaft zu. Die Gemeine mußte zwölf Personen

aus den Gilden und sechs aus der Bürgerschaft dem Magistrat in Vorschlag bringen, von welchen dieser vier von den Gewerken und zwei von den Bürgern zu Repräsentanten ernannte. Dieselben wurden gleich den Rathmännern vereidigt, und mußten bei Einsammlung des Schosses hülfreiche Hand leisten. Die Kämmereirechnungen wurden auch ihnen mit vorgelegt. Wurde ein Vorschlag von dem Ausschusse nicht gebilliget, so mußte die ganze Bürgerschaft befragt werden. Der Ausschuß erfuhr unter dem Churfürsten Johann George noch eine Vergrößerung, indem er auf vier und zwanzig Personen bestimmt, auch demselben ein eignes Siegel bewilliget wurde. Dagegen sollten nicht mehr, wie früher, vier Bürger als Rathmänner in den Magistrat aufgenommen werden.

Ehe wir diesen Abschnitt schließen, müssen wir noch Einiges über Frankfurths Handel nachholen. Die vortheilhafte Lage am schiffbaren Oderstrome eignete diese Stadt zum Handel vorzüglich. Daher wurde derselbe auch bald sehr blühend. Hierzu wirkte insbesondere das der Stadt gleich anfangs, und nicht erst, wie ein neuerer Geschichtschreiber des preußischen Staats behauptet, durch den Kaiser Maximilian verliehene Stapel- oder Niederlagsrecht mit. Nach demselben mußten die bei der Stadt vorbeigehenden

Waaren in derselben entweder verkauft, oder deren Verkauf den Kaufleuten der Stadt überlassen werden. Selbst alle aus Polen auf der Warthe kommenden Waaren mußten erst fünf Meilen aufwärts der Oder nach Frankfurth gebracht, und feilgeboten werden, ehe sie nach Stettin oder anderwärts hingingen. Dieses für Frankfurths Handel so wichtige Recht bestätigte der Kaiser Maximilian im Jahre 1510, und der Kaiser Ferdinand 1 1555. Nicht unbedeutend für den Handel Frankfurths war auch die den Märkern von dem Herzoge Otto von Pommern Stettin 1311 ertheilte Freiheit, in den Hafen zu Stettin einzuschiffen, wodurch sie die freie Schifffahrt nach der Ostsee erhielten. Ob übrigens Frankfurth auch zu den 85 deutschen Städten gehört habe, welche im Jahre 1260 zu dem bekannten Hanseatischen Bunde beitraten, der von Lübeck und Hamburg zur Sicherung des Handels neunzehn Jahre vorher geschlossen worden war, läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen, obwohl es nicht gerade unwahrscheinlich ist, und von Hausen und Beckmann behauptet wird.

Diejenigen Waaren, die nach Frankfurth ein-, und zum Theil durchgeführt wurden, bestanden von der See her und gegen den Strom: in Fischen, be-

sonders Heringen und Stockfischen, Thierhäuten und gegerbtem Leder, wovon das letztere zollfrei war, Thran, Gewand (feine Tuche), Oel, Feigen, Mandeln, Rosinen, Pfeffer, Ingwer. Diese Gewürze waren ebenfalls zollfrei. Mit dem Strome wurden ein- und durchgeführt: Wein, Waidasche, Kupfer, Honig, Pech, Theer, Hopfen, Fleisch, Schmeer, Wachs, Seife, Talg, Eisen, Zinn, Blei, Stahl, Wolle, Flokken, Hanf, Leinwand, Salz, Getreide, Hülsenfrüchte, Mühlsteine und Schleifsteine.

Alle aus Italien, Frankreich und Deutschland nach Polen, Preußen und andern nördlichen Ländern zu versendenden Waaren mußten außer der Messe, über Frankfurth und Breslau gehen, und umgekehrt, da die Oder und Elbe nicht schiffbar waren, und Polen wegen des Stapelrechts in Frankfurth auf der Warthe längs der Neumark, die seinigen aus Frankfurth oder Danzig nahm. Erst im Jahre 1555 wurde die Eröffnung des Elb- und Oderstroms auf dreizehn Jahre nachgegeben. Es durften aber nur die sonst nicht nach Frankfurth gebrachten Waaren, z. B. Seesalz, frei vorbeigeführt werden, und zwar erst, nachdem sie drei Tage zum öffentlichen Verkaufe ausgelegt worden waren. Späterhin im Jahre 1567 gestattete die Stadt, daß die Unterthanen des Kaisers

Max 2 nicht allein Seesalz, sondern auch Holz, Waid= und andere Asche, Pech und Theer achtzehn Jahre lang frei herabschiffen konnten, jedoch bedung sie sich dabei das dreitägige Niederlagsrecht, so wie den Werth des sechszigsten Theils der Waaren als Zoll aus.

Unter gleichen Bedingungen erfolgte auch im Jahre 1585 die Eröffnung des Oderstroms auf zwölf Jahre. Im Jahre 1588 wurde die Schleuse zu Fürstenwalde angelegt. Mittelst derselben konnte man die Kaufmannsgüter bis in den Kirschdorfer See, zwei Meilen von Frankfurth, einschiffen. Dieß that aber dem Handel Frankfurths bei weitem nicht so viel Abbruch, als die Eröffnung des Elbstroms 1574. So lange die Elbe gesperrt war, erfolgte die Versendung der Waaren durch die Mark nach Frankfurth, von wo sie von den Böhmen, Mährern, Schlesiern, Lausitzern und Meißnern abgeholt wurden; jetzt aber zog sich der Handel von Frankfurth nach Meißen und Böhmen. Auch hatte sich Stettin der freien Schifffahrt Frankfurths nach der Ostsee widersetzt, und obgleich die letztere Stadt in dem darüber bei dem Reichskammergerichte zu Speyer anhängigen Prozesse obsiegte, so machten doch die Zeitumstände die

Vollziehung des Urtels fruchtlos. Eben so war auch im Jahre 1618 die Eröffnung der Warthe erfolgt. Einen noch größeren Stoß erlitt aber der Handel Frankfurths durch die Drangsale der Stadt während des dreißigjährigen Krieges, wovon im folgenden Kapitel die Rede sein wird.

Ueber den Ursprung der drei Messen, welche für Frankfurths Handel von so großem Einflusse sind, haben wir keine sichern Nachrichten. Es ist sogar ungewiß, ob in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts nur ein, oder mehrere Jahrmärkte statt fanden. Nur so viel steht fest, daß die Stadt im Jahre 1355 landesherrliche Erlaubniß erhielt, den Markt, den sie bis dahin auf St. Margarethen (13 Julius) gehalten hatte, auf einen für Frankfurth bequemeren, und für die umliegenden Städte nicht nachtheiligen Tag zu verlegen. Die Benennung Messe kommt daher, weil selbige an solchen Tagen angesetzt wurde, an welchen eine feierliche Messe zum Gottesdienste überhaupt, oder zum Andenken eines Heiligen statt fand. Uebrigens wurden die Ausdrükke M ä r k t e, J a h r m ä r k t e, M e s s e n bis zur Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts häufig als gleich bedeutend gebraucht, Im Jahre 1540 unter dem Churfürsten J o a c h i m 1

wurden der Stadt auch zwei Viehmärkte, und unter Johann George 1585 noch ein dritter bewilliget, welche man mit der Messe verband, und die jetzigen drei Pferdemärkte sind.

Zweites Kapitel.

Geschichte der Stadt Frankfurth vom Anfange des dreißigjährigen Krieges bis zum Ausbruche des siebenjährigen Krieges, vom Jahre 1618 bis 1756.

Die Stadt Frankfurth hatte, wie wir im vorigen Kapitel gesehen haben, mit mancherlei Unfällen zu kämpfen, und wurde nicht selten von auswärtigen Feinden heimgesucht und belagert. Aber alle diese widrigen Schicksale hatten keinen so verderblichen Einfluß auf den Wohlstand der Einwohner und den Flor der Stadt, als die traurigen Ereignisse, welche der blutige dreißigjährige Krieg herbeiführte. Gewiß würde dieses weniger der Fall gewesen sein, wenn gerade in jenen schwierigen verhängnißvollen Zeiten ein

kräftigerer Fürst, wie viele der Vorgänger waren, auf dem Brandenburgischen Throne gesessen hätte. Allein gerade der schwächste und unentschlossenste aller Regenten, George Wilhelm, war seit dem Jahre 1619 zur Regierung gelangt, und das schwache Werkzeug eines Bösewichts, dessen Leitung er sich mit blindem Vertrauen überließ, und dadurch unsägliches Unglück und Elend über seine Staaten brachte *). Dieser Günstling, Graf Adam von Schwarzenberg, der mit Recht die Geißel der Mark Brandenbnrg genannt zu werden verdient, war der einzige Sohn des verdienstvollen und tapferen kaiserlichen Generals Adolph von Schwarzenberg, welcher im Jahre 1600 bei Belagerung der Festung Papa sein Leben verlor. Das Andenken des Vaters ehrte der Wiener Hof noch im Sohne, indem letzterer als kaiserlicher Rath in die Klevischen Länder zur Wahrnehmung der

*) Einige neuere Geschichtschreiber, und namentlich der verdienstvolle Verfasser des ausführlichen Handbuchs der Geschichte, Geographie und Statistik des preußischen Reichs, Herr Dr. Förster, suchen den Grafen Schwarzenberg gegen die ihm gemachten harten Anschuldigungen in Schutz zu nehmen; allein seine Zeitgenossen sowohl, als die Nachwelt haben über ihn den Stab gebrochen, und keine Philosophie vermag die traurigen Folgen seines unrichtigen und eigennützigen Verfahrens hinweg zu disputiren.

österreichschen Interessen gesandt wurde. Hier lernte ihn George Wilhelm kennen, welcher als Churprinz die Statthalterschaft über die Klevischen Länder verwaltete. Ein alter Annalist schildert den Grafen Schwarzenberg als einen großen, wohlgewachsenen Mann, der einen kleinen Stutzbart trug und durch sein freundliches Aeußere die Leute an sich zu ziehen verstand. Sein einschmeichelndes gewandtes Benehmen gewann ihm daher auch bald die Gunst des unerfahrnen fürstlichen Jünglings in solchem Grade, daß dieser ihn gleich nach dem Antritte seiner Regierung an seinen Hof berief, ihn zum Oberkämmerer, Statthalter der Churmark, Präsidenten des Staatsraths und Heermeister des Johanniterordens machte. Nicht der Unterschied der Religion, denn Schwarzenberg war Katholik, auch nicht der Umstand, daß der Günstling im österreichischen Dienste verblieb, vermochte den Churfürsten von diesem verderblichen Schritte abzuhalten. Blindlings gab er sich diesem Bösewichte hin, der seinen Herrn und Wohlthäter an Oesterreich, dessen geheimer Kundschafter er war, verrieth, alle vernünftigen Maaßregeln zur Abwendung des Unglücks von der Mark hintertrieb, des Elendes der Unterthanen durch frechen Uebermuth, unerhörte Härte und zügellose Verschwendung spottete, und sogar in

dem gräßlichen Verdachte stand, daß er den Churprinzen durch Gift habe aus dem Wege räumen wollen, um selbst den churfürstlichen Scepter an sich zu reißen. Unter einem solchen Regenten, und unter einem solchen ersten Staatsdiener mußten die armen Unterthanen wohl den verderblichen Folgen eines so langwierigen und blutigen Krieges erliegen.

Die Religionstrennung in Deutschland, die dadurch entstandene gegenseitige Erbitterung zwischen den Katholiken und Protestanten war eine Hauptveranlassung dieses Krieges. Um sich sicher zu stellen, hatten mehrere protestantische Mächte im Jahre 1608 die sogenannte evangelische Union errichtet, welcher die katholischen Stände bald das unter dem Namen der Liga geschlossene Bündniß, an dessen Spitze der Churfürst von Baiern stand, entgegensetzten. Es bedurfte nur noch einer besondern Veranlassung, um den glühenden Funken zur hell lodernden Flamme anzufachen. Diese fand sich in Böhmen. Die meist protestantischen Böhmen wollten nach des Kaisers Matthias Tode, dessen Vetter, den Erzherzog Ferdinand von Oesterreich als ihren König nicht anerkennen. Dieser Fürst, der in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges eine Hauptrolle spielt, ist in mehrerer Hinsicht verkannt worden. Menschenfreund-

lichkeit, Edelmuth, Uneigennützigkeit und Frömmigkeit zeichneten ihn vor anderen seines Gleichen aus, und er würde den Namen eines trefflichen Fürsten ganz verdienen, wenn ihm nicht durch seine früheren Lehrer, welche Jesuiten waren, ein überspannter Religionseifer eingeflößt worden wäre, der nicht nur in Bigotterie und Aberglauben ausartete, sondern ihn auch zu Unredlichkeiten und Grausamkeiten hinriß. Dieser übertriebene Religionseifer, welcher bei ihm einen glühenden Haß gegen alle Nichtkatholiken erzeugt hatte, war auch die Hauptursache, daß die Böhmen ihn als ihren König verschmäheten, und statt seiner den Schwager des Churfürsten George Wilhelms, den Churfürsten von der Pfalz, Friedrich 5, wählten. Vergebens wurde Letzterer von seinen Verwandten und anderen einsichtsvollen Fürsten gewarnt. Geblendet durch den Glanz einer Königskrone, gelockt durch die verführerische Stimme seiner eitlen Gemahlinn, einer Englischen Königstochter, welche lieber trokkenes Brot an einer königlichen Tafel essen, als an der Churfürstlichen Tafel ihres Gemahls schwelgen wollte, und getäuscht durch die verkehrten Rathschläge seiner Minister un seines Oberhofpredigers Scultetus nahm der unglückliche Monarch die ihm dargebotene Krone an. Aber er

war der Mann nicht, solche auch behaupten zu können.

Kaum war zwischen der Liga und der Union ein Vergleich zu Stande gekommen, so stand die ganze Macht Baierns und der Liga dem Kaiser Ferdinand gegen die Böhmen zu Gebote. Plötzlich erschien Maximilian, Churfürst von Baiern, an der Spitze der Ligistischen Truppen in Ober-Oesterreich und zwang die Stände zur Unterwerfung. Ein Gleiches geschahe vom Grafen von Boucquoi in Nieder-Oesterreich. Beide Armeen vereinigten sich und drangen nunmehr eiligst in Böhmen ein. Die Böhmen hatten sich auf dem weißen Berge bei Prag verschanzt, wurden am 8 November 1620 angegriffen, und erlagen der Uebermacht. Viertausend derselben blieben in der Schlacht und auf der Flucht, und die ganze Artillerie des Königs, aus zehn Kanonen bestehend, fielen in die Hände der Sieger. Friedrich blieb jetzt nichts übrig, als die Flucht, die er auch mit einer solchen Eilfertigkeit ergriff, daß er selbst seine Krone, und sein oberster Feldherr, der Fürst von Anhalt, seine geheimsten Papiere zurückließ. Niedergeschlagen und kleinmüthig kam er in Breslau an. Da er aber hier ungern gesehen wurde, und nicht sicher war, so bat er seinen Schwager George Wilhelm,

ihm und seiner schwangern Gemahlinn einige Zimmer in Küstrin oder Spandau einzuräumen. Unter nichtigen Vorwänden wurde ihm dieß aber abgeschlagen, weil Schwarzenberg dem leichtgläubigen Churfürsten vorgeredet hatte, daß er durch die Aufnahme seines Verwandten den Zorn des Kaisers rege machen würde. Doch die Gefahr und Noth der Königinn war zu groß, um sich nicht über diese Kränkung hinwegzusetzen. Sie begab sich daher nach Frankfurth a. O., und erneuerte von hier aus die Bitte um Aufnahme bis zur Genesung von ihrer nahen Niederkunft mit so beweglichen Gründen, daß ihr endlich im Schlosse zu Küstrin einige Zimmer über der Küche angewiesen wurden. Friedrich folgte seiner Gemahlinn bald nach Küstrin; aber die unaufhörlichen Klagen seines Schwagers über große Kosten und über die kaiserliche Ungnade vermochten ihn bald, sich wieder zu entfernen, und nach Holland zu begeben, wo nicht lange darauf auch seine Gemahlinn eintraf.

Der Sieg auf dem weißen Berge setzte Ferdinand wieder in den Besitz aller seiner Staaten. Die unglücklichen Böhmen mußten die Schwere seines Zorns empfinden. Viele derselben endeten auf dem Blutgerüste. Die Güter der Hingerichteten und derer, die sich durch die Flucht gerettet hatten, wurden

eingezogen, und bereicherten die Kaiserliche Schatzkammer. Alle protestantische Prediger wurden verjagt, und der Majestätsbrief, das Unterpfand der Böhmen, Schlesier und Mähren für ihre Religionsfreiheit und Rechte, wurde zerrissen.

George Wilhelm hatte bisher in ängstlicher Besorgniß um seine Staaten die Vorfälle in Böhmen mit angesehen, ohne Maaßregeln zu treffen, sich gegen das immer näher rükkende Ungewitter zu schützen. Jetzt tobte der Krieg an seinen Gränzen, und nun erst traf er Anstalten zu seiner Vertheidigung. Eine Landmiliz wurde angeworben, und die nöthigen Gelder dazu durch eine drükkende Kopfsteuer zusammengebracht, von welcher der Edelmann so wenig, als der Dienstbote verschont blieb. Die Soldaten hatten kein bestimmtes Quartier, und trieben sich im Lande umher. Späterhin erhieiten sie auch keinen Sold mehr, sondern wurden aufs Betteln angewiesen. Nach der darüber gegebenen Bestimmung sollten zehn Mann in jedem Dorfe drei Groschen, ein einzelner Soldat von einem Bauer zwei Pfennige, von einem Kossathen einen Pfennig, und wenn er mehr verlangte, Prügel erhalten. Dieß war für den Landmann ein höchst drükkendes Verhältniß, indem ganze Schwärme von Soldaten erschienen, die, wenn sie die Runde gemacht

hatten, solche wieder von vorne anfingen. Zu ihnen gesellten sich bald Bettler und Soldaten aus fremden Ländern, welche sich für Brandenburgische Kriegsknechte ausgaben, und mit Gewalt Geld von dem armen Landmanne erpreßten. Der schwache Churfürst vermochte diesem Unfuge nicht zu steuern, und mußte sogar erlauben, daß Gewalt mit Gewalt vertrieben wurde, wo es denn nicht selten zu blutigen Auftritten kam.

Wie schlecht diese Vertheidigungsmaaßregeln waren, zeigte sich bald. Der Kaiser glaubte sich jetzt alles erlauben zu dürfen. Ueber den unglücklichen Friedrich sprach er, mit Verhöhnung aller Reichsgesetze, die Reichsacht aus, und erklärte ihn aller seiner Länder, Güter und Würden verlustig. Gleiches Loos traf den Markgrafen Johann George von Jägerndorf, einen Oheim unseres Churfürsten, den Fürsten von Anhalt und den Grafen von Hohenlohe. Baiern erhielt als Belohnung für seine treue Anhänglichkeit an den Kaiser im Jahre 1623 die Belehnung mit der Churwürde und den Churländern Friedrichs, und das Herzogthum Jägerndorf, worauf der Churfürst von Brandenburg gerechte Ansprüche hatte, erhielt der Fürst von Lichtenstein, der sich durch sein strenges Richteramt in Prag die Gunst des Kai

sers erworben hatte. Brandenburgs und Sachsens Widerspruch wurde nicht beachtet.

Diese gewaltthätigen Maaßregeln vermochten den Niedersächsischen Kreis, sich zu bewaffnen, ein enges Schutzbündniß einzugehen, und den König Christian 4 zum Kreisobristen zu wählen. Sachsen trat aus Eigennutz, und Brandenburg aus Furcht diesem Bündnisse nicht bei. An der Spitze von 60000 Mann erschien der König Christian 4 im Felde. Unter ihm diente Graf Peter Ernst von Mansfeld, ein Glücksritter, dem man selbst die rechtmäßige Geburt streitig machte, und dessen ganzer Reichthum in seinem Degen bestand. Oft war er überwunden, aber nie besiegt worden, und stets trat er aus seinen Niederlagen schrecklicher hervor. Dieser in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges berühmte Krieger wurde nebst dem Generale Fuchs vom Könige abgesandt, um den kaiserlichen General Wallenstein, welcher einen wichtigen Paß bei der Dessauer Elbbrükke besetzt hatte, zu beschäftigen, während er selbst den Baierschen General Tilly zu vertreiben bemüht war. Mansfeld und Fuchs gingen nun bei Bauzen über die Elbe, und rückten in die Mark Brandenburg ein. Die Lieferungen, welche Mansfeld der Churmark auflegte, waren sehr bedeutend, denn er unterhielt

seine Truppen stets auf Kosten der Länder, wohin er kam, sie mochten dem Feinde oder dem Freunde angehören. Darauf näherte er sich der Elbbrükke, wurde hier aber am 25 April 1626 von Wallenstein geschlagen, und mußte sich nach einem Verluste von 3000 Todten zurückziehen. Sein Rückmarsch ging wieder durch die Mark Brandenburg, wo er auf Unkosten der armen Unterthanen sein Heer sich erholen ließ, solches durch neue Truppen verstärkte, und sodann über Frankfurth nach Schlesien aufbrach, um den Krieg in die Oesterreichschen Staaten zu versetzen. Schon am 4 Juli rückten 300 Dragoner in Frankfurth ein, welche bis zur Ankunft der übrigen Truppen am 6 Juli verweilten. Der Durchzug des Mansfeldschen Corps dauerte vom 6 bis 10 Juli. Durch das Lebuser Thor zogen die Truppen ein, und marschierten durch das Oderthor wieder hinaus. Dieser Durchzug fiel der Stadt sehr beschwerlich, da die bösen Gäste alles, was sie bedurften, ohne Bezahlung forderten, und wenn es ihnen nicht sofort verabreicht wurde, es mit Gewalt nahmen. Man will behaupten, daß der Aufenthalt des Mansfeldschen Corps in der Mark den Brandenburgern 16 Tonnen Goldes gekostet haben soll. Der General Fuchs mußte nun ebenfalls die Mark verlassen, und sich ins Braun=

schweigsche zurückziehen. Wallenstein eilte dem Mansfeldschen Corps nach, und Mansfeld kam dadurch so in die Enge, daß er sein Heer auseinander gehen ließ, sein Geschütz verkaufte, und mit einem kleinen Gefolge durch Bosnien und Italien nach Deutschland zurückgehen wollte. Doch in Bosnien übereilte ihn der Tod im Jahre 1626.

König Christian 4 erlitt bei dem Dorfe Lutter am Barenberge den 24 August 1626 durch den Grafen Tilly eine große Niederlage. Neues Unglück brach nun über die Mark Brandenburg ein. Dänische Truppen flüchteten, von Tilly verfolgt, in dieß unglückliche Land, und Wallenstein rückte von Schlesien an, und machte die Mark zum Schauplatze des Mordens und Plünderns. Seine Truppen erhielten vom Kaiser keinen Sold, und wurden auf Kosten des Landes verpflegt, welches das Unglück hatte, von ihnen heimgesucht zu werden. Der Schaden, den Wallenstein unserem Vaterlande zufügte, wird auf 20 Millionen Gulden angegeben. Auch die Stadt Frankfurth blieb von diesen Plagen nicht verschont. Am 16 Juni 1627 erhielt sie mehrere Kaiserliche Compagnien zur Besatzung, welche am 6 November von sechs Compagnien des Arnheimschen Regiments abgelößt wurden. Vier Tage darauf erschien

Wallenstein mit seinem Gefolge selbst in Frankfurth, und übergab hier einem Italiener, dem General-Wachtmeister Lorenz del Maistro das Kommando. Zu den Arnheimschen Compagnien kam noch der Staab und drei Compagnien von Wallensteins Leibregimente.

Am 8 Juni des folgenden Jahres wiederholte Wallenstein seinen Besuch in Frankfurth. Eine Kaiserliche Besatzung wechselte nun mit der andern, und verursachte der Stadt große Kosten, welche sich monatlich auf 5 bis 6000 Thaler beliefen. Aber noch nachtheiliger wirkten diese kriegerischen Unruhen auf den Handel und den Gewerbefleiß der Einwohner ein, welcher immer mehr sank. Hierzu kam noch die große Theuerung, die eben sowohl eine Folge der größeren Consumtion, als der Verheerungen und Verwüstungen der Kriegsvölker war. Frankfurth war genöthiget, zur Bestreitung der Kriegeskosten Darlehne von anderen Städten, z. B. von Breslau, zu nehmen.

Eilf Jahre hatte das Würgen und Morden bereits gedauert, und alles sehnte sich nach Frieden, der jetzt um so leichter zu bewirken war, als jeder Vorwand zur Fortsetzung des Krieges fortfiel. Da warf, von Herrschsucht und unsinnigem Religionseifer getrieben, der Kaiser Ferdinand durch das berüchtigte

Restitutionsedict neuen Zündstoff in die schon erlöschende Flamme. Dieses Edict, welches am 6 März 1629 erschien, schloß die Reformirten von aller Duldung aus, und befahl den Protestanten, alle seit 1552 eingezogenen geistlichen Güter den Katholiken wieder herauszugeben. Die ganze protestantische Welt wurde durch dasselbe in Schrekken und Verzweiflung gesetzt. Jetzt überzeugten sich die Protestanten, daß es auf den Untergang ihrer Religion und deutscher Freiheit abgesehen sei. Da trat plötzlich Schwedens großer König, Gustav Adolph, in die Schranken, züchtigte den Kaiserlichen Uebermuth, und errettete das tief erniedrigte Deutschland. Am 24 Juni 1630 landete er mit 15000 tapferen Schweden auf der Insel Rügen, überraschte mit Blitzesschnelle Stettin, reinigte ganz Pommern vom Feinde, und zwang den Herzog dieses Landes zum Bündnisse. Die fliehenden Kaiserlichen Schaaren unter dem General Torquato stürzten sich jetzt in die Mark Brandenburg, und verübten hier die größten Schandthaten, so daß selbst der schwache George Wilhelm seine Unterthanen durch ein öffentliches Edict aufforderte, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben und die Plünderer todt zu schlagen. Torquato wendete sich mit einem Theile seiner Truppen nach Frankfurth, und am 14 Januar 1631

erschien selbst Graf Tilly mit seiner Armee, und nahm in Frankfurth sein Hauptquartier. Der Professor Herdesianus wurde an ihn abgesandt, um Schonung für die Stadt und die Universität zu bitten. Solche wurde derselben auch von Tilly verheißen *). Wiewohl nun der Churfürst den Kaiserlichen Truppen freien Durchzug durch seine Staaten verstattete, so verschloß er dagegen doch den Schweden Küstrins Thore. Dieß hatte die Folge, daß Gustav Adolph, nachdem er durch Eroberung der Städte Demmin und Colberg sich ganz Pommerns bemächtiget, und Tilly, welcher den Fall dieser Städte zu hindern vergebens versucht, seinen Rückmarsch nach der Elbe angetreten hatte, plötzlich mit seiner ganzen Macht aufbrach, um Frankfurth zu belagern. Er vereinigte sich mit dem General Horn, welcher Schwedt besetzt hatte, und gelangte 18000 Mann stark, mit beträchtlichem Geschütze und einer Schiffbrükke versehen, am 1 April 1631 bei Lebus an.

In Frankfurth stand eine Besatzung von 9000 Mann, theils Infanterie, theils Kavallerie, sämmtlich auserlesene Truppen, unter den Befehlen des Grafen von Schaumburg. Nach den Chronisten

---

*) Bis zum 5 Februar verweilte Tilly in der Stadt.

waren es die Regimenter Schaumburg, Hardeck, Fernamond, Wald, Heydowisch, Torquato Conti, Lichtenstein, Buttler, Marzen, Montecuculi, Sparr, Götz. Alle waren gut bewaffnet, und mit Munition und Proviant hinreichend versehen. Der fürsorgliche Tilly hatte den tapferen Generalquartiermeister Tiefenbach dahin gesandt, um den Oberbefehl über diese Truppen zu übernehmen. Die erste Anordnung, welche derselbe traf, bestand darin, daß er die Vorstädte, Mühlen, Häuser und Pressen in den Weinbergen und Obstgärten bei der Stadt anzünden und zerstören, auch die Thore sperren ließ. Am 2 April ließ Gustav seine Truppen colonnenweise und in völliger Schlachtordnung vorrükken. Er selbst ritt in Begleitung des Obristen Freiherrn von Teuffel ganz nahe an die feindlichen Werke, und untersuchte die Mauern der Stadt und das Gubener Thor. Hier traf seinen Begleiter eine Musquetenkugel in den linken Arm. Jetzt thaten die Belagerten einen Ausfall, wurden aber von dem Major Sinclair, welcher zeitig genug dem Könige zu Hülfe kam, zurückgetrieben. Zwei kaiserliche Officiere, ein Obristlieutenant und ein Hauptmann, wurden gefangen genommen. Der König ließ nun sofort in den abgebrannten Vorstädten unter dem heftigsten

Feuer der Belagerten Schanzen aufwerfen. Am Morgen des folgenden Tages, es war gerade der Sontag Palmarum, wurde bei dem Schwedischen Heere zwei Mal Gottesdienst gehalten, was Gustav gewöhnlich kurz vor einer Schlacht oder einem Sturme anzuordnen pflegte. Die vorwitzigen Belagerten hielten das Einstellen der Feindseligkeiten von Seiten der Schweden für den Vorboten ihres nahen Abzuges, und hingen eine wilde Gans an die Wälle, um solches dadurch spöttisch anzudeuten. Doch mehrere Officiere im Schwedischen Heere äußerten scherzhaft: sie hofften bald eine gut gebratene und mit einer kräftigen Brühe versehene Kaiserliche Gans zu speisen.

Ohne vorher Linien und Aproschen gemacht zu haben, befahl der König, die Stadt am Nachmittage um zwei Uhr zu erstürmen. Zwei Brigaden erhielten den Auftrag, gegen das Lebuser Thor anzurükken, eine dritte Brigade mußte sich in der Vorstadt verschanzen, und eine vierte Brigade drang gegen das Gubener Thor vor. Der König selbst leitete den Hauptangriff auf das Gubener Thor, und zwölf Stück groBes Geschütz, welches auf das Thor gerichtet war, unterstützten den Angriff. Mit heiterer Miene rief er den Soldaten zu: „nur noch einige Stunden Geduld, und ich hoffe, Euch dann Wein statt schlechten

Oderwassers zu geben!" Durch das Beispiel ihres großen Monarchen angefeuert, gingen Soldaten und Officiere zum Sturme, wie zum Tanze. Letztere hielten es im übergroßen Muthe nicht einmal der Mühe werth, den Harnisch anzulegen, welches der fürsorgliche König ihnen verwieß. Mittelst zweier Petarden wird das Gubener Thor zerschmettert, und die Schweden dringen in die Stadt ein, da der Feind in der Bestürzung das Fallgatter auf der inneren Seite niederzulassen vergessen hat. Mit einem Corps frischer Musquetiere eilt General Banner den Stürmenden zu Hülfe, und ein Kaiserliches Regiment, welches sich ihm entgegenwirft, wird vernichtet. Während dieß am Gubener Thor geschieht, übersteigt Major Sinclair die Mauer der Stadt auf der Seite der Weinberge, und nur 50 Musquetieren gelingt es, ihm zu folgen. Ein geharnischter Haufe Kürassiere dringt mit Ungestüm auf ihn ein; aber den Rükken durch die Mauer gedeckt, feuert er so ununterbrochen auf den Feind, daß dieser weichen muß. Fast zu gleicher Zeit überschreitet der Lieutenant Auer, ein Sachse von Geburt, den Stadtgraben, und vertreibt die Kaiserliche Wache. Diesen günstigen Vorfall benutzt der König, und läßt mehrere von seinen Truppen folgen. Mit unglaublicher Wuth wird von bei-

den Seiten gekämpft. Endlich müssen die Kaiserlichen weichen, und die Schweden dringen mit ihnen zugleich in die Stadt ein. Jetzt gelingt es auch der gelben und blauen Brigade, denen der Angriff auf das Lebuser Thor anbefohlen war, in die Stadt zu dringen. Der Obristlieutenant Buttler, eben der, welcher Wallenstein nachmals mordete, wirft sich an der Spitze seines Irländischen Regiments denselben entgegen. Es erhebt sich ein wüthender Kampf, keiner will weichen, jeder den Sieg erringen. Schon hat Buttler den größten Theil seiner Leute verlohren, aber entschlossen, zu siegen oder zu sterben, leistet er dennoch muthige Gegenwehr, und ergiebt sich erst dann, als eine Kugel seinen Arm zerschmettert und eine Hellebarde seine Hüfte durchbohrt hat. Die Kaiserlichen weichen nun überall, und lassen zwei Mal vergebens Chamade schlagen. Die erbitterten Schweden verwerfen aber jede Kapitulation, und üben das schreckliche Recht der Wiedervergeltung. Der grausame Tilly hatte nehmlich kurz zuvor in Neu-Brandenburg die ganze Schwedische Besatzung niederhauen lassen. Das Andenken an dieses Blutbad spornt jetzt die Rache der Schweden. Mit dem Zurufe: „neubrandenburgisch Quartier!“ hauen sie jeden Kaiserlichen nieder, der ihnen in den Wur

kommt. An der Spitze des Rheingrafischen Kavallerieregiments zieht nun auch der König in die Stadt ein. Tiefenbach, Schaumburg und Montecuculi fliehen mit dem Ueberreste der Besatzung der Brükke zu, welche jenseits durch eine starke Redoute geschützt ist. Aber der Uebergang über die Brükke ist so durch Bagagewagen gehemmt, daß dadurch eine große Verzögerung und Unordnung entsteht, und viele der sich durchdrängenden Soldaten in die Oder stürzen und in den Wellen derselben ihr Grab finden. Mehrere werden von den nachrükkenden Schweden gefangen genommen. Die Schanze jenseits der Brükke wird nun ebenfalls verlassen, die darin befindlichen Geschütze in die Oder geworfen, und die Brükke selbst in Brand gesteckt. Der Ueberrest der Kaiserlichen Truppen entfliehet nach Groß-Glogau in Schlesien.

Die Erstürmung Frankfurths kostete den Kaiserlichen 1700 an Todten und 800 an Gefangenen, wogegen die Schweden nur 300 Todte und 100 Verwundete zählten. Mehrere Kaiserliche Officiere vom Range, als die Obristen Herbenstein, Wallenstein, Jour und Heyden befanden sich unter den Todten, und unter den Gefangenen 7 Obristlieutenants und 60 Officiere. Zu den letzteren gehörten auch der Generalmajor Sparr, ein Schwede von

Geburt, und die Obristen Morval und Buttler. Von schwedischer Seite war kein hoher Offizier gefallen, dagegen Teuffel, Hahburn und der Obrist Dargitz verwundet. 21 Kanonen nebst 26 Fahnen, 900 Centner Pulver, 1200 Centner Blei und mehrere Kornmagaziene fielen in die Hände der Schweden. Die Stadt wurde vom Könige einer dreistündigen Plünderung preisgegeben, um die Soldaten bei gutem Muthe zu erhalten. Als die Plünderung aber über die bestimmte Zeit ausgedehnt wurde, und die Plünderer in ihrer Wuth zu weit giengen, that Gustav in eigner Person nebst seinem Obristen diesem Frevel durch Prügel und Degenstöße Einhalt, und ließ Mehrere, die sich dadurch nicht abhalten lassen wollten, aufhängen. Der Roumormeister *) mußte die Straßen durchreiten, und jeden Plünderer, den er erwischen

*) Der Roumormeister gehörte, so wie der General-Auditeur, der Generalgewaltige und der Generaltroß- und Wagenmeister zu denen Beamten im schwedischen Heere, welche zur Erhaltung der Ordnung angestellt waren. Er mußte beim Marsche stets vorne sein, die Vorausläufer zurückhalten und dafür sorgen, daß die Quartiere vor Ankunft der Armee nicht geplündert wurden. Er konnte den auf frischer That ertappten Missethäter ohne weiteren Prozeß zur Strafe ziehen. M. s. Fr. Rühs Geschichte Schwedens Theil 4 S. 448.

konnte, zum Tode führen. Er übte sein Amt mit unerbittlicher Strenge, wovon nachstehender Vorfall zum Beweise dienen kann. Ein schwedischer Soldat war in die Wohnung eines Küsters eingedrungen, und hatte etwas leinenes Zeug geraubt. Der Roumormeister kam dazu, ergriff den Soldaten, schleppte ihn nach dem Galgen hin, und ließ ihn ohne Weiteres aufknüpfen, wiewohl der Küster und seine Familie, so wie der mit anwesende Prediger Albinus für ihn baten. Durch diese Plünderung erlitt die Stadt einen bedeutenden Schaden, wiewohl nur ein einziger Bürger dabei ums Leben kam, und der Bürgermeister Krüger tödtlich verwundet wurde. Sie gewährte jetzt einen traurigen Anblick. Die Straßen derselben waren vom Blute gefärbt und die Leichname der Erschlagenen, die getödteten Pferde und der von den plündernden Soldaten aus den Häusern geworfene Hausrath hemmte die Passage. Die unglücklichen Einwohner irrten vom Hunger entkräftet, ohne gehörige Bedeckung, zum Theil von Beulen, Blut und Wunden entstellt, schüchtern und ängstlich auf den Straßen und in den Gassen umher. Hierzu kam noch, daß am Abende durch die Unvorsichtigkeit eines Soldaten eine Feuersbrunst ausbrach, und zwanzig Häuser ein Raub der Flammen wurden. Nicht weniger drückend für die armen Be-

wohner Frankfurths waren die starken Besatzungen, welche die Stadt einnehmen mußte. König Gustav Adolph ließ sechs Regimenter in dieselbe einrücken, so daß fast jeder Bürger 20 bis 30 Soldaten im Quartier hatte. Dabei mangelte es den Einwohnern an den nöthigsten Lebensbedürfnissen. Dieses Uebel wandte der König einigermaaßen dadurch ab, daß er die Magazine öffnete, und nicht nur für seine Soldaten, sondern auch für die Einwohner Getraide und Wein hergab. Der traurige Anblick der Stadt und das Elend ihrer Bewohner machte auf den gefühlvollen König einen starken Eindruck, und er beschloß, nie wieder eine Plünderung zuzulassen. Auch führte er von dem Augenblikke an eine strengere Mannszucht unter seinen Truppen ein. Am folgenden Tage wurde in allen Kirchen Frankfurths ein öffentliches Dankfest gefeiert. Darauf begab sich Gustav am 5. April nach Landsberg a. W. und ließ eine starke Besatzung in Frankfurth zurück. Am 21. April kehrte er zurück, und reisete erst am 29sten wieder ab. Graf Tilly wollte der Stadt Frankfurth zu Hülfe eilen, kam aber zu spät, und kehrte daher wieder um, um Magdeburg zu belagern.

Ob bei der Erstürmung Frankfurths die Einwohner den Schweden oder den Kaiserlichen zugethan wa

ren, läßt sich nicht genau bestimmen. Zwar wird beides von Geschichtschreibern behauptet, aber nicht erwiesen. Am wahrscheinlichsten ist es wohl, daß sie sich neutral bezeigten, wozu sie schon ihre damalige Lage und Verhältnisse aufforderten. Bei der Plünderung der Stadt blieben auch die Professoren der Universität nicht verschont. So wurden dem damaligen Rektor derselben, Namens Neander, die beiden silbernen stark vergoldeten Scepter von den schwedischen Soldaten geraubt, welchen Schaden aber König Gustav nachmals wieder ersetzte. Mehrere Professoren verloren den größten Theil ihrer Mobilien, und waren großen Lebensgefahren ausgesetzt. Als der Professor Pelargus sich hierüber bei dem Könige Gustav beklagte, erhielt er die eben nicht tröstliche Antwort, daß er diese Strafe wegen der von ihm in der Kirche verbreiteten falschen Lehrsätze der Religion erlitte. Der König war nämlich ein eifriger Lutheraner, und Pelargus ein eben so eifriger Reformirter.

Die schwedische Besatzung verweilte bis zum 11. August 1632 in der Stadt, wo sie dann aufbrach, und nach Schlesien marschirte. Ihre Stelle wurde durch churfürstliche Truppen ersetzt. Die Churfürsten von Brandenburg und Sachsen hatten nämlich sich mit dem Könige Gustav verbunden, und waren gemein=

schaftlich in Schlesien eingefallen, wo sie den Kaiserlichen so zusetzten, daß diese Niederschlesien räumen mußten. Als nun einige Zeit darauf der schwedische Feldherr, Graf Thurn, von Wallenstein bei Steinau geschlagen war, und letzterem nun der Weg in die Mark offen stand; so vernichtete der brandenburgische Commandant in Frankfurth die über die Oder führende Brücke und begab sich mit seiner Besatzung nach Cüstrin. Alsbald rückte Wallenstein in die verlassene Stadt ein. Dieß geschah am 11. October 1633. Aus Furcht vor der kaiserlichen Besatzung hatten die Einwohner mit den meisten Mitgliedern des Magistrats die Stadt verlassen und sich nach Cüstrin und anderen Oertern, wo sie sicher zu sein glaubten, begeben. Nur der Vicebürgermeister Rudolf und der Syndikus Corbinianus waren zurückgeblieben. In der Stadt selbst herrschte die Pest und eine große Hungersnoth, traurige Früchte des langedauernden verderblichen Krieges. Bei dieser schrecklichen Noth wurde die unglückliche Stadt noch obenein bei dem Churfürsten George Wilhelm in den Verdacht der Treulosigkeit gebracht, wodurch sich der Magistrat veranlaßt fand, sich zweimal schriftlich an den Churfürsten zu wenden, und zu rechtfertigen. Doch der Chur-

fürst beruhigte sie in sehr gnädigen und huldreichen Ausdrücken.

Wallenstein hatte in Frankfurth eine kaiserliche Besatzung von 3000 Mann zurückgelassen, und ihr den Befehl ertheilt, die Stadt sofort zu verlassen und in Brand zu stecken, sobald sie sich nicht länger halten könnte. Um sie zu retten, und die Kaiserlichen aus der Mark zu vertreiben, erschien ein aus Schweden, Brandenburgern und Sachsen zusammengesetztes Heer unter dem chursächsischen Generale Arnim vor Frankfurth und belagerte es. Allein theils die tapfere Gegenwehr der Besatzung, theils aber auch die Furcht, der Stadt noch größeres Unheil zuzufügen, als sie bereits schon erduldet hatte, vermochten den General Arnim nach zehn Tagen die Belagerung wieder aufzuheben. Doch blieb er in der Nähe, wo es denn zu öfteren Gefechten zwischen ihm und der Besatzung kam. Bald darauf brach Arnim mit den Sachsen nach Schlesien auf, und erfocht über die Kaiserlichen unter dem General Gallas einen nicht unbedeutenden Sieg.

Dem Churfürsten George Wilhelm lag sehr daran, die Stadt Frankfurth wieder in seine Gewalt zu bekommen. Er hatte dieserhalb mit dem schwedischen General Bannier eine Unterredung, in Folge

welcher dieser ihm 10 Reuterregimenter und 12 Regimenter Fußvolk zuführte. Zu diesen stießen drei Kavallerie= und zwei Infanterie=Regimenter Brandenburgischer Truppen, so daß das ganze sich am 8. März bei Müncheberg vereinigende Heer zwischen 14 bis 15000 Mann betrug. Die kaiserlichen Truppen in der Stadt befehligte der Obrist von Manteufel. Dieser hatte alle nur mögliche Vorkehrungen zur Befestigung der Stadt getroffen, und vertheidigte dieselbe mit der größten Hartnäckigkeit. Ganz besonders wirkte das von den beiden Thürmen des Gubener und Lebuser Thores wohl unterhaltene Feuer zerstörend auf die Belagerer, welche viel Volk einbüßten. Am 19. Mai 1634 that er mit 200 Mann einen Ausfall, welcher jedoch mißglückte. Er hielt sich bis zum 23. Mai 1634, wo er, da er auf keinen Ersatz mehr rechnen konnte, die Stadt übergab, und mit seinen Truppen freien Abzug erhielt. So war denn der Churfürst wieder zu dem Besitze seiner treuen Stadt Frankfurth gelangt. Leider aber verblieb er nicht lange darin. Der Churfürst von Sachsen, Johann George I., fand es nämlich nach der Schlacht bei Nördlingen, worin die Schweden fast ganz aufgerieben wurden, dem Interesse seiner Staaten angemessen, mit dem Kaiser den Prager Frieden im Monate

Mai 1635 zu schließen. Diesem trat auch der Churfürst von Brandenburg bei. Neue Verheerungen durch die Kaiserlichen, Sachsen und Schweden trafen nun die unglückliche Mark, welche noch überdieß durch den Ausbruch der Pest verwüstet wurde. Die Stadt Frankfurth theilte das allgemeine Elend des Landes, und mußte ihre Thore bald den Kaiserlichen, bald den Schweden öffnen. Schon im September des vorgedachten Jahres zogen 10 kaiserliche Regimenter durch die Stadt nach Pommern, und am 11. November 1635 wurde sie von dem schwedischen Feldmarschall Banner mit seinem Heere besucht, aber schon am 5. December wieder verlassen. Diese fortwährenden Durchzüge und Besatzungen erschöpften die Kräfte der Einwohner vollends, zumal da Handel und Gewerbe gänzlich darnieder lagen, und nur einige wenige Gewerbtreibende Gelegenheit fanden, sich zum Theil auf Kosten der andern Bürger zu bereichern. Doch jetzt trat für Frankfurth bis zum 2. Februar 1640 einige Ruhe dadurch ein, daß es von Besatzung befreit blieb. An diesem Tage aber wurde es wieder von den Schweden besetzt. Die Stärke der Schwedischen Besatzung wird auf 300 Mann angegeben, und stand unter dem Befehle des Obristlieutenants Joachim Radike. Vergebens bemühete sich der Churfürst George Wil-

helm sie aus der Stadt zu vertreiben. Gegen Ende des Jahres 1640 am 1. December starb der Churfürst auf dem Schlosse zu Königsberg in Preußen an einem Beinschaden mitten unter den Stürmen des Krieges. Er war, wie ein neuerer Geschichtschreiber sich ausdrückt, ein Steuermann, der das ihm anvertrauete Schiff den wilden Wellen Preis gab. Ihm folgte sein Sohn Friedrich Wilhelm, welchen die Nachwelt mit dem Namen des großen Churfürsten bezeichnet hat. Dieser griff sogleich mit sicherer und fester Hand ein, um die seinem unglücklichen Lande geschlagenen Wunden zu heilen. Zuerst schloß er am 14. Juli 1641 mit den Schweden einen Waffenstillstand auf zwei Jahre, welcher im Jahre 1643 erneuert und von beiden Seiten stillschweigend bis zum allgemeinen Friedensschlusse gehalten wurde. In Folge desselben verließ auch am 10. Julius 1644 die Schwedische Besatzung Frankfurth und wurde nun durch churfürstliche Truppen ersetzt.

Frankfurth befand sich am Ende des dreißigjährigen Krieges in der traurigsten Lage. Mord, Brand und Pest hatten über 5000 Einwohner hingerafft, und die noch übrig gebliebenen lebten in Dürftigkeit und im Elende. 500 Feuerstellen waren gänzlich verschwunden und viele andere standen unbewohnt und

verödet da. Die Geldnoth war allgemein, und die Stadt so arm, daß sie den Geistlichen und Schullehrern ihre Besoldungen nicht zahlen konnte. Sie sahe sich daher genöthiget, Anleihen zu machen. So hatte sie im Jahre 1627 8000 Thaler und im Jahre 1630 6000 Thaler von dem Grafen Adam von Schwarzenberg geliehen. Diese Schuld wurde der Stadt sehr verderblich. Der unwürdige Gläubiger, welcher sich bei der Schwäche seines Herrn alles erlaubte, schämte sich nicht, die unglückliche Lage der Stadt zu seinem Vortheile zu benutzen, indem er jene erste Summe in 4000 Dukaten zahlte und jeden Dukaten zu zwei Thaler anrechnete, wiewohl derselbe nach dem damaligen Course nur einen Thaler vierzehn Groschen galt. Die 6000 Thaler hatte er theils baar gegeben, theils aber Getraide zu hohen Preisen und 780 Thaler Zinsen von dem ersten Kapitale der 8000 Thaler angerechnet. Für diese 14000 Thaler sollten nicht nur die sämmtlichen Stadtgüter, sondern insbesondere die Dörfer Bischofssee und Lissow, welche die Stadt im Jahre 1620 im Erbkaufe an sich gebracht hatte, haften. Die Noth der Stadt war so groß, daß sie die Zinsen nicht abzuführen vermochte. Dieß nahm Schwarzenberg so übel, daß er ihr seine Ungnade und seinen Groll bei jeder Gelegenheit zu erkennen

gab. So legte er derselben mehrere ihr nach dem Landes=Contingent nicht schuldige Anlagen auf, und fügte ihr dadurch einen Schaden zu, der von dem damaligen Magistrate auf 37402 Thaler 16 Groschen angegeben wurde. Am 4. März 1641 Morgens um 3 Uhr starb Schwarzenberg zu Spandau am hitzigen Fieber, welches ihm ein Brief aus Regensburg, worin ihm sein naher Fall angezeigt wurde, zugezogen hatte. Niemand betrauerte ihn, als der Kaiser, der ihn seinen Vielgeliebten, seinen Augapfel, seinen rechten Arm in Briefen nannte. Der Churfürst zog nun sein Vermögen ein und nahm für die Schwarzenbergsche Schuld die beiden verpfändeten Güter Bischofssee und Lissow von der Stadt Frankfurth. — An Schweden schuldete die Stadt 5000 Thaler an rückständiger Contribution. Die Königin Christina erließ solche derselben gegen Auslieferung einer Recognition über vorgeschossenes Getraide und sieben mitgenommene metallene Stücke, welche nach einer von dem damaligen Magistrate angefertigten Liquidation 3737 Thaler 10 Groschen an Werthe hatten.

Von jetzt ab bis zum siebenjährigen Kriege hatte Frankfurth von auswärtigen Feinden nicht mehr zu leiden. Dagegen erhob sich ein Sturm im innern der Stadt, welcher Veranlassung zur Veränderung ihrer

bisherigen Verfassung gab. Der blutige dreißigjährige Krieg hatte nämlich große Zerrüttungen herbeigeführt, und den Magistrat zu Maaßregeln gezwungen, welche bisweilen nicht ganz in der Form waren. Dieß verursachte nach Beendigung desselben große Zwistigkeiten zwischen der Bürgerschaft und dem Magistrate. Besonders war erstere über das Zollwesen, so wie über den Vorschuß, welchen der Magistrat von der Stadt forderte und über die von dem Magistrate mit zu großer Freigebigkeit ertheilten Geschenke, Gratificationen und erlassenen Contributionen schwierig. In Folge dieser Streitigkeiten wurden mehrere Magistratsmitglieder einstweilen vom Amte entfernt und durch churfürstliche Commissarien zur Untersuchung gezogen. Letztere fiel jedoch zu ihrem Vortheile aus, daher sie auch, mit Ausnahme des Bürgermeisters Samuel Gerstmann, welcher während der Untersuchung gestorben war, ihre Aemter wieder erhielten. Der Churfürst Friedrich Wilhelm der Große nahm hiervon nun Veranlassung, im Jahre 1652 eine eigne Organisation für die Stadt zu entwerfen und zu vollziehen. Nach derselben sollte der Magistrat, dem außer der Oberaufsicht über die Stadt auch die Verwaltung der Gerechtigkeit anvertraut wurde, aus vier Bürgermeistern, drei Directoren statt der ehemaligen Käm-

merer, drei Inspectoren der Oeconomie und neun Rathmännern bestehen. Dem bisherigen größeren Ausschusse von 24 Personen wurde noch ein kleinerer oder engerer von 12 Personen zugeordnet. Ersterer sollte von den Directoren, Inspectoren und dem kleinen Ausschusse aus den sämmtlichen Zünften gewählt werden. Der kleine Ausschuß hatte die Verpflichtung, die Directoren und Inspectoren, welchen die Verwaltung der Einkünfte und Ablegung der Rechnungen verblieb, mit Rath zu unterstützen. In wichtigen Angelegenheiten der Stadt sollte sich der große Ausschuß mit den Directoren, Inspectoren und dem kleinen Ausschusse vereinigen. Uebrigens wurden die ökonomischen Angelegenheiten, so wie die Registratur darüber, ganz vom Magistrate getrennt, welcher sich darin gar nicht mischen sollte. Auch erhielten die Repräsentanten der Bürgerschaft, die Directoren und Inspectoren das Recht, einen Syndikus zu wählen. Dieser sollte Beisitzer des Raths sein, und sowohl in Justiz- als öconomischen und Stadtbürgerschafts-Angelegenheiten der Commüne behülflich sein, auch die Rechte derselben auf den Landtagen vertreten.

Im Rezesse vom Jahre 1653 wurde diese Verfassung der Stadt bestätiget, jedoch statt der drei Di-

Bayerische Staatsbibliothek München

rectoren nur zwei Kämmerer angeordnet, welche vor den Deputirten des Magistrats und des Ausschusses jährlich Rechnung ablegen sollten. Die Zahl der Oeconomie=Inspectoren wurde ebenfalls vermindert, und außerdem bestimmt, daß der Syndikus vom Rathe und den beiden Ausschüssen gewählt und verpflichtet werden sollte. Im folgenden Jahre kamen noch die Bestimmungen hinzu, daß bei wichtigen Bauten der Stadt die Ausschüsse zugezogen und ohne Vorwissen der letzteren kein Kämmerer angenommen werden sollte. Ingleichen wurde den Kämmerern zur Pflicht gemacht, jährlich die Rechnung vor den Ausschüssen abzulegen.

So blieb die Verfassung der Stadt bis zum Jahre 1719. Da wurde die Zahl der Magistratualen vermindert, und jedem derselben ein einzelner und besonderer Theil der städtischen Verwaltung anvertraut und ihm zugleich einer der Stadtgeschwornen, d. h. vom engeren Ausschusse, zugeordnet. Der Magistrat sollte nun nur aus zwei Bürgermeistern, einem Syndikus, einem Kämmerer, zwei Oeconomie=Inspectoren, vier Senatoren, einem Secretair und einem Registrator bestehen. Zugleich wurde die ganze städtische Verwaltung in vier Departements eingetheilt, nämlich in das Kämmerei= Zoll= und Oeconomie=Departement, Polizei=Departement, Feueranstalten und Aufsicht über die

Bayerische Staatsbibliothek München

Dörfer und deren Verpachtung. Sämmtliche Rechnungen mußten dem Magistrat alljährlich vorgelegt werden, welcher solche in Gegenwart der Stadtgeschwornen zu prüfen und deren Richtigkeit zu bezeugen hatte.

Die Namen der einzelnen Magistratspersonen, welche dem städtischen Gerichts- und Administrationswesen in Frankfurth vorgestanden haben, anzugeben, ist gegen den Plan dieser Schrift. Wem daran gelegen sein sollte, solche zu erfahren, darf nur die Beckmannsche Chronik der Stadt darüber nachsehen, wo deren mehrere aufgeführt worden sind.

Das Jahr 1701 ist für die Geschichte der Stadt Frankfurth a. O. eben so merkwürdig, als für die Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staats überhaupt. In demselben setzte sich am 18. Januar der Churfürst Friedrich 3 zu Königsberg in Preußen die Königskrone auf, nannte sich nunmehr als König von Preußen Friedrich 1 und befahl, daß dieses wichtige Ereigniß im ganzen Lande gefeiert würde. Dieß geschahe denn auch von den ihren Regenten in treuer Anhänglichkeit stets zugethan gewesenen Frankfurther Einwohnern. Schon des Morgens früh um 3 Uhr nahmen die Feierlichkeiten ihren Anfang. Sämmtliche Glocken auf den Thürmen verkündigten den Einwoh-

nern der Stadt und der umliegenden Ortschaften das Fest, und luden zum Gottesdienste ein. In salbungsvollen Reden machten die Geistlichen ihre zahlreichen Zuhörer mit dem Zwecke der Feier bekannt, forderten sie auf zum innigsten Danke gegen die Vorsehung, welche über ihr Vaterland und ihren Landesherrn einen so großen Glanz verbreitet hatte, und ermahnten sie zur treuen Pflichterfüllung, zur Liebe und Achtung gegen den neuen König. Ueberall ertönte Musik auf den Straßen und Freudenschüsse erfolgten aus den Fenstern der Häuser. Vor dem Hause des damaligen Rectors der Universität, Dr. Rheden, und vor dem Leinwandhause floß Wein aus reichlichen Quellen, welchen die ärmere Klasse der Einwohner begierig aufschöpfte und sich ein fröhliches Räuschchen trank. Das Dunkel der Nacht wurde durch unzählige Lampen und Lichter erleuchtet, und sinnreiche Inschriften las man an vielen der Häuser. Ein großes Gastmahl von Seiten des Magistrats und der Universität beschloß die Feier des Tages.

Unter dem Geräusche der Waffen konnten die Musen in Frankfurth nicht gedeihen und nur zu bald äußerte der verderbliche Krieg seine traurigen Folgen auf die Universität. Lehrer und Lernende wurden nicht nur in ihren Studien unterbrochen und ge-

stört, sondern waren auch allen Drangsalen ausgesetzt, welche die übrigen Bewohner der Stadt zu bestehen hatten. Hierzu kam der Ausbruch der Pest, des treuen Gefährten langwieriger Kriege, in der Margarethenmesse 1625, welche sie auszuwandern zwang, bis die Universität nach Fürstenwalde verlegt wurde. Bei dem Regierungsantritte des großen Churfürsten Friedrich Wilhelm ging jedoch eine schönere Sonne über die Universität auf. Dieser kluge und umsichtige Beförderer der Künste und Wissenschaften stellte nämlich die Frankfurther Hochschule wieder her, erklärte sie jedoch, aus Vorliebe für seine Confession, für eine reformirte Universität. Ungeachtet seiner beschränkten Finanzen vermehrte er die Einkünfte derselben ansehnlich, stiftete ein großes Stipendium für neun Studirende, setzte eine jährliche Einnahme für die Bibliothek aus und vereinigte mit der Universität eine Ritterakademie. Er kam häufig nach Frankfurth und munterte bei dieser Gelegenheit die Lehrer durch die äußere Achtung, welche er ihnen bezeigte, zur Verdoppelung ihrer Anstrengungen für die Bildung der Jugend auf. Bei dem abermaligen Ausbruche der Pest im Jahre 1656 befahl er die Verlegung der Universität nach Fürstenwalde und schaffte durch heilsame strenge Verordnungen die damals fast auf allen deut-

schen Universitäten eingerissene üble Sitte des Pennalismus, nach welcher die neu angekommenen Studirenden gemißhandelt, zum Trunke verleitet und zur Hergabe von Geldsummen gezwungen wurden, ab, welche zu bedeutenden Unruhen unter den Studirenden Veranlassung gegeben hatte. Des großen Churfürsten Nachfolger Friedrich der 1ste, als König genannt, zeigte gleiches Interesse für die Universität, indem er derselben den Prälatenrang, wonach die Universität den hohen Stiftern gleich geachtet wurde und bei Huldigungsfeierlichkeiten den Vortritt vor der Ritterschaft hatte, bestätigte, die Bibliothek durch Dubletten aus der Königlichen Bibliothek zu Berlin vergrößerte, zur Feier des zweihundertjährigen Stiftungsfestes bedeutende Summen hergab, und nebst dem Kronprinzen, den er zum Rector Magnificus ernannte, den übrigen Prinzen und deren Gemahlinnen der Feierlichkeit beiwohnte. Unter seinem Nachfolger, dem Könige Friedrich Wilhelm 1., von dessen Regierung sich die Universität um so mehr Heil und Begünstigung versprechen konnte, weil er Rector derselben war, erlitt sie einen bedeutenden Verlust an ihren Einkünften, indem er mehrere früher der Universität gemachte Schenkungen einzog, einige ihrer Gerechtsamen aufhob,

und ihr außerdem auch noch kostspielige Verbindlichkeiten und Abgaben auferlegte.

Die Drangsale des dreißigjährigen Krieges wirkten auch höchst nachtheilig auf Frankfurths Handel ein. Der Churfürst George Wilhelm bewilligte die freie Schiffahrt auf der Oder, doch mußten eben die Zölle, wie bei den Landfuhren erlegt werden. Im Jahre 1658 wurde die Niederlagsgerechtigkeit der Stadt in Ansehung Cöllns an der Spree und Berlins aufgehoben. Die Anlegung eines Kanals, welcher die Oder mit der Spree, und mithin auch mit der Havel und Elbe verbinden sollte, womit 1662 bei Müllrose der Anfang gemacht wurde, entriß der hiesigen Kaufmannschaft einen großen Theil ihrer Handelsverbindungen mit England, Holland, Polen, Schlesien, Ungarn, Mähren und Oestreich. Die Niederlage der Waaren hörte nun größtentheils von selbst auf. Auch die Stapelgerechtigkeit der Stadt erlitt manche Beschränkungen. Im Jahre 1757 entsagte die Stadt derselben vom Eisen, von Heringen und Fischwaaren, behielt sich jedoch den Stapel des Leinsaamens ausdrücklich vor. Weder der Kaufmann, noch der Kultivateur in den Marken durfte daher den Leinsaamen anderswoher, als von Frankfurth beziehen.

So sehr nun aber auch der Handel durch die Eröffnung des Friedrich Wilhelmskanals und durch die Beschränkung des Stapelrechts verlor, so wurde doch die Stadt durch die Messen dafür einigermaaßen entschädigt. Diese wurden von den Ausländern stark besucht. Der Markt reichte nicht mehr zu, die Gewölbe und Buden der Kaufleute zu fassen, vielmehr mußten die nächstgelegenen Straßen dazu mit benutzt werden. Auf Befehl des Churfürsten Friedrich Wilhelm des Großen mußten die Messen ordentlich eingeläutet werden. Auch wurde die Dauer derselben verlängert, und der Verkauf am Sonntage verboten. Der Magistrat erhielt den vierten Theil der Meßaccise durch landesherrliche Bewilligung, welche Churfürst Friedrich 3. im Jahre 1693 bestätigte. König Friedrich der Große war nach Beendigung des ersten schlesischen Krieges 1742 aufs äußerste bemüht, den Verkehr auf der Frankfurther Messe zu vergrößern. Zu dem Ende wurde der ausländische Handel so wenig als möglich beschränkt und nur auf solche Waaren Auflagen gelegt, und späterhin deren Einbringung zum Theil ganz verboten, welche durch inländische Fabriken erzeugt wurden. Auch war die Losung frei und ungehindert, und die Meßaccise sehr gering. Durch diese Mittel erreichte der Monarch seine Absicht vollkommen, und die Frankfurther

Messe hob sich, während die Messen in anderen Ländern zu sinken begannen.

Außer den Kriegesübeln, welche, wie wir gesehen haben, die Stadt erdulden mußte, trafen dieselbe in diesem Zeitraume noch mehrere andere Unglücksfälle, die hier erwähnt zu werden verdienen. So erfolgte im Jahre 1622 am 1. Mai Nachmittags um 4 Uhr ein Wolkenbruch, welcher alles plötzlich unter Wasser setzte, und große Zerstörungen auf den Weinbergen und in den Gärten hervorbrachte. In der Stadt auf dem Markte stand das Wasser über eine Elle hoch, drang in die Häuser und Kirchen, öffnete in den letzteren die Grabgewölbe, so daß der Verwesungsgeruch der Leichname wochenlang anhielt. Ein ähnlicher Vorfall ereignete sich im Jahre 1669 am 23. April Abends 6 Uhr zwischen Booßen, Rosengarten und den Nunen. Das Wasser überschwemmte die Gärten der Lebuser Vorstadt, und richtete ebenfalls hier große Verwüstungen an.

Unter den Feuersbrünsten, welche die Stadt erlitten, war die im Jahre 1631 am 3. April ausgebrochene eine der gefährlichsten. Sie entstand in der Scharrnstraße, gerade als die Stadt von den Schweden erstürmt worden war, und nahm, da Niemand zum Löschen herbeieilte und Jeder nur auf seine eigne Ret-

tung bedacht war, so überhand, daß zwanzig schöne Häuser, ohne die übrigen Gebäude, ein Raub der Flamme wurden. Ueber funfzig Jahre blieb die Brandstätte unbebaut liegen, weil es den Einwohnern theils an Mitteln fehlte, ihre Häuser wieder aufzubauen, theils der unselige Krieg sie auch neue Unglücksfälle besorgen ließ. Ein gleiches Schicksal hatte die Stadt am 5. September 1666, wo durch die Unvorsichtigkeit einer alten Frau in dem Hause, wo jetzt das Ballhaus steht, Feuer auskam, welches sich bald so verbreitete, daß an 64 Gebäude in Asche verwandelt wurden. Am schrecklichsten aber war der Brand, welcher sich am 19. Mai 1723 in der Nacht um 11 Uhr in der Lebuser Vorstadt ereignete. An mehreren Orten zugleich brach die Flamme aus, und griff mit solcher Schnelligkeit um sich, daß die ganze nach der Oder zu gelegene Seite der Vorstadt und mehrere Häuser in der langen Gasse in kurzer Zeit in einen Aschenhaufen verwandelt wurden. Die aus tiefem Schlummer aufgeschreckten Bewohner vermochten kaum, sich aus ihren größtentheils mit Schindeln und Rohr gedeckten Häusern zu retten. Alle Anstalten zum Löschen waren vergebens. In wenigen Stunden waren 84 Häuser niedergebrannt. Sieben Personen, nämlich die Wittwe Köhler, zwei Söhne des Fischers Frit-

sche von drei und fünf Jahren, der vierjährige Sohn des Fischers Ebert, der Weinmeister Herkewitz, Sophie Krüger und das zehnjährige Kind des Gottfried Wilde fanden in den Flammen ihren Tod. Ein Schneidergeselle, Namens Balzer, wurde im Bemühen, seine Mutter zu retten, vom Feuer stark beschädiget, und verschied nach vier und zwanzig Stunden unter den gräßlichsten Schmerzen. Sechs andere Personen waren mehr oder weniger beschädiget worden. Das Unerwartete und Schreckliche dieses Ereignisses, insbesondere aber der Umstand, daß das Feuer an mehreren Orten zugleich aufgegangen war, führte bald auf die Vermuthung, daß dasselbe angelegt sein müsse. Der Hauptverdacht fiel auf die Wittwe Anna Sottmeier, geborne Schulz, ein im Rufe der Bösartigkeit und Ruchlosigkeit stehendes Weib. Zwischen ihrem und dem Schindlerschen Hause in der Ziegelgasse hatte man die Flamme zuerst ausbrechen gesehen. Hierzu kam, daß man mehrere verdächtige Menschen bemerkt haben wollte, welche bei ihr aus- und eingegangen waren. Sie wurde daher nebst ihrem Sohne, dem Schifferknechte Andreas, der Wittwe Neumann, gebornen Walther, deren unverehelichten Tochter Maria Elisabeth, und Sohne Johann Christoph Neumann und

dem Raschmachergesellen Johann Friedrich Gottlieb sofort arretirt und in das Kriminal-Gefängniß gebracht. Die damals noch übliche Tortur, welche erst späterhin als ein die Menschheit entehrendes Mittel, die Angeschuldigten zum Geständnisse zu bringen, abgeschafft worden ist, erpreßte von den Gefangenen, mit Ausnahme der Wittwe Sottmeier, welche alle Grade der Tortur, ohne das Verbrechen einzugestehen, erduldete, bald das Bekenntniß der Schuld, welches durch die Zeugenaussagen Bestätigung zu erhalten schien. Der Kriminalsenat in Berlin sprach daher das Todesurtheil über die Brandstifter aus, welches die Königliche Bestätigung erhielt und im Jahre 1724 vollzogen wurde. Der Raschmachergeselle Gottlieb wurde am 4. August lebendig verbrannt und die Maria Elisabeth Neumann am 4. September enthauptet und verbrannt. Ein gleiches Schicksal wartete des Andreas Sottmeier; allein der Tod kam demselben einen Tag vor Vollziehung des Urtels zuvor. Doch wurde sein Leichnam am 5. September auf einen Karren nach der Richtstätte gebracht und verbrannt. Die Wittwe Neumann, geb. Walther, wurde am 3. October enthauptet, der Körper verbrannt, der Kopf auf einen Pfahl gesteckt und an letzteren eine Tafel befestiget, auf welcher die Na-

men der Verbrecher und eine kurze Anzeige ihrer Schuld zu lesen war. Die Anna Sottmeier, geb. Schulz, mußte der Hinrichtung der Wittwe Neumann beiwohnen, und wurde demnächst an demselben Tage lebendig verbrannt. Johann Friedrich Neumann endlich mußte Zeuge der Hinrichtung seiner Mutter und der Sottmeier sein, wurde aber seiner Jugend wegen nicht zum Tode verurtheilt, sondern am 5. October gestäupt, und nach Spandau zur zehnjährigen Zuchthausstrafe abgeführt.

Schon damals und auch in den neuesten Zeiten haben sich Stimmen erhoben, welche nach einer unpartheiischen Prüfung die Hingerichteten von dem ihnen Schuld gegebenen Verbrechen frei sprachen, und sie als unglückliche Opfer eines finsteren Argwohns und einer mangelhaften Rechtsverfassung betrachten. *)

*) S. Frankfurther Wochenblatt J. 1824. S. 219 ꝛc.

Drittes Kapitel.

Geschichte der Stadt Frankfurth a. O. vom Ausbruche des siebenjährigen Krieges bis auf unsere Zeit, vom Jahre 1756 bis 1829.

König Friedrich Wilhelm 1 war am 31. Mai 1740 gestorben. Dem kräftigen Vater folgte der noch kräftigere Sohn Friedrich 2., welcher sich durch seine weise und thatenreiche Regierung den wohlverdienten Beinamen des Großen und Einzigen erwarb. Kaum hatte er den Thron bestiegen, als er auch schon seine Ansprüche auf die schlesischen Fürstenthümer Jägerndorf, Brieg, Liegnitz und Wolau, welche Oesterreich viele Jahre hindurch mit ungerechter Hand festgehalten hatte, geltend machte. Seinen

Anforderungen den nöthigen Nachdruck zu geben, fehlte es ihm nicht an Mitteln, da ihm sein Vater ein wohlgeübtes, tapferes Kriegesheer, und eine mit 8700000 Thalern gefüllte Schatzkammer hinterlassen hatte. Auch war die Gelegenheit dazu günstig. Kaiser Karl 6. war nämlich am 20. October 1740 gestorben, und hatte seiner ältesten Tochter Maria Theresia seine weitläuftigen Staaten hinterlassen, und ihr den Besitz derselben durch die sogenannte pragmatische Sanction*) gesichert. Es erhoben sich aber jetzt von mehreren Seiten Ansprüche auf einzelne Landestheile der großen Erbschaft. Friedrich versprach, die Erbin gegen ihre Feinde zu schützen, ihrem Gemahle, dem Großherzoge Franz von Toskana, seine Stimme bei der Kaiserwahl zu geben, und außerdem noch zwei Millionen Thaler zu zahlen, wenn sie ihm dagegen die vorgedachten schlesischen

*) Unter pragmatischer Sanction versteht man die Urkunde, wodurch Kaiser Karl 6., bei dem Mangel an männlichen Nachkommen, seinen weiblichen Nachkommen die Erbfolge in seinen Staaten zu sichern bemüht war. Es war mit großen Schwierigkeiten verbunden, die sämmtlichen Fürsten Europa's zur Annahme und Gewährleistung dieser Urkunde zu bewegen. Der Churfürst Karl Albrecht von Baiern verstand sich als erster Erbe der österreichischen Länder nicht dazu.

Fürstenthümer abtreten wolle. Da er voraussetzen konnte, daß die Königinn von Ungarn hierauf nicht eingehen würde, so rückte er sofort mit dem bei Krossen gesammelten Heere in Schlesien ein, und machte sich durch die Siege bei Mollwitz und Chotusitz oder Tschaslau zum Herrn von ganz Schlesien. Der Friede zu Breslau am 11. Juni 1742 machte diesem ersten schlesischen Kriege ein Ende. Oesterreich leistete darin auf Schlesien und die Grafschaft Glatz mit Ausnahme von Troppau, Jägerndorf und Teschen Verzicht.

Doch dieser Friede war von keiner langen Dauer. Sowohl die üble Behandlung, welche der Kaiser Karl 7. von der Königin von Ungarn erfuhr, als auch die sehr gefährdete Freiheit des deutschen Reichs, und das zwischen Oesterreich, England und Sachsen zu Warschau geschlossene Vertheidigungsbündniß, worin sich Maria Theresia unter anderen alle ihre Länder garantiren ließ, welche sie vor dem Breslauer Frieden besessen hatte, nöthigten den König Friedrich, das Schwerdt wieder aus der Scheide zu ziehen. Er verband sich mit der Churpfalz, Hessenkassel und Frankreich, und begann den zweiten schlesischen Krieg, indem er im August des Jahres 1744 mit 80000 Mann in Böhmen einfiel. Die Schlachten bei Hohenfriedberg oder Striegau, bei Soor oder Trautenau und

bei Kesselsdorf begründeten eben so sehr des Königs Ruhm, als sie ihm ein großes Uebergewicht über seine Feinde gaben. Der bald darauf am 25. December 1745 zu Dresden mit Oesterreich und Sachsen geschlossene Frieden sicherte ihm aufs Neue den Besitz von Schlesien zu.

Wiewohl nun die Stadt Frankfurth durch diese beiden schlesischen Kriege nicht unmittelbar betroffen wurde, so fielen doch die vielen Durchmärsche vaterländischer Truppen den Einwohnern lästig. Letztere mußten überdieß zahlreiche Rekruten und österreichsche Kriegesgefangenen transportiren. Die Transportkosten wurden aus der Kämmereikasse vorgeschossen. Der damalige Bürgermeister, Hofrath Tharing, erhielt von dem Könige Befehl, Kähne und Spunddiehlen nach Beuthen abzusenden, für welche jedoch Zahlung geleistet wurde. Ueberdieß wurden alle Kähne, welche nur aufzutreiben waren, in Beschlag genommen, um schweres Geschütz, Salz und Proviant nach Schlesien zu führen. Die Berichte, welche der Magistrat in diesen Angelegenheiten erstattete, waren dem hellsehenden und die Kürze liebenden Monarchen zu lang, daher er mittelst besonderer Kabinetsordre d. d. Ruppin den 8. Februar 1741 dem Magistrate befahl, sich aller unnöthigen Weitläuftigkeit im Schreiben zu

enthalten, und den Berichten nicht ganze Protokolle beizufügen.

Mit Schlesien hatte Maria Theresia eine der köstlichsten Perlen aus ihrer Länderkrone verloren. Sie konnte dieselbe nicht verschmerzen, und verband sich daher mit Rußland, Frankreich, Sachsen und Schweden. Friedrichs Untergang war der Zweck dieses Bündnisses. Doch die Verrätherei des sächsischen Kanzleisecretairs Menzel und des österreichischen Gesandtschaftssecretairs Weingarten in Berlin, unterrichteten den König von den geheimen Planen der Verbündeten. Die Rüstungen Oesterreichs und Rußlands hatten ihn schon früher besorgt gemacht, und er faßte daher den Entschluß, seinen zahlreichen Feinden zuvor zu kommen, und den dritten schlesischen Krieg, von seiner Dauer auch der siebenjährige genannt, zu eröffnen. In drei Heerzügen drang er im Anfange des Septembers 1756 in Sachsen ein, während der Feldmarschall Schwerin mit 35,000 Mann durch Schlesien in Böhmen einfiel. Das ganze sächsische Heer, welches bei Pirna im Lager stand, 18,000 Mann stark, mußte sich ergeben, und die Oesterreicher wurden bei Lowositz am 1. October geschlagen.

Den Feldzug vom Jahre 1757 eröffnete die entscheidende Schlacht bei Prag, am 6. Mai. Theuer

und mit dem Verluste eines der größten Feldherrn, des Feldmarschalls Schwerin, welchen Friedrich einem Heere von 10,000 Mann gleich achtete, erkauften die Preußen den Sieg. Die Stadt Prag wurde nun eingeschlossen. Zum Entsatze rückte der Feldmarschall Daun mit einem österreichschen Heere herbei. Friedrich ging ihm entgegen, wurde aber am 18. Juni bei Collin geschlagen, und mußte Böhmen räumen. Gleiches Schicksal hatte der preußische General Lehwald bei Großjägerndorf am 30. August, wo die preußische Tapferkeit im ungleichen Kampfe mit den Russen erlag. Dagegen flocht Friedrich durch den Sieg über die Franzosen und das deutsche Reichsheer, bei Roßbach am 5. November einen neuen Lorbeerzweig in den Kranz seines Ruhms. Sachsen wurde dadurch von den Feinden befreit. Desto mißlicher sahe es aber in Schlesien aus, wo der Herzog von Bevern bei Breslau am 22. November eine Niederlage erlitt, und sich selbst gefangen nehmen ließ, um sich nicht dem Zorne des Königs auszusetzen. Friedrich brach daher schleunigst nach dieser Provinz auf, traf das weit überlegene österreichsche Heer bei dem Dorfe Leuthen am 5. December, und trug den vollständigsten Sieg davon. Von den mit ihm verbündeten Engländern hatte der König wenige Vor-

theile. Der unerfahrne Herzog von Cumberland, welcher ein aus Hanoveranern, Hessen, Braunschweigern und Preußen bestehendes Heer von 40,000 Mann anführte, konnte den Franzosen nirgends Stand halten, und wurde am 26. Juli bei Hastenbeck geschlagen.

So sehr auch sieben große Schlachten und die in den Lazarethen wüthenden Krankheiten, die preußischen Heereshaufen im letzten Feldzuge geschwächt hatten, so bald gelang es doch dem schöpferischen Geiste Friedrichs, sein Heer wieder vollzählig zu machen. Mit dem Anfange des Jahres 1758 stand er völlig gerüstet zum neuen Feldzuge da. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig, welcher durch den Einfluß des großen englischen Staatsministers Pitt, den Oberbefehl über das verbündete Heer in Westphalen erhalten hatte, begann den neuen Feldzug schon im Februar, und schlug die Franzosen bei Crefeld am 23. Juni. Friedrichs erstes Geschäft in diesem Feldzuge war, sich der Festung Schweidnitz zu bemächtigen, um sich Schlesiens ganz zu versichern. Darauf züchtigte er die Russen, welche Küstrin durch ein fürchterliches Bombardement eingeäschert hatten, ohne es erobern zu können, in der blutigen Schlacht bei Zorndorf am 25. August. Dagegen erlitt er am

14. October in der Nacht durch die Oesterreicher unter Daun den fürchterlichen Ueberfall bei Hochkirch, welcher ihm verderblicher geworden wäre, wenn Daun die errungenen Vortheile besser zu benutzen verstanden hätte.

Im folgenden Feldzuge im Jahre 1759 erlitt das verbündete Heer in Westphalen, am 13. April eine Niederlage bei Bergen. Dagegen erfocht der Herzog von Braunschweig am 1. August einen glänzenden Sieg über die Franzosen bei Minden.

Mißlicher war dagegen die Lage der Armee, welche der König anführte. In großen Massen drangen die Russen unter dem Befehle des Feldmarschalls Grafen von Soltikoff gegen die Oder vor. Ein österreichisches Corps, von dem Feldmarschall-Lieutenant von Laudon geführt, sollte sich mit denselben vereinigen. Der General Dohna wurde von dem Könige abgesandt, diese Vereinigung zu hindern. Da dieser aber erst Verstärkungen abwartete, und aus Unentschlossenheit die günstigen Gelegenheiten, den Feind anzugreifen, nicht benutzte; so nahm ihm der mit seinem Verhalten unzufriedene König den Oberbefehl, und übertrug solchen dem General Wedel mit dem ausdrücklichen Befehle, den Russen eine Schlacht zu liefern, wenn er deren Vereinigung mit

den Oestreichern nicht anders verhindern konnte. Unbekannt mit den Truppen, die er befehligte und mit dem Feinde, den er schlagen sollte, und unkundig der Gegend, welche der Schauplatz des Kampfes werden sollte, griff er die Russen am 23. Juli bei dem Dörfern Kai und Palzig, zwischen Züllichau und Krossen, in einer für diese sehr vortheilhaften Stellung an. Letztere sowohl, als die sumpfige Gegend, der Mangel an Kanonen, und die Unvorsichtigkeit des Generals Wedel, welcher einzelne Brigaden vorrücken ließ, die leicht überwältiget wurden, führten den Verlust der Schlacht herbei, wiewohl die preußischen Truppen fünf Stunden lang, von 4 Uhr Nachmittags bis Sonnenuntergang mit dem gewohnten Muthe gefochten hatten. Die Russen setzten nun ihren Marsch nach Krossen und von da auf dem rechten Ufer der Oder nach Frankfurth fort.

Diese Stadt war schon im Jahre zuvor durch das Bombardement der nur vier Meilen entfernten Festung Küstrin durch Russen, in nicht geringe Besorgniß gesetzt worden. In noch bangerer Besorgniß schwebte sie aber jetzt, als sich am 29. Juli, also sechs Tage nach der Schlacht bei Palzig, zuerst die Nachricht verbreitete, daß die Russen in vollem Anmarsche seien, und bald vor den Thoren stehen würden. Am

Morgen des folgenden Tages erhielt diese Nachricht dadurch Bestätigung, daß sich russische Kavallerie in der Gegend der Judenberge *) zeigte.

Die Besatzung Frankfurths bestand damals aus einem Bataillon Landmilitz, etwa 400 Mann stark, aus zwei Kompagnien Invaliden und einigen wenigen Husaren. Den Oberbefehl über diese Truppen hatte der Major von Arnim.

Dieser konnte sich Anfangs nicht überzeugen, daß die ganze russische Armee im Anmarsche sei, hielt vielmehr die anrückenden Feinde für ein bloßes fliegendes Korps von vielleicht tausend Mann, und traf Anstalt, die Stadt gegen dasselbe zu vertheidigen. Zu dem Ende ließ er die beiden einzigen Kanonen, welche er hatte, an der Oder in der Gegend des Packhofes und am Brückthore auffahren, postirte seine Truppen von hier aufwärts längs der Oder, und befahl, einen Theil

---

*) Die Judenberge haben ihren Namen nicht von dem an ihrer nordwestlichen Seite gelegenen jüdischen Kirchhofe, denn diese Benennung war schon früher, als die Anlage des Kirchhofes geschahe. Höchst wahrscheinlich nannte man diese Berge früher die Gutenberge, wegen der besseren Beschaffenheit ihres Erdreichs in Vergleich mit den übrigen Anhöhen der kunersdorfer Feldmark, woraus durch fehlerhafte Aussprache des G und J am Ende Judenberge geworden ist.

der Oderbrücke aufzuheben und die Zugbrükke aufzuziehen. Durch diese Vertheidigungsanstalten fanden sich die Russen, von denen ein Theil die Judenberge besetzt hatte, veranlaßt, eiligst einige Feldmörser gegen die Stadt, und einige Kanonen auf dem Damme gegen die Brücke aufzupflanzen. Sie selbst besetzten den Damm unweit des sogenannten alten Zolles.

Mehrere Einwohner hatten sich am Morgen aus der Stadt geflüchtet, so lange die Thore noch nicht gesperrt waren. Der besorgte Magistrat empfahl den Bürgern ein friedliches und vorsichtiges Betragen gegen die feindlichen Truppen, im Fall die Stadt von denselben besetzt werden sollte, und bat auch den Major von Arnim, den unhaltbaren Ort zu verlassen, und denselben durch unnütze Gegenwehr nicht der Rache des Feindes auszusetzen. Allein dieser war fest entschlossen, sich so lange als möglich zu halten, und wieß daher den Magistrat mit seinem Antrage zurück.

Zwischen 8 und 9 Uhr Vormittags verriethen die aufsteigenden Staubwolken die Annäherung des Feindes in größeren Massen, und in kurzer Zeit war die Dammvorstadt und die Gegend hinter derselben bis an das Dorf Kunersdorf von den Russen besetzt. Gegen 10 Uhr erschien ein Officier nebst einem Trompe-

ter, von dem russischen Major von Fischer, oder, wie Andere wollen, von dem Obristen von Bülow abgesandt, und verlangte, daß die Stadt sich auf Discretion, die Garnison aber als Kriegsgefangene ergeben sollte, in welchem Falle der ersteren der Schutz der russischen Kaiserin zugesichert wurde. Der Major von Arnim weigerte sich standhaft, und versicherte, daß er sich bis auf den letzten Mann vertheidigen würde. Jetzt drohete der Obrist von Bülow, Bomben in die Stadt zu werfen. Dieß machte den Major geschmeidiger, und er versprach, die Stadt zu übergeben, wenn ihm mit seinen Truppen freier Abzug unter allen militairischen Ehrenzeichen bewilliget würde. Diese Forderung schlug der Obrist von Bülow gänzlich ab.

Bald darauf erfolgte eine zweite Aufforderung durch den Obristen von Peutling, welche von denselben Drohungen begleitet war. Der Major von Arnim blieb bei seiner Weigerung, und nur die gewisse Ueberzeugung, daß er mit seiner geringen Mannschaft gegen einen, mit allen Truppengattungen und schwerem Geschütze versehenen, sehr überlegenen Feind die Stadt nicht halten könne, so wie die dringenden Bitten der Einwohner, die Stadt zu schonen, vermochten ihn endlich zu dem Entschlusse, in aller

Stille abzuziehen und Küstrin zu erreichen zu suchen, zu welchem Ende er seine Kanonen und einen Theil seiner Truppen durch das Lebuser Thor abziehen ließ.

Um 11 Uhr wurde die Stadt zum drittenmale aufgefordert. Um Zeit zu gewinnen verweigerte der Major auch dießmal die Uebergabe. Diese Hartnäkkigkeit bewog die Russen, Ernst zu gebrauchen. Sie warfen daher aus einem auf dem Judenberge aufgeführten funfzigpfündigen Mortier, eine Bombe in die Stadt. Dieselbe schlug auf dem sogenannten Hundehübel in das Haus einer Bäkkerwittwe, Namens Thielicke ein, tödtete die in der Thür stehende Eigenthümerin, und beschädigte das Haus bedeutend, ohne jedoch zu zünden. Eine zweite Bombe platzte in der Luft, ohne Schaden zu thun. Dieser Vorfall setzte die Einwohner in die größte Bestürzung. Sie fürchteten ein ähnliches Schicksal, als das benachbarte Küstrin im Jahre zuvor erduldet hatte.

Von russischer Seite erfolgte jetzt eine nochmalige Aufforderung unter der Androhung, daß, im Falle die Stadt sich nun nicht ergeben würde, dieselbe mit hundert Feuerkugeln in Brand gesteckt werden sollte. Der Magistrat und die Einwohner erklärten ihre Bereitwilligkeit zur Uebergabe. Nur der Major von Arnim wollte darein nicht willigen, und sich und

seine Truppen der Großmuth der Russen nicht anvertrauen. Doch sah er wohl ein, daß er sich hier nicht länger halten könne und erklärte daher dem Magistrate, daß er um 12 Uhr die Stadt verlassen wolle. Um zur Flucht Zeit zu gewinnen, und den Feind von seiner Verfolgung abzuhalten, ließ er von einigen Jochen der Oderbrücke die Bohlen abnehmen, und in den Strom werfen. Zugleich verlangte er von dem Magistrate, daß der Feind wenigstens drei Stunden aufgehalten werde, ehe er seinen Einzug in die Stadt halten könne. Als ihm dieß zugesichert worden war, entfernte er sich mit dem Ueberreste seiner Truppen, nahm die Schlüssel von allen Thoren mit sich, und sandte sie durch den mitgenommenen Boten erst wieder zurück, als er sich gegen die Verfolgung des Feindes gesichert glaubte.

Kurz vor seinem Abmarsche warf der Feind eine dritte Bombe in die Stadt. Sie schlug in den Schornstein der Amtswohnung des Stadtmusikus unweit der St. Marienkirche ein, zertrümmerte ihn und richtete einige Zerstörungen im Hause an, zündete aber ebenfalls nicht.

Kaum hatte der Magistrat die Schlüssel der Stadtthore wieder erhalten, so eilte er, zur Abwendung größeren Unglücks, die Stadt zu übergeben.

Die Stadttambours mußten durch die ganze Stadt Appell zum Zeichen der Unterwerfung schlagen. Demnächst wurde der damalige Senator Müller nebst einem Tambour zu dem Chef der russischen Truppen gesandt. Mühsam mußten sie sich durch Bretter über die von Bohlen entblößten Joche der Brücke, einen nicht ganz gefahrlosen Weg bahnen, und gelangten so zu dem russischen General v. Villebois. Dieser empfing sie Anfangs mit einiger Kälte und zeigte sich ungehalten darüber, daß sie die Stadt nicht früher übergeben hätten. Als ihm jedoch die Deputirten sowohl, als der unterdessen ebenfalls erschienene Magistrat und die Universität versicherten, daß dieß nicht ihre Schuld sei, indem die Uebergabe der Stadt von dem Major von Arnim abgehangen habe, so bezeigte er sich freundlicher, ließ sich aber auf eine förmliche Kapitulation, welche der Magistrat und die Universität verlangten, nicht ein, sondern sicherte der Stadt nur im allgemeinen Schutz zu und versprach, gute Mannszucht zu halten. Es war übrigens hohe Zeit, daß die Uebergabe der Stadt erfolgte, weil von Seiten der Russen schon alle Vorbereitungen getroffen waren, sie ernstlich zu beschießen.

Hierauf wurde die an einigen Stellen abgebrochene Brücke aufs schleunigste wieder hergestellt, und

den russischen Truppen der Eingang eröffnet. Es war Nachmittags 2 Uhr, als ein Dragonerregiment und ein Regiment Husaren in die Stadt rückte. Ihm folgte ein Infanterieregiment, welches sich auf dem Markte gegen das Rathhaus aufstellte. Die beiden Kavallerieregimenter, unter dem Kommando der Obristen von Bülow, sprengten sogleich durch die Stadt, um den Major von Arnim zu verfolgen. Die Infanterie blieb unter dem Gewehre stehen, während die Thore mit starken Wachen besetzt wurden. Der Generallieutenant von Villebois hatte sein Quartier auf dem Markte in dem Ballabeneschen Hause genommen. Der zum Stadtkommandanten ernannte Obrist von Peutling begab sich nunmehr auf das Rathhaus, und nahm die Schlüssel der Stadt, welche ihm der Magistrat hier überreichte, in Empfang. Darauf verlangte er eine nicht unbedeutende Zahl von Portionen und Rationen, und als letztere nicht sogleich verabreicht werden konnten, wurde aller Vorrath genommen, und die Felder und Wiesen der Stadt durch Fouragieren hart mitgenommen.

Um 6 Uhr Nachmittags kehrte die Kavallerie, welche die Landmiliz verfolgt hatte, zurück. Der Major von Arnim hatte, wie wir gesehen haben, seinen Rückzug auf Küstrin genommen. Doch russi-

sche leichte Kavallerie, welche bei Lebus durch die seichte Oder gesetzt war, versperrte ihm den Weg, und zwang ihn, sich links zu wenden, um Fürstenwalde und demnächst Berlin zu erreichen. Allein in der Gegend zwischen Kliestow und Bossen wurde er vom Feinde eingeholt, nnd nach einer tapferen Gegenwehr, nach einem Verluste von 30 Mann an Todten und Verwundeten und seiner Kanonen, gefangen genommen und nach Frankfurth gebracht. Das gefangene Corps bestand außer dem Major von Arnim aus 19 Officieren, 40 Unterofficiereu und 486 Gemeinen. Der Obrist von Bülow, ein sächsischer Kavallier, welcher erst seit drei Jahren aus sächsischen in russische Kriegesdienste getreten war, ehrte die Tapferkeit auch im Feinde, indem er dem gefangenen Major nicht allein über sein muthiges Benehmen und über seine während des Gefechts bewiesene Entschlossenheit und militairische Einsicht große Lobeserhebungen machte, sondern ihm auch ein Pferd reichen und ihn neben sich zur rechten Hand reiten ließ. Die Gefangenen, worunter sich auch der Lieutenant Schönfeld befand, welcher eine schwere Kopfwunde erhalten hatte, wurden in verschiedenen Brauhäusern der Stadt unter starker Wache einquartirt.

Bald darauf erhielt der Magistrat den Befehl,

alle in der Stadt befindlichen Gewehre abzuliefern, was auch geschah. Der Kommandant, Obrist von Peutling, bemächtigte sich überdieß sämmtlicher Magazinvorräthe, welche nicht unbedeutend waren. In den Magazinen befanden sich nemlich, außer vielen anderen Bedürfnissen, allein 24,778 Scheffel Getraide, 2871 Tonnen Salz und viele Montirungsstücke. Eben so wurde alles vorräthige Malz und Pulver in Beschlag genommen und versiegelt. Noch bedeutender war aber die Brandschatzung, welche die Russen der Stadt auferlegten. Diese betrug nicht weniger als 600,000 Thaler. Bei Androhung von Brand und Plünderung sollte diese Summe in drei Terminen aufgebracht werden, nemlich 200,000 Thaler binnen 24 Stunden, eben so viel in drei Tagen, und der Rest zum 6. August. Außerdem wurde noch eine starke Lieferung an Vieh und Fourage verlangt. Die unglückliche Stadt that alles, die unverschämten Forderungen des Feindes zu befriedigen, um sich nicht noch größeren Mißhandlungen auszusetzen; allein die verlangten Gelder vermochte sie nicht zu erschwingen. Der Magistrat machte daher die dringendsten und beweglichsten Vorstellungen. Diese halfen aber nichts, vielmehr bestand der General auf die schleunigste Aufbringung des Geldes. Es wurden daher zwischen

dem 1. bis 3. August dem dazu commandirten Major von Fischer, einem Liefländer von Geburt, 60,000 Thaler abschläglich gezahlt.

Schon am 1. August war die ganze russische Armee unter den Befehlen der Generale Grafen von Soltikof und von Fermor bei Frankfurth angelangt, und hatte sich auf der kunersdorfer Feldmark gelagert. Hier verschanzte sie sich aufs stärkste. Die Judenberge wurden ganz mit Artillerie besetzt. Noch am Abende desselben Tages um 10 Uhr erschien ein österreichscher Officier, und meldete den Feldmarschall Laudon mit seinem Corps an, verlangte auch für ersteren ein gutes Quartier und eine wohlbestellte Tafel, so wie für die Armee Verpflegung und Fourage nebst 600,000 Thaler Kontribution. Laudon erschien am folgenden Tage wirklich mit 18,000 Mann vor der Stadt. Er hatte seinen Marsch über Guben genommen, und alle auf dem Wege und um die Stadt befindlichen Mahl- und Malzmühlen zerstört. Der Magistrat, welcher den ausschweifenden Forderungen der Oestreicher nicht genügen konnte, wandte sich in der Verzweiflung an den russischen General von Villebois, und wußte denselben dahin zu bringen, daß er die verlangte Lieferung an Lebensmitteln und Fourage, so wie die Zahlung der geforderten Kriegescon-

tribution ausdrücklich verbot, weil solche von Russischer Seite schon in Anspruch genommen worden wären. Dagegen mußte für die Tafel des Feldmarschalls das Erforderliche unendgeldlich von der Stadt geliefert werden, was derselben eine bedeutende Ausgabe verursachte.

Laudon wollte aus Verdruß darüber das ihm in der Stadt ausgesuchte Logis nicht bewohnen, sondern bezog ein Quartier in der Gubener Vorstadt, in dem Hause des französischen Predigers Aureillon, und lagerte seine Truppen in der gedachten Vorstadt und hinter den Weinbergen bis nach Tzschetzschnow hin. Die Erbitterung der Russen gegen die Oesterreicher ging so weit, daß kein Oesterreichscher Officier ohne Erlaubniß in die Stadt kommen, vielweniger darin übernachten durfte.

Am 2. August rückte auch der General en Chef, Graf von Soltikof mit seiner Suite in die Stadt ein, und fand in dem damals Damerowschen jetzt Trowitzschschen Hause sein Unterkommen, vor welchem täglich eine starke Garde zu Fuß und zu Pferde nebst zwei Kanonen die Wache hatte. Der General Graf von Fermor hatte sich auf dem rothen Vorwerke einquartiert.

Das Betragen der russischen Truppen war im

Ganzen ziemlich gut. Es wurde strenge Mannszucht gehalten, und die höheren Officiere bewiesen sich höflich und leutselig gegen den Magistrat und die Einwohner. Desto mehr aber wurde die Stadt wegen Aufbringung und Abzahlung der Kriegescontribution geängstiget. Fortwährend drohte man derselben mit Plünderung und Zerstörung. Die Einziehung der Gelder war einem Hauptmann von der präobrazinskischen Garde, Namens von Oseroff, einem rohen und hartherzigen Manne übertragen worden. Dieser drang mit aller Härte auf Herbeischaffung des Geldes und versicherte, im Fall solches nicht geschähe, die Stadt der Plünderung preis zu geben, sie mit Feuer und Schwert zu vertilgen, und die Weiber nebst den Kindern fortzuführen. Der Magistrat that alles, was er konnte, um die Erfüllung dieser schrecklichen Drohungen abzuwenden; allein die Stadt war vom baarem Gelde zu entblößt, um den Anforderungen der Russen genügen zu können. Nun versuchte Oseroff durch Gewaltthätigkeiten, welche er sich gegen den Magistrat erlaubte, zu seinem Zwekke zu gelangen. Er ließ denselben nehmlich am 8. August sich in der Rathsstube versammeln, und Wache vor die Thüren stellen. Die ganze Nacht mußte der Magistrat daselbst zubringen. Am andern Morgen früh

um 7 Uhr erschien Oseroff auf dem Rathhause und beschied die Judenältesten, die er auch vielfach gequält hatte, ebenfalls dahin. Als diese sich eingefunden hatten, wurden sie mit dem Magistrat zusammen unter Begleitung einer starken Wache in die Dammvorstadt geführt, und hier in eine Scheune eingesperrt. Von hier aus mußte der Magistrat eine Deputation, bestehend aus dem Stadtsyndikus Dr. von Toll, dem Bürgermeister Kriegesrath Trummer und dem Bürgermeister Bärenreuth, von einer Wache begleitet, in die Stadt schicken, welche Haus für Haus gehen, und zur Kontribution sammeln mußten. Die ihrer vorgesetzten Behörde zugethanenen Bürger gaben, um solche und die Stadt zu retten, ihr weniges Geld und selbst ihr Silberzeug hin. So hatten denn die Deputirten mit Kummer und Noth 4200 Thaler in Golde und 2000 Thaler an Silber zusammen gebracht. Ersteres wurde angenommen, letzteres aber zurückgewiesen, der Magistrat nebst den Judenältesten seines Arrestes entlassen, und mit Wache nach der Stadt zurück und zum Kapitain von Oseroff geführt, welcher seine Forderungen mit Ungestüm wiederholte.

Am Morgen des 9. Augusts vernahm man in der Stadt eine starke Kanonade. Die Russen befürchteten einen Angriff der Preußen auf das Laudon-

sche Corps. Schon am Tage zuvor hatte man von der Annäherung der Preußen Kunde erhalten. Alles gerieth in die heftigste Bewegung. Der General von Soltikof eilte mit der ganzen Generalität in das Russische Lager, und nahm die in der Stadt befindlichen Kanonen dahin mit. Doch schon nach wenigen Stunden kehrte alles wieder mit der Nachricht zurück, daß jene Kanonade nichts weiter, als ein Victoriaschießen der Preußen wegen des von dem Prinzen Ferdinand am 1. August bei Minden errungenen Sieges über die Franzosen gewesen sei.

Die Anforderungen der Russen hinsichtlich der Kontribution dauerte fort, und der Magistrat war dieserhalb großer Plakkereien und Bedrükkungen ausgesetzt. Seine vielfältigen Versicherungen, daß er ein Mehreres, als bereits aufgebracht und gezahlt worden sei, nicht zu beschaffen vermöge, halfen ihm nichts. Die Russen waren der Meinung, daß böser Wille dabei im Spiele sei, und nahmen daher, um den Magistrat und die Bürgerschaft willfähriger zu machen, den Bürgermeister, Hofrath Ungnade, den Kaufmann Schobert und die Judenältesten Pincus Moses Schlesinger und Juda Herz Bär als Geißeln. Der damalige Senator Müller und der rathhäusliche Bediente Fischer begleiteten diese Gei-

ßeln, welche auf zwei Wagen, nur mit den nothwendigsten Kleidungsstükken versehen, und von einem Officiere und einigen Russischen Husaren eskortirt, am 11. August Vormittags ins Lager bei Kunersdorf, und von da zurück bis unter die Berge bei Tzschetzschnow geführt wurden. Hier befand sich die Russische Bagage, welche eine Wagenburg bildete. Fünf Tage und eben so viel Nächte brachten die Geißeln hier in der traurigsten Lage zu. Sie hatten kein anderes Obdach, als den Himmel über sich, waren den brennenden Strahlen der Sonne ausgesetzt, und durften im Schatten der Bäume keinen Schutz dagegen suchen, weil es ihnen nicht erlaubt war, aus dem ihnen angewiesenen Kreise zu treten, welcher mit einer Wache von zwölf Mann besetzt war.

Nach der unglücklichen Schlacht bei Kai war der König aus Schlesien nach der Mark geeilt, um dieselbe gegen die Russen zu schützen. Vergebens hatte er sich bemüht, die Vereinigung der letzteren mit den Oestreichern bei Frankfurth zu verhindern. Am 4. August stieß das Corps des Generallieutenants von Wedel zu ihm, worauf er ein Lager zwischen Boßen, Wulkow und Lebus bezog. Hier wartete er die Ankunft des Generals von Finck ab, welcher auch mit 10,000 Mann aus der Gegend von Torgau am 10. Au-

gust bei Hohenjesar und Zeschdorf eintraf. In der Nacht vom 10. zum 11. August ging die gesammte preußische Infanterie über zwei zwischen Reitwein und Göritz über die Oder geschlagene Brükken auf die rechte Seite des Stroms, während die Kavallerie bei Oetscher durch denselben setzte. Zur Dekkung der Schiffbrükke und der Bagage blieb ein Theil Infanterie und Kavallerie unter den Generalen von Wunsch, von Flemming und von Malachowsky auf der linken Seite der Oder zurück. Die in den Dörfern Frauendorf, Gohlitz und Leißow befindlichen Russischen Truppen wurden zurück gedrängt, und der König gelangte ohne Hinderniß in die Gegend von Leißow und Bischofssee.

Der Uebergang des Königs über die Oder, und die Annäherung desselben, bewogen das Laudonsche Korps theils über die gewöhnliche Oderbrükke, theils aber über eine zwischen der Stadt und dem Karthaus geschlagene Schiffbrükke ebenfalls auf die rechte Seite der Oder zu gehen, und sich hier zwischen dem rothen und weißen Vorwerke zu lagern. Die sämmtliche Bagage der Russen wurde durch die Stadt und über die Schiffbrükke zurückgebracht und Lebus nebst Kunersdorf in Brand gesteckt. Alles Vieh der umliegenden Gegend wurde geraubt und durch die Stadt

getrieben. Der Ueberfluß daran war so groß, daß man Ochsen für wenige Thaler und Hammel um einige Groschen kaufen konnte. Ja ein Theil des Viehes, welches nicht fortgebracht werden konnte, wurde von den Kosacken geschlachtet, liegen gelassen und nur die Haut desselben für eine Kleinigkeit verkauft. Die Russische Besatzung verließ am 12. August um 12 Uhr ebenfalls die Stadt, und nur 300 Mann blieben unter dem Kommando des Majors von Tunzelmann nebst einem Kapitain und sechs Subaltern-Officieren zurück.

Fast um dieselbe Zeit begann die Schlacht. Sie ist eine der blutigsten in der Geschichte des siebenjährigen Krieges. Ihre nähere Beschreibung liegt außer den Gränzen dieser Schrift. Nur soviel wollen wir davon erwähnen, daß der Sieg sich Anfangs auf die Seite der Preußen neigte, aber die Absicht Friedrichs, die Russen vernichten zu wollen, ihm den Siegeslorbeer entriß. 6000 brave Preußische Krieger deckten mit ihren Leichnamen das Schlachtfeld und 13,000 Mann waren verwundet. 2000 der letzteren geriethen in feindliche Gefangenschaft. Ungleich größer noch war der Verlust der Feinde. Ohne von den Russen verfolgt zu werden, zog sich der geschlagene König zwischen Frauendorf und Oetscher zurück,

sammelte hier den Ueberrest seiner Truppen, ging am folgenden Tage über die Oder und lagerte sich bei Reitwein.

Während der Dauer der Schlacht war der zur Deckung der Schiffbrücke bei Reitwein zurückgelassene General von Wunsch auf Befehl des Königs nach Frankfurth aufgebrochen, wo er bald nach 5 Uhr anlangte, die Thore sprengte und in die Stadt drang. Die Preußischen Husaren jagten durch die Straßen, nahmen die zurückgebliebenen 300 Mann Russen nebst mehreren vom Schlachtfelde eingebrachten Verwundeten gefangen, uud bemächtigten sich eines Theils der Oesterreichschen Bagage, welche in der Gubener Vorstadt aufgefahren war. Wiewohl die überraschten Russen nur geringe Gegenwehr leisteten, so wurden doch einige derselben erschossen, andere verwundet. Die Infanterie besetzte sofort die Anhöhen bei der Gubener Vorstadt und die Artillerie pflanzte ihr Geschütz längs der Oder, von der Brükke bis zur Schiffbrücke auf. Doch alle diese Maaßregeln, welche bei einem glücklichen Ausgange der Schlacht von Erfolg gewesen sein würden, waren jetzt fruchtlos, weil die geschlagene Preußische Armee bereits ihren Rückzug angetreten hatte. Plötzlich erschien jetzt auch ein Russisches Corps unter dem Befehle des Obristen von Bülow

auf dem Damme an der rechten Seite der Oder, und es begann nun eine heftige Kanonade, welche bis spät in die Nacht dauerte, und mehrere Häuser der Stadt stark beschädigte. Der General von Wunsch sahe sich nun genöthiget, auf dem linken Ufer der Oder nach der Schiffbrükke bei Reitwein zurückzukehren und seine Gefangenen in Sicherheit zu bringen. Die Russen nahmen die Aufhebung der in Frankfurth zurückgelassenen Besatzung von 300 Mann sehr übel auf, und erklärten dieselbe für eine Sauvegarde, für welche sich der Magistrat verantwortlich gemacht habe. Dieß wollte man jedoch Preußischer Seits nicht sogleich anerkennen, weil nach den Regeln der Kriegeskunst die im Rükken der Russischen Armee gelegene Stadt besetzt werden mußte, auch ein Korps von 300 Mann für eine Sauvegarde viel zu viel war.

Der Russische Obrist von Bülow, welcher die Stadt nun wieder in Besitz genommen hatte, vermuthete nicht ohne Grund, daß von Seiten einiger Bürger dem General Wunsch zur Einnahme der Stadt hülfreiche Hand gereicht worden sei. Er machte daher dem Magistrat bittere Vorwürfe, sicherte jedoch der Stadt unter der Bedingung, wenn sie die Auslieferung der gefangen genommenen Sauvegarde bei

dem Könige bewirken wolle, Schonung und Schutz zu. Mit den dringendsten Vorstellungen wandte sich nun der Magistrat an den König, und war so glücklich, Erhörung zu finden. Die Sauvegarde wurde nach wenigen Tagen ausgeliefert. Der Magistrat hatte sich übrigens zu dem demüthigenden Schritte bequemen müssen, dem Grafen von Fermor und dem General von Villebois zu dem Siege bei Kunersdorf Glück zu wünschen.

Der Obrist von Bülow, dessen Kavallerie-Regiment nach der Schlacht die Stadt zuerst wieder besetzt hatte, konnte es bei dem besten Willen nicht verhindern, daß mehrere Häuser geplündert und viele Einwohner gemißhandelt wurden. Besonders war dieß der Fall in den Hintergassen, auf dem Damme und in der Gubener Vorstadt. Auch die Kämmereidörfer Schwetig und Reipzig, so wie die unweit des letzteren Dorfes gelegene Mahl- und Schneidemühle, waren während der Schlacht von den weichenden Russen in Brand gesteckt und eingeäschert worden. Nach der Schlacht wurden sämmtliche Pferde und Wagen zum Transporte der vielen Verwundeten in Beschlag genommen, und es mußten für letztere Betten, Hemden, Laken und Leinwand herbei geschafft werden. Fast alle Professionisten wurden gezwungen, ihre vor-

räthigen Bestände herzugeben und die Seiler täglich, so lange als der Feind sich in dieser Gegend aufhielt, 150 Klafter Stricke zu liefern. Von der gesammten Bürgerschaft verlangte man alles Gewehr, und alle vorhandenen Säcke. Bei weitem empfindlicher für die Stadt aber war die Forderung einer Kontribution von 200,000 Thaler. Mit Ungestüm und unter den härtesten Drohungen verlangte man deren schleunige Aufbringuug.

Unterdessen hatten die Oesterreicher ihr früheres Lager in der Gubener Vorstadt und bei Tzschetzschnow wieder bezogen. Die Stadt selbst erhielt ein Infanterie-Regiment zur Besatzung, und der Obrist von Schettnow wurde derselben zum Kommandanten gegeben. Letzterer that zur Erleichterung der Stadt hinsichtlich der Kriegeskontribution nichts, so gute Ordnung er auch übrigens hielt. Die Bestürmungen wegen derselben dauerten fort, und der Hofrath Ungnade nebst den übrigen Geißeln wurden am 15. August von dem Major von Drostmann unter einer Bedekkung von Kosacken in die Stadt zurückgebracht, um solche aufzubringen. Auf den Vorschlag des Ungnade bewilligten endlich die auf dem Rathhause versammelten Repräsentanten der Bürgerschaft 100,000 Thaler an Kontribution, welche theils in

baarem Gelde, theils in Wechselbriefen mit großer Mühe zusammengebracht wurden. Am folgenden Tage kehrte Ungnade in Begleitung des Kämmerers Nerger ins Russische Lager, welches eben nach Cossow aufgebrochen war, zurück. Allein der General Graf von Fermor war mit der abgelieferten Summe, welche erst am 26. August angenommen wurde, nicht zufrieden, sondern verlangte wenigstens noch 50,000 Thaler. Ungnade und Nerger mußten nun als Geißeln zurückbleiben, und selbst die Bitten des Professors und Predigers Simonetti, welcher sich selbst ins Hauptquartier begeben, und durch sein kluges Benehmen die Gunst des Grafen erworben hatte, vermochten ihre Befreiung nicht zu bewirken. Dagegen wünschte der Graf von Fermor, den Simonetti predigen zu hören, und erschien zu diesem Ende am 26. August in der Hauptkirche in Frankfurth mit einem starken Gefolge. Auf seinen Befehl mußte auch am Schlusse der Predigt ein Kirchengebet und eine Fürbitte für die Russische Kaiserinn von der Kanzel abgelesen werden, wozu er selbst das Formular gab. Ueberhaupt wurde der Gottesdienst von den Deutschen Officieren in der Russischen Armee sehr fleißig besucht. Die Russen selbst verrichteten ihre

Andacht in einem kleinen mit Vorhängen versehenen Tempel auf dem Flure des Rathhauses.

Nachdem die Todten auf dem Schlachtfelde beerdigt worden waren, zog der in der Gegend der Judenberge zu diesem Behuf noch zurückgebliebene Ueberrest der Russischen Armee gleichfalls in das Lager bei Cossow. Die Schiffbrücken wurden nun abgeworfen und die Verwundeten, worunter sich allein 12,000 schwer Blessirte befanden, in die Stadt gebracht. Die Sterblichkeit unter denselben war sehr groß. Fast täglich verschieden zwanzig bis dreißig. Dieß ist um so weniger zu bewundern, als es an Chirurgen fehlte, und man größtentheils nur auf die wenigen in der Stadt befindlichen beschränkt war. Diese waren aber nicht vermögend, eine so bedeutende Zahl Verwundeter zu behandeln, daher denn viele eine Beute des Todes wurden, welche bei schleuniger Hülfe noch hätten gerettet werden können. Die armen gefangenen Preußischen Verwundeten, mußten unweit der kleinen Mühle hinter dem Russischen Lager Tage lang unter freiem Himmel zubringen, und wurden erst am 20. August in die Stadt gebracht und wundärztlich behandelt. Die leichtverwundeten Russen und Preußen wurden auf Wagen nach Po-

sen transportirt, und fanden erst hier die lange entbehrte Hülfe.

Vier Wochen hatte die Russische Armee bereits bei Frankfurth gestanden, als dieselbe am 28. August aufbrach und in der Gegend von Hohenwalde und Müllrose sich lagerte. An demselben Tage erschien auch der Russische Brigadier Graf von Brüce und verlangte binnen zwölf Stundeu die noch rückständige Kontribution von 50,000 Thalern entweder in baarem Gelde oder in Wechselbriefen. Im Falle man sich weigern würde, diese Summe zu berichtigen, sollte die bisherige Garnison ausrücken, und den Kosacken gestattet werden, die Stadt zu plündern und in Brand zu stekken. Die Bürgerschaft war bei den vielen Drangsalen und Erpressungen, welche sie erlitten hatte, unvermögend, noch eine so bedeutende Summe aufzubringen. Es wurden daher die dringendsten Vorstellungen gemacht, und auf dasjenige hingewiesen, was bereits schon hatte geleistet werden müssen. Allein dieß half zu nichts. Unnachsichtlich drang man auf schnelle Erfüllung der harten Forderung, und als die Stadt sich nicht sofort dazu verstehen wollte, wurden der Bürgermeister, Kriegesrath Trummer, der Kommerzienrath Damerow und Pinkus Schlesinger ins Lager mitgenommen.

Unterdessen fuhr man fort, die Einwohner zu ängstigen, so daß schon am folgenden Tage in Gegenwart des Stadtkommandanten, im Namen der Stadt, ein Wechsel über 50,000 Thaler, in neun Monaten zahlbar, ausgestellt werden mußte. Um solchen zu unterschreiben, wurden die drei Geißeln aus dem Lager zurückgebracht. Durch Vermittelung des Kaufmann Hanisch zu Frankfurth und seines Korrespondenten in Petersburg wurde späterhin der Russische Reichskanzler von Woronzow für die Stadt gewonnen, welcher die Kaiserinn Elisabeth dahin vermochte, derselben diese 50,000 Thaler Kontribution ganz zu erlassen. Auch die Oesterreicher hatten sich in der Gubener Vorstadt manche Erpressungen erlaubt.

Am 29. August brachen die Oesterreicher in aller Frühe aus der Gubener Vorstadt auf, und ihnen folgten gegen 7 Uhr der Obrist von Schettnow mit seinen 800 Mann Russen. Letzterer hatte den Einwohnern der Stadt den Rath ertheilt, nach seinem Abmarsche die Thore zu sperren, und Niemand einzulassen. Schon am Nachmittage um 4 Uhr erschien eine Abtheilung Husaren und Kosakken, von dem Lieutenant von Brink, und dem Adjutanten des Generals Grafen von Tottleben, Lieutenant von Maybaut, geführt, vor dem Gubener Thore und

verlangte Einlaß. Als die Thore nicht sogleich geöffnet wurden, brauchten sie Gewalt, rückten in die Stadt ein und besetzten das Rathhaus. Furcht und Schrecken bemächtigte sich jetzt von neuem der Einwohner, zumal da dieses Kommando auf Befehl des Grafen von Tottleben eine Brandschatzung von 10,000 Thaler verlangte, welche binnen einer halben Stunde gezahlt werden sollte. Nicht mehr als 1150 Thaler vermochten die schon so sehr mitgenommenen Frankfurther aufzubringen. Diese Summe wurde zwar angenommen, dagegen der Kriegesrath Trummer und der Bürgermeister Bärenreuth als Geißeln mit fortgeführt. Ersterer erhielt seine Freiheit noch an demselben Tage, dagegen kam Bärenreuth erst am folgenden Tage wieder zurück.

Am 2. September Nachmittags um 2 Uhr kehrten auch die früheren Geißeln, der Hofrath Ungnade, der Kämmerer Nerger und der Senator Müller von Lieberose, wohin sie der Russischen Armee hatten folgen müssen, zurück. Zwei Kosakken mußten sie bis nach der Stadt begleiten. Auch hatte ihnen der General von Soltikof einen Sauvegardebrief mitgegeben, welcher die Stadt gegen künftige Gewaltthätigkeiten und Anforderungen von Seiten der Russi-

schen Truppen schützen sollte. In ihrer Gefangenschaft hatten sie großes Ungemach ertragen müssen. Von Lager zu Lager, von Wagenburg zu Wagenburg geschleppt, mußten sie unter freiem Himmel und in Gesellschaft roher Kosacken und Kalmücken Tag und Nacht zubringen, sich Entbehrungen aller Art gefallen lassen, und oftmals einer unanständigen und harten Behandlung aussetzen. Auf diese Weise waren der Hofrath Ungnade drei Wochen, der Kämmerer Nerger siebenzehn Tage, und der Senator Müller zehn Tage von ihren Familien getrennt.

Schon am 30. August war die Russische Armee in die Gegend von Guben gezogen. Der Schade, welchen sie der Stadt Frankfurth zugefügt hatte, belief sich auf eine Million Thaler und darüber. Alle Nahrungsmittel waren aufgezehrt, und die wenigen, welche nach der Stadt gebracht wurden, so theuer, daß die ärmeren Einwohner sie nicht bezahlen konnten. Ein Ei kostete zwei bis drei Groschen und ein Pfund Butter 12 Groschen. Um der allgemeinen Noth einige Abhülfe zu leisten, wurden selbst die Posten nach dem Abzuge der Russen von den menschenfreundlichen Berlinern und Küstrinern mit Lebensmitteln für die Einwohner Frankfurths beladen.

Um sich vor den Besuchen feindlicher Streifcorps zu sichern, wurden die Thore der Stadt gesperrt und die Zugbrücken aufgezogen. Dennoch erschienen nicht selten Kommandos und begehrten Einlaß. Bei dem Mangel an einer Besatzung konnte ihnen derselbe nicht verwehrt werden. Sie betrugen sich jedoch jedesmal gut, ließen den größten Theil der Mannschaft vor dem Thore, begnügten sich mit der ihnen willig zugestandenen Bewirthung und einem kleinen Douceur, und zogen dann wieder ab. Ein ziemlich starkes Kosacken- und Husaren-Corps fand sich am 5. September vor dem Gubener Thore ein, und verlangte eingelassen zu werden. Der kommandirende Officier, der Rittmeister von Peicke, rückte mit 80 Kosacken und eben so vielen Husaren vor das Rathhaus und verlangte im Namen des Generals Tottleben den Rest der schon am 19. August geforderten Brandschatzung, begnügte sich aber mit 600 Thalern und einigen Lebensmitteln, und zog darauf nach Müncheberg. Schon am folgenden Tage erschien der Preußische Major von Kottwitz mit zwei hundert von den Meineckeschen Dragonern und hundert Mann schwarzen Husaren. Die Einwohner waren sehr erfreut, endlich einmal wieder eine Preußische Besatzung zu haben. Jedoch war diese Freude

von kurzer Dauer, indem sie schon am 10. September aufbrach, und nach dem Amte Biegen marschirte. Die Abwesenheit der Preußischen Truppen benutzte sogleich ein Streifcorps von 90 Mann Russischer Husaren und Kosacken, welches von Cossow aus vor die Stadt rückte. Der kommandirende Officier, Lieutenant von Philippowitz, begab sich mit einem Unterofficier und einigen Gemeinen in die Stadt, ließ sich und seine Leute gehörig bewirthen und machte sich sodann, mit einem Atteste des Magistrats über seine Anwesenheit und sein Wohlverhalten, so wie auch darüber, daß der Magistrat den jetzigen Stand des Preußischen Corps nicht kenne, versehen, wieder davon. Leider entsprach er dem ihm ertheilten Zeugnisse auf seinem Rückzuge nicht, indem das Dorf Tyschetzschnow auf demselben rein ausgeplündert wurde. Noch an demselben Abend kehrte der Major von Kottwitz mit seinem Kavalleriecorps zurück, und postirte sich in der Gegend des Klingebergs. Bald erschienen auch Kosacken, welche aber nach einigem Widerstande geworfen und verjagt wurden. Am 16. September verließen die Preußen abermals die Gegend von Frankfurth, welche jetzt durch die Entfernung des Russischen Hauptquartiers nach Pförten mehr gesichert zu sein schien. Doch dieß war nicht der Fall, indem sich schon

am 18ten September ein starkes Russisches Husaren- und Kosakkencorps bei der Stadt einfand. Der dasselbe commandirende Officier, Rittmeister von Peicke, ging mit zwölf Mann hinein, ließ sich die Thorschlüssel ausliefern, stellte Posten um die Stadt aus und verlangte, außer den erforderlichen Portionen und Rationen, 6000 Thaler baares Geld als eine Entschädigung für Wagen, welche das von Kottwitzsche Corps den Kosakken bei Müllrose abgenommen hatte. Außerdem sollte sich der Magistrat darüber verantworten, daß er dem Lieutenant von Philippowitz ein falsches Attest ausgestellt habe, da ihm der Aufenthaltsort des Preußischen Corps nicht unbekannt gewesen sei, auch sich sowohl durch einen Handschlag, als schriftlich verbindlich machen, keine Preußischen Truppen wieder in die Stadt aufzunehmen. Der Magistrat übergab dem Rittmeister von Peicke ein Schreiben an den General von Tottleben, worin er sich damit entschuldigte, daß er den Standort des Preußischen Corps wirklich nicht gewußt, die Wegnahme der Wagen der Stadt nicht zur Last gelegt werden könne, und er auch eben so wenig im Stande sei, die Besetzung der Stadt durch Preußische Truppen zu verhindern, zumal da dieselbe ihrer Pflicht gegen den König von Preußen nicht entlassen sei. Zu-

gleich berief er sich auf den der Stadt früherertheilten Souvegardebrief. Mit diesem Briefe verließ der Rittmeister von Peicke mit seinem ganzen Kommando die Stadt, und begab sich über Kunitz, wo er übernachtete, nach Crossen.

Am 20. September erschien abermals ein Wachtmeister mit 15 Kosakken am Thore, ging aber nicht in die Stadt, sondern verlangte bloß den Bürgermeister zu sprechen, bei welchem er sich erkundigte, ob Preußen anwesend wären. Er ließ sich darüber ein Attest ertheilen, und eilte sodann zurück, ohne das Mindeste weiter zu fordern. Dieß war der letzte Besuch, welcher von feindlichen Truppen der Stadt gemacht wurde. Die Ruhe, welche jetzt eintrat machte die in den vergangenen Schreckenstagen erlittenen Unfälle und Drangsale den Bewohnern Frankfurths erst recht anschaulich. Im Drange des Unglücks und der Noth hatten sie nicht Muße genug, darüber näher nachzuforschen. Die Umgegend der Stadt war völlig verwüstet, und alles Vieh und Getreide aufgezehrt, oder mitgenommen. Die Felder lagen wüste da, und konnten nicht bestellt werden. Eine traurige Aussicht in die Zukunft! Außer den schon früher erwähnten Dörfern waren das Rittergut Rosengarten, die Komthurei Gorgast, die Damerowsche, nachmals Si-

monsche Mühle, die Kaisermühle am Friedrich Wilhelms Kanal und die Pulvermühle bei Fürstenberg eingeäschert worden. Die Schleusen am Kanale waren gesprengt und die Dörfer in der ganzen Umgegend geplündert worden. Den Einwohnern Frankfurths fehlte es an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen, und die Unsicherheit der Straßen erschwerte die Zufuhr. Von regem Mitleid getrieben, nahmen sich Städte in der Nähe und in der Ferne der unglücklichen Frankfurther an, und versorgten sie, wenn auch nicht reichlich, doch nothdürftig mit Lebensbedürfnissen aller Art. Insbesondere verdienen in dieser Hinsicht die Städte Berlin, Cüstrin und Gransee einer ehrenvollen Erwähnung, und zwar letztere um so mehr, als sie zwanzig Meilen entfernt gelegen ist, und im Jahre zuvor von den schwedischen Truppen bedeutend mitgenommen war. Der Verlust der Stadt Frankfurth, welchen sie durch Plünderungen und Lieferungen erlitten hatte, war, außer der gezahlten Kriegskontribution, sehr bedeutend.

Gegen das Ende des Monats September 1760 besetzten die Russen Crossen. Ein andres Corps, von dem General Czernitscheff befehligt, ging durch die Lausitz nach Berlin, und lagerte sich bei Fürstenwalde. Von hier wurde der Obristlieutenant v. Scherseffsky

mit 200 Mann Husaren und Kosakken nach Frankfurth abgeschickt, wo er am 1. Oktober Mittags um 12 Uhr anlangte und Einlaß begehrte. Als dieser nicht sogleich erfolgte, befahl er, Gewalt zu gebrauchen, und alles, was sich sehen lassen würde, niederzuschießen. Es fielen auch wohl an zehn bis zwölf Pistolenschüsse, welche die Einwohner in großes Schrecken setzten. Der unterdessen herbeigeeilte Oberbürgermeister, Hofrath Ungnade mußte den ganzen Zorn des feindlichen Kommandoführers empfinden, indem ihn dieser festnehmen, und durch sechs Husaren auf die Hauptwache bringen ließ. Auf dringende Bitten der übrigen Magistratsmitglieder dauerte diese Gefangenschaft nur eine Stunde. Das feindliche Kommando rückte nun in die Stadt ein. Mehrere Kosakken waren bereits durch die seichte Oder gesetzt und durch das Brückthor und Lebuser Thor eingedrungen. An mehreren Orten wurde von ihnen geplündert.

Scherseffski selbst wurde in einem der besten Häuser am Markte einquartirt. Kaum hier angekommen, eröffnete er den bei ihm anwesenden Magistratspersonen den Befehl des General Czernitscheff. Nach demselben sollte die Stadt, außer bedeutenden Lieferungen an Fourage, Viktualien und Pferden, eine Kontribution von 100,000 Thalern in baarem Gelde

und zwar binnen vier und zwanzig Stunden zahlen. Die Vorstellungen des Magistrats, daß die durch den Krieg völlig erschöpften Einwohner solches zu leisten außer Stande wären, nützten eben so wenig, als die Berufung auf den Sauvegardebrief, welcher der Stadt zum Schutze gegen dergleichen Anforderungen ertheilt worden war. Scherseffski drohete, die Stadt in einem Aschenhaufen zu verwandeln, wenn man sein Begehren nicht sofort erfüllte, und ließ zum Beweise, daß dies ernstlich gemeint sei, am folgenden Tage Pechkränze fertigen. Er ging in seiner Roheit so weit, daß er dem Bürgermeister Bärenreuth, welcher das Unglück hatte, ihm auf dem Markte zu begegnen, mit eigener Hand einige Stockschläge versetzte, und auch durch einen Kalmucken einige Kantschuhhiebe ertheilen ließ mit der Aeußerung, daß es so allen übrigen Magistratsmitgliedern ergehen sollte, wenn sie das Geld nicht schleunigst herbeischafften. Er würde diese Drohungen, aller Wahrscheinlichkeit nach, auch in Erfüllung gebracht, und der Stadt ein trauriges Schicksal bereitet haben, wenn nicht noch zur rechten Zeit von dem General Czernitscheff der Befehl ertheilt worden wäre, mit der Stadt gelinde zu verfahren. Dieser Befehl stimmte den harten Scherseffski so um, daß er sich sogar zu dem demüthigenden Schritte

verstand, dem Magistrat und dem Bürgermeister Bärenreuth wegen der ihnen zugefügten Mißhandlungen um Vergebung zu bitten. Der Magistrat verwandte sich nun für die Stadt bei dem General Czernitscheff selbst, welcher derselben auch die geforderte Kontribution gänzlich erließ, wogegen aber die vorgeschriebene Lieferung geschehen mußte. Scherseffski erhielt darauf Befehl zum Abmarsche, und verließ in der Nacht vom 2ten zum 3ten Oktober mit seinem Kommando die Stadt, nachdem ihm ein nicht unbedeutendes Geschenk gemacht worden war. Dem General Czernitscheff bewieß die Stadt ihre Erkenntlichkeit dadurch, daß sie ihm durch zwei Deputirte, den Syndikus, Dr. von Toll und Senator Behr Erfrischungen und andere Geschenke nach Fürstenwalde übersandte.

Am 3ten October Abends um 9 Uhr kehrte Scherseffski mit seinem Kommando zurück. Er hatte die Festung Cüstrin recognosciren müssen, war aber von den Preußischen Truppen in die Flucht geschlagen worden. Schon am folgenden Tage mußte er von Frankfurth wieder abziehen, und einem Regimente Dragoner nebst einer Abtheilung Kosakken Platz machen. Diese standen unter dem Befehle des Obristen von Maslew, welcher auch als Stadtkommandant bestellt wurde. Die Stadt gerieth jetzt in neue Verlegenheit

und Noth, indem der Kommandant unter den gewöhnlichen harten Androhungen die schon früher verlangte Kontribution von 100,000 Thalern forderte. Am 5. October, gerade an einem Sontage erschien der General Graf v. Soltikof selbst. Ihm folgte General Graf Fermor, welcher über Guben und Fürstenberg her kam, und in der Gubener Vorstadt sein Quartier nahm. Sein Armeecorps hatte sich außerhalb der Stadt auf den Bergen bei Cossow gelagert. Am nächstfolgenden Tage gingen mehrere Regimenter Infanterie, Kavallerie und Artillerie über die Oderbrükke durch die Stadt und Gubener Vorstadt. Ein Regiment Infanterie blieb in der Stadt stehen, und der Kommandeur desselben, Obrist von Biebykoff wurde zum Stadtkommandanten ernannt.

Durch die von dem Magistrate zur Aufbringung der Kontribution veranstaltete Sammlung waren nicht mehr, als 20000 Thaler eingekommen, welche sogleich abgeliefert wurden mit der Bitte, sich damit zu begnügen, weil es unmöglich sei, ein Mehreres aufzubringen; allein man bestand auf die Entrichtung der ganzen geforderten Summe, und legte jedem Magistratsmitgliede einen Dragoner als Exekution ein, um dadurch mehr Willfährigkeit hervorzubringen. Da dieses Mittel nicht die gehoffte Wirkung hatte, wurde dem Magi-

strate und der Kaufmannschaft, zusammen einigen vierzig Personen, durch den Major, Fürsten Dolgorucky, Arrest bei Wasser und Brodt auf dem Rathhause auferlegt. Derselbe dauerte eine Nacht hindurch bis zum Mittage des folgenden Tages. Endlich wurde die Kontribution von dem General von Fermor auf 50000 Thl. ermäßigt, welche nebst einer Menge von Frieß, Tuch und anderen Bedürfnissen binnen 48 Stunden aufgebracht werden sollte, widrigenfalls den Einwohnern aus ihren Häusern und den Kaufleuten aus ihren Gewölben und Kramläden so viel genommen werden würde, als zur Dekkung dieser Summe erforderlich sei. Der Magistrat erhielt sogar Befehl, aus seiner Mitte Deputirte zu stellen, welche die Aussuchung und Aufzeichnung der Waaren besorgen könnten. Hierzu wollte sich nun derselbe durchaus nicht verstehen, indem er erklärte, daß er eine solche Plünderung der Einwohner vor seinem Gewissen und vor dem Könige nicht verantworten könne, und es blieb daher nichts weiter übrig, als die verlangte Summe zusammenzuschaffen, was auch geschahe. Am 11. October wurde dieselbe mit schwerem Herzen abgeliefert, und der Stadt darüber Quittung ertheilt. An der Ermäßigung der Kontribution scheint die damals eben eingetroffene Nachricht von der Besitznahme Berlins

durch den General von Czernitscheff eben so großen Antheil gehabt zu haben, als die Ueberzeugung von der Unmöglichkeit der Aufbringung derselben in einer bereits schon so mitgenommenen und ausgesogner Stadt. Die in Berlin gemachten preußischen Gefangenen, etwa 2000 Mann, und die erbeuteten zehn Kanonen wurden nach Frankfurth gebracht, und weiter über Drossen nach Posen transportirt.

Am 13ten October gerieth die ganze Russische Armee ganz unerwartet in Bewegung. Ein Theil derselben marschirte durch die Stadt über die Oderbrükke, ein andrer Theil passirte die Oder über die bei dem Karthause geschlagene Schiffbrükke. Die ganze Armee zog auf dem rechten Ufer des Stroms bis gegen Kummersdorf hin, und lagerte sich hier. Auch die Generale Grafen Soltikof und Fermor verließen die Stadt. Ersterer quartirte sich im rothen Vorwerke ein, und letzterer bezog ein Quartier auf dem Damme. Der Durchzug der russischen Truppen durch die Stadt dauerte in den drei folgenden Tage fort. Der General Graf von Tottleben machte mit seinem Corps und 300 Mann Infanterie den Beschluß. Diese blieben in der Stadt, jener aber nahm Quartier auf dem Damme. Der Obristlieutenant Fürst von Prosadrowski war Kommandant der

Stadt. Die Kosakken und mehrere Gemeine von anderen Truppengattungen erlaubten sich große Unordnungen, indem sie mit Gewalt in die Häuser drangen und plünderten, bis endlich ein Kommando von 300 Husaren, von dem Obristlieutenant Schorby geführt, in die Stadt rückte, dem Unfuge steuerte, und die Ordnung wieder herstellte. Mehrere gefangenen Preußische Officiere und Gemeine wurden durch die Stadt transportirt. Unter denselben befanden sich auch mehr als hundert Zöglinge aus dem Kadettencorps, welche im schlimmsten Wetter und Wege zu Fuße gehen mußten. Außerdem wurde eine bedeutende Menge von Pferden, Rindvieh und Schaafen, die man den unglücklichen Landleuten geraubt hatte, durch die Stadt getrieben.

Die Nachricht von dem Anmarsche des Königs Friedrich 2, welcher schon über Guben vorgerückt war, veranlaßte die noch in und um die Stadt befindlichen Russischen Truppen am Morgen des 16. Octobers aufzubrechen, und der Armee, welche bereits nach Drossen zu vorgerückt war, nachzueilen. Nur ein kleines Kommando Kosakken nebst dem Adjutanten des Generals von Tottleben, Peter Jlgen, blieb zurück, um die noch auf der Straße nach Berlin schwärmenden Kosakken aufzunehmen. Als dieß

geschehen war, zog es ebenfalls Abends um 6 Uhr ab. So waren denn die Tage des Schrekkens für Frankfurth vorüber, und die Einwohner der Stadt gewannen nun Zeit, sich von den vielfach erlittenen Unfällen und Drangsalen zu erholen. Der Verlust, den die Stadt in dem Kriegsjahre 1760 durch Lieferungen aller Art und an gezahlten Kontributions- nnd Douceurgeldern erlitten hat, wird auf 109282 Thaler angegeben. Rechnet man hierzu den Schaden der Stadt im Jahre 1759, welcher 193204 Thaler betrug, so beläuft sich der ganze erlittene Verlust auf 302486 Thaler. *) So erschpöft die Staatskassen durch den bedeutenden Aufwand, welchen der siebenjährige Krieg erfordert hatte, auch waren, so sehr nahm sich doch Friedrich der Große das Schicksal seiner guten Stadt Frankfurth zu Herzen, und gab derselben dadurch einen ausgezeichneten Beweis seiner königlichen Huld und landesväterlichen Fürsorge, daß er ihr 101491 Thaler zum Geschenk machte, welche nach Maaßgabe des erlittenen Schadens an die Einwohner vertheilt wurden. **)

---

*) Diese Angaben rühren von dem damaligen Kämmerer Nerger her, und sind aus den Akten entlehnt worden.

**) Die hier mitgetheilten sehr speziellen Nachrichten von den Schicksalen der Stadt Frankfurth a. O. kurz vor und nach

Der zu Hubertsburg geschlossene Friede, welcher am 15. Februar 1763 unterzeichnet wurde, machte dem siebenjährigen Blutvergießen ein Ende. In demselben wurde dem Könige der Besitz Schlesiens und der Grafschaft Glatz bestätiget. Mit rastloser Sorgfalt bemühete sich Friedrich nun, die seinen Staaten durch den Krieg geschlagenen Wunden zu heilen, was ihm auch bald gelang. Gern hätte er jetzt auf seinen Lorbeeren ausgeruht, und den Rest seines Lebens ganz der Beförderung der Wohlfahrt seiner Untertha-

---

der Schlacht bei Kunersdorf verdanke ich vornehmlich der Sorgfalt des damals lebenden Oberbürgermeisters Hofraths Ungnade, welcher darüber ein eigenes Tagebuch geführt, und solches nebst besonderen Bemerkungen und einer Sammlung Anekdoten zu den rathhäuslichen Acten gegeben hat, die sich noch jetzt im Archive vorfinden. Dies ist auch die Quelle, woraus der verstorbene Herr Prediger Kriele in seiner Beschreibung der Schlacht bei Kunersdorf und Frankfurth a. O. Berlin 1801 und der Herr Professor Hausen in seiner Geschichte der Universität Frankfurth. Frankfurth a. O. 1800 vorzüglich geschöpft haben. —

Dank sei den Manen des verehrten Mannes, welcher selbst im Sturme des Unglücks sich die Mühe nicht verdrießen ließ, den späteren Nachkommen eine wahrhafte Erzählung der erlittenen Drangsale ihrer Altvordern zu hinterlassen! Wohl zu wünschen wäre es, daß seine Vorgänger und Nachfolger im Amte über wichtige Zeitereignisse ein Gleiches gethan hätten.

nen geweiht, allein sein reges Gefühl für Recht, und sein Eifer für die Aufrechthaltung der Unabhängigkeit der Deutschen Fürsten bewog ihn, noch einmal in seinem 66sten Jahre, gegen Oesterreich in den Schranken zu treten. Dieses nahm nähmlich nach dem am 30. December 1777 erfolgten Tode des Churfürsten von Baiern, Maximilian Joseph 3 die Baierschen Länder in Anspruch, wiewohl der Churfürst von der Pfalz, und nächst diesem der Herzog von Zweibrücken die nächsten Erben dazu waren. Friedrich widersetzte sich dieser Anmaßung und zog in Sachsen und Schlesien ein Heer zusammen, während Oesterreich in Böhmen und Mähren ein Gleiches that. So entstand der sogenannte Baiersche Erbfolgekrieg, der aber ohne sonderliches Blutvergießen auf dem Friedenscongresse zu Teschen am 13. Mai 1779, dem Geburtstage der Kaiserinn Maria Theresia, beigelegt wurde.

Die Stadt Frankfurth, welche sich von den erlitenen Unfällen durch Handel und Gewerbefleiß bereits etwas zu erholen angefangen hatte, sahe dem beginnenden neuen Kriege nicht ohne grosse Besorgnisse entgegen. Jedoch hatte dieselbe, außer den nicht unbedeutenden Durchmärschen Preußischer Truppen, und der Sorge für Beschaffung von Gelassen zur Unter-

bringung von Fourage und Mehl für die Armee, keine weiteren Belästigungen davon.

Friedrich des Großen Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., welcher am 17. August 1786 die Regierung der Preußischen Staaten antrat, unterstützte die Türken, welche Gefahr liefen, von Oesterreich und Rußland verschlungen zu werden. Er zog zu dem Ende im Jahre 1790 in Preußen und Schlesien Armeen zusammen. Ein großer Theil der Truppen nahm seinen Marsch durch Frankfurth, und die Einquartierungslast, welche die Einwohner zu tragen hatten, war nicht geringe. Nach einer ungefähren Berechnung belief sich die Zahl der auf dem Hin- und Rückmarsche nach Schlesien durch Frankfurth gezogenen und daselbst einquartirt gewesenen Truppen auf einige dreißig tausend Mann. Diese Durchmärsche dauerten fort, als der König im Jahre 1792 in Verbindung mit Oesterreich die Ruhe und Ordnung in Frankreich, welche durch die dort ausgebrochene Revolution gestört worden war, wieder herstellen wollte.

Noch während dieses Krieges erhoben sich die Polen unter ihrem tapferen Naczelnik *) Thaddäus

---

*) Dieses Wort bedeutet in Polnischer Sprache so viel als Dictator, oder oberster Feldherr.

Kosciuszko, um das Russische, Preußische und Oesterreichische Joch von sich abzuschütteln, und das Vaterland von dem Untergange zu retten. Der König Friedrich Wilhelm 2 verließ daher schon im September 1793 seine Armee in Frankreich, und begab sich über Frankfurth nach Südpreußen zu dem dort unter dem Generalfeldmarschall von Möllendorf versammelten Heere. Am 7. October Mittags kurz vor 12 Uhr langte er in Frankfurth an, und stieg in dem Hause des Kriegsraths Trummer ab, wo er von den hierher entbotenen Ministern, dem Generale von Geusau, den Professoren der Universität, dem Magistrate, Stadtgericht, den Ministerien, der Kaufmannschaft und den Deputirten der Innungen mit der gebührenden Ehrfurcht empfangen wurde. Die Schützengilde, vom Magistrate, der Kaufmannschaft, den Innungen und der Judenschaft begleitet, begab sich in feierlicher Prozession unter voller Musik vor das Trummersche Haus, rief hier dem Könige ein dreifaches Lebehoch von Seegenswünschen begleitet zu, und überreichte demselben durch den noch lebenden Stadtsyndikus Dames auf einem weißen Atlaskissen ein Gedicht. Am Abende wurde die Stadt erleuchtet. Diese äußeren Beweise der Ehrfurcht und Liebe treuer Unterthanen wurden von dem gütigen

Monarchen auf's gnädigste und huldreichste aufgenommen. Die Bürgerschaft hatte überdieß auf die von Seiten des Staatsraths ergangene Aufforderung eine Sammlung milder Beiträge zur Unterstützung der verstümmelten Krieger, so wie der Wittwen und Waisen im Kriege gebliebener Unterofficiere und Soldaten veranstaltet. Dieselbe belief sich auf 1500 Thaler, welche auf Befehl des Königs dem Staatsrathe zur Verwendung übersandt wurden. Der König gab übrigens in einer besondern Kabinetsordre den Einwohnern Frankfurths sein Wohlgefallen über diese Mildthätigkeit zu erkennen, verweilte nur eine Nacht in Frankfurths Mauern, und setzte am folgenden Tage Morgens um 7 Uhr seine Reise fort. Außer der vorgedachten Sammlung wurden noch zwei andere veranstaltet, nehmlich eine zur Unterstützung der im Felde gegen Frankreich stehenden Jäger, und eine zweite für die Wittwen und Kinder der gebliebenen und schwerverwundeten Unterofficiere und Gemeinen des von Frankenbergschen Infanterie Regiments. Die letztere Sammlung brachte 385 Thaler und einige Groschen ein.

Die Unruhen in Polen erregten in der Stadt große Besorgnisse, welche durch die eingegangene Nachricht, daß man schon in der Nähe von Meseritz die

Vorposten der Conföderirten erblickt haben wollte, noch vermehrt wurde. Die schwache Besatzung der Stadt schien dem Magistrate nicht hinreichend, um sie gegen den Anfall eines Streifcorps zu sichern. Er bat daher um eine Verstärkung der Garnison durch Kavallerie und Artillerie. Ueberdieß waren sämmtliche Schulzen in den Dörfern auf höheren Befehl angewiesen worden, auf einer Anhöhe bei jedem Dorfe Lärmstangen aufzustellen, und solche bei der Annäherung feindlicher Truppen anzuzünden, um auf diese Weise die benachbarten Dörfer und Städte von der vorhandenen Gefahr zu benachrichtigen. Glücklicherweise waren diese Vorkehrungen unnütz, indem die Schlacht bei Macieiowice, am 10. October 1794, worin Koszinsko selbst schwer verwundet, in Russische Gefangenschaft gerieth, Polens Schicksal bestimmte, und im folgenden Jahr die dritte Theilung dieses unglücklichen Landes nach sich zog.

Der Anfang eines neuen Jahrhunderts am 1sten Januar 1801 wurde auch in Frankfurth festlich begangen. Die kirchliche Feier desselben war von dem Königl. Oberconsistorio vorgeschrieben worden. Diesem Feste folgte am 18ten Januar ein zweites, nehmlich das der hundertjährigen Erhebung des Herzog-

thums Preußen zu einem Königreiche, welches mit nicht geringerer Theilnahme gefeiert wurde.

Die Anlage eines neuen Kirchhofes oberhalb der Rathsziegelei hatte für die Stadt ein noch näheres Interesse. Derselbe wurde unter feierlicher Prozession aller Korporationen am 7. April bei Gelegenheit der Beerdigung zweier Personen, eingeweiht. Sowohl der damalige Kriegesrath Trummer, als der Konsistorialrath Protzen hielten dabei dem Zwekke angemessene Reden. Dieser Friedhof ist mit Bäumen bepflanzt und einer der zweckmäßigsten und freundlichsten in der Mark, welcher bei der zunehmenden Bevölkerung der Stadt in den neueren Zeiten noch sehr erweitert worden ist. Zehn Jahre später wurde der frühere unpassende Begräbnißplatz in der Gubener Vorstadt durch eine Gesellschaft gutgesinnter Männer mit nicht unbedeutenden Kosten in einen Park umgewandelt, welcher noch jetzt eine Zierde der Stadt ist. Der vorhandenen Grabmähler ist dabei mit gebührender Pietät geschont worden.

Im September des Jahres 1804 starb in Frankfurth der als Redner berühmte Doctor der Gottesgelehrsamkeit und königlicher Oberconsistorialrath und Probst Johann Friedrich Zöllner aus Berlin, und wurde am 14ten September auf dem neuen Kirchhofe

mit den ihm gebührenden Feierlichkeiten bestattet. Von einem harten Krankenlager kaum erstanden, wählte er den Ort, wo er seine Schul- und academische Bildung genossen hatte, zum einstweiligen Aufenthalte, um hier seine Genesung zu vollenden. Statt derselben fand er aber sein Grab.

Das Jahr 1806 war für Frankfurths Einwohner, so wie für die Bewohner des ganzen Preußischen Staats überhaupt ein Unglücksjahr. Preußens gerechter Monarch, Friedrich Wilhelm III, welcher am 16ten Novembrr 1797 den Thron seiner Väter bestiegen hatte, konnte die Anmaßungen, den Uebermuth und die vielfach erlittenen Kränkungen von Seiten des französischen Kaisers Napoleon nicht länger ertragen, und erklärte ihm daher am 8ten October 1806 den Krieg. Der Kaiser von Rußland Alexander I war im Jahre zuvor über Frankfurth nach Berlin gekommen, und hatte mit dem Könige am 5. November in der Nacht um 1 Uhr in der Garnisonkirche zu Potsdam über Friedrich des Großen Sarge den Bund ewiger Freundschaft und unverbrüchlicher Treue geschlossen, in Folge dessen die Russische Kriegeserklärung am 28. November gleichfalls erfolgte. Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena und Auerstädt am 14. October 1806, worin die Preußen der Uebermacht er-

lagen, drangen die siegreichen französischen Heereshaufen mit der größten Schnelligkeit in die preußischen Staaten vor. Der König hatte sich nach dem Verluste dieser Schlacht nach Küstrin begeben, und befohlen von hier aus unterm 21. October dem Rittmeister von Dorville, die Zugklappe der Oderbrükke in Frankfurth und die nächsten daran stoßenden Joche abzubrechen, um den Uebergang der Franzosen nach der Neumark zu hindern. Zugleich ließ man Brandmaterialien durch den Seilermeister Klebe anfertigen, um die ganze Brükke nöthigenfalls in Brand stekken zu können, auch sämmtliche Kähne und Fähren im Lebuser Kreise in Beschlag nehmen, und nach Küstrin bringen. Zur Offenhaltung der Passage mit Schlesien und Südpreußen wurde eine kleine Oderfähre etablirt. Außer diesen Vorkehrungen wurden die Documente und Pretiosen des Magistrats und Stadtgerichts, unter welchen letzteren sich auch die große Schützenkette befand, zur Sicherheit nach Stettin geschafft, und der dortigen Königlichen Regierung zur einstweiligen Verwahrung übergeben, aber schon im September 1807 wieder zurückgenommen. So vorbereitet wurde die Ankunft des Feindes in Frankfurth mit banger Besorgniß erwartet. Der 27ste October war der verhängnißvolle Tag, an welchem eine Ab-

theilung der Franzosen einrückte. Der abgebrochene Theil der Brükke mußte nun sogleich wieder hergestellt werden. Bald folgten zahlreichere feindliche Corps, und es traten nun für die Stadt Jahre harter Prüfungen, großer Noth und Sorgen ein. Erfuhr dieselbe gleich nicht, wie im dreißigjährigen und siebenjährigen Kriege, gewaltsame Plünderungen und rohe körperliche Mißhandlungen ihrer Bewohner, so erlag sie doch fast unter den vielen Einquartierungen, Kriegessteuern, Lieferungen, und anderen derartigen Bedrükkungen. Je schonender und höflicher sich die Franzosen im Umgange mit den unglücklichen Einwohnern bewiesen, je strenger die Mannszucht war, welche sie in der Stadt hielten, desto mehr beharrten sie auch auf die Erfüllung ihrer gemachten Forderungen, und waren weit entfernt, das Mindeste daran zu erlassen. Nach einer ungefähren, doch nicht übertriebenen Berechnung belief sich die Zahl der in den Jahren 1806, 1807 und 1808 durch Frankfurth marschirten und bei den Bürgern einquartirten und verpflegten Truppen auf zwei Millionen, den Mann zu einem Tage gerechnet. Die armen Einwohner erlagen fast unter der Last dieser Einquartierung, und mehrere Hausbesitzer sahen sich in die traurige Nothwendigkeit gesetzt, ihre Häuser, zum Theil das Erbtheil ihrer Väter, zu verlassen. Die Stadt sahe sich genöthiget,

auf das gesammte Eigenthum eine Summe von 208,525 Thalern in Stadtobligationen zu 5 Procent Zinsen zu contrahiren, von welchen gegenwärtig schon ein Theil amortisirt ist. Nach dem bestehenden Amortisationsplane soll im Jahre 1852 die ganze Schuld getilgt sein.

Zur Aufrechthaltung der Ordnung und Beförderung der Sicherheit wurde auf ein vom Französischen Kaiser unterm 3. November 1806 erlassenes Decret die Mittelmark in zehn Kreise oder Abtheilungen getheilt, und in diesen Brigaden von Gensd'armerie, jede sechs Mann stark, errichtet. Die Gens'darmen sollten aus den wohlhabendsten Eigenthümern gewählt werden, und durch fleißiges Patrouilliren die Sicherheit der Einwohner, Straßen und Wege bewirken. Jeder Kreis erhielt einen Kommandanten der Gensd'armerie, an welchen alle Rapporte gemacht werden mußten. Eine solche Brigade, jedoch nur von vier Mann und einem Kommandanten, wurde auch für Frankfurth angeordnet. Die Männer, welche sich in einer so mißlichen Zeit diesem so nützlichen Dienste für die Stadt und deren Umgegend unterzogen, waren: der Amtmann Dieckpoff auf dem rothen Vorwerke und die Bürger Wenzlow, Schadrack und Wegener. Denselben wurde der vormalige Amt-

mann Braun auf den Ruhnen als Brigadier vorgesetzt. Aus Uneigennützigkeit und Gemeinsinn leisteten sie auf die für jeden Gensd'armen mit 6 Groschen, und für den Brigadier mit 8 Groschen täglich bestimmte Entschädigung Verzicht. Ihre Uniform, welche sie sich selbst anschaffen mußten, bestand aus einem Rokke von stahlgrauer Farbe ohne Taschen, mit neun Knöpfen auf der Brust zugeknöpft, rothem Kragen, weißen Achselbändern auf der linken Schulter und weißen Kleeblatte auf der rechten Schulter, ferner in einer Weste und langen Beinkleidern von stahlgrauer Farbe mit weißen Knöpfen, einem dreiekkigen Hute und Preußischen Stiefeln. Die Bewaffnung machte ein Kavalleriesäbel nebst Pistolen und Patrontasche mit schwarzem Gehänge aus. Der Brigadier war durch eine schmale silberne Tresse auf dem Kragen ausgezeichnet. — Diese Gensd'armerie-Einrichtung wurde jedoch bald nach ihrem Entstehen wieder aufgehoben.

Am 9. July 1807 erfolgte der für Preußen so nachtheilige Friedensschluß zu Tilsit, worin dasselbe die Hälfte seiner Staaten mit fast fünf Millionen Einwohnern einbüßte. Nach einer besonderen Uebereinkunft sollten die Franzosen zum 1. October ganz Preußen bis an die Elbe geräumt haben, sobald die dem Lande auferlegten Brandschatzungen bezahlt, oder da-

für hinreichende Sicherheiten geleistet worden wären. Doch der französische Kaiser sorgte dafür, daß die Erfüllung dieser Bedingung unmöglich wurde, indem er ein Kriegesheer von 150,000 Mann und 50,000 Pferden in den Provinzen zwischen der Weichsel und der Elbe zurückließ, welches von den Einwohnern ernährt werden mußte. So mußten denn auch die Einwohner Frankfurths sich noch längere Zeit Französische Einquartirungen gefallen lassen, bis endlich am 29sten November 1808 der Französische Kommandant abzog, und die Stadt ihre widrigen Gäste los wurde. Am 23sten Januar 1809 rückten zuerst wieder Preußische Truppen ein, und zwar das erste Westpreußische Infanterie Regiment unter dem Kommando des Majors von Kamptz. Die Freude der Einwohner, in ihren Mauern wieder vaterländische Truppen begrüßen zu können, war groß, und äußerte sich um so unverholener, als sie lange genug den Uebermuth fremdherrlicher Soldaten ertragen hatten.

Der 19te July 1810 war für Frankfurth sowohl als für den ganzen preußischen Staat ein Tag der Trauer; denn an demselben starb die von den Unterthanen angebetete und selbst im Auslande hochverehrte Königinn von Preußen, Luise Auguste Wilhelmine Amalie, zu Hohenzieritz, dem Lustschlosse ihres

Vaters, des Herzoges von Mecklenburg Strelitz. Ihre irdischen Ueberreste wurden in feierlicher Prozession nach Berlin gebracht, und in der dortigen Schloß- und Domkirche beigesetzt. Am 12ten August fand im ganzen Lande, und mithin auch in Frankfurth, die Leichenpredigt auf die geliebte Todte über den vorgeschriebenen Text Jes. 55, 8 bis 9, statt.

Im Jahre 1812 brach der Krieg zwischen Frankreich und Rußland von neuem aus. Preußen war gezwungen, zu demselben eine Hülfsarmee von 20000 Mann für Frankreich zu stellen, auch den Franzosen und deren Verbündeten den Durchzug und die Besetzung seiner meisten Provinzen zu gestatten. So kehrten denn am 7. April die Franzosen wieder nach Frankfurth zurück, und mit ihnen Noth und Sorge. Von neuem waren die Einwohner jetzt zu Lieferungen aller Art gezwungen, die von den Truppen mit um so größeren Ungestüm verlangt wurden, als sie sich darauf beriefen, daß ihr Kaiser solche bezahle. Der gemeinste Tagelöhner mußte mit 5 bis 6 Mann und ein Bürgerhaus mit 40 bis 60 Mann bequartiert werden. Die Officiere sowohl, als die Soldaten machten hinsichtlich ihrer Beköstigung Anforderungen an ihre Wirthe, welche diese nicht befriedigen konnten. Alle Lebensmittel stiegen bei der mangelnden Zufuhr außer-

ordentlich im Preise. Ein mageres Huhn wurde mit 20 Groschen und ein Ei mit einem Groschen bezahlt. Der Generalstab des Marschalls Ney und 2 Linien-Regimenter hatten in der Stadt ihr Standquartier genommen, und mußten auch, außer den vielen andern durchmarschierenden Truppen, verpflegt werden. Ueber sechs Wochen dauerten diese Durchmärsche fort. Die armen Einwohner erlagen unter dieser Last, und gegen zwanzig Häuser wurden von ihren Wirthen verlassen. Die Zahl sämmtlicher nach Rußland durch die Stadt marschierten und in derselben verpflegten Truppen belief sich auf 600,000 Mann. Hunger und Kälte, so wie die ausdauernde Tapferkeit der Russen ließen den Französischen Kaiser in Rußland das Ziel seiner Siege finden. In der traurigsten Verfassung kehrten die Trümmer des glänzendsten und furchtbarsten Heeres, was Europa je geschaut hatte, zurück. Gegen 8000 Mann davon kamen Ausgangs des Jahres 1812 und Anfangs des Jahres 1813 durch Frankfurth und fanden bei den gutmüthigen Einwohnern freundliche Theilnahme und Unterstützung, worauf der unglückliche Feind ein Anspruchsrecht behält.

Preußen benutzte diesen günstigen Zeitpunkt, um das drückende Joch der Franzosen abzuwerfen. Es verband sich mit Rußland, und kehrte nun die Waf-

fen gegen seinen bisherigen Alliirten. Im Anfange des Monats Februar 1813 hatte sich der Etat administrativ, über tausend Köpfe stark, von Posen nach Frankfurth begeben. Die Individuen desselben mußten als Officiere verpflegt werden. Bald darauf erschien ein Theil des Grenierschen Korps, und am 19ten rückte der Vicekönig von Italien, Eugen, mit seinem Generalstabe und mit seinen Garden selbst in die Stadt. Letztere war nun ein Tummelplatz fremder Nationen. Schon am folgenden Tage brach der Generalstab des Korps administrativ und am 21sten auch der Vicekönig mit den meisten Truppen auf. Ersterer nahm seinen Weg über Müllrose, und letzterer über Fürstenwalde. Der General Girard war mit etwa 2500 Mann Italienischer Infanterie und acht Kanonen zur Besatzung der Stadt zurückgeblieben. Am 22sten gegen Abend sprengte plötzlich ein Kommando des 4ten Französischen Chasseurregiments in die Stadt und brachte dem General die Nachricht, daß das 4te Regiment, welches am Tage zuvor ausmarschiert war, bei Tempelberg von 2000 Mann Kosacken angegriffen, zersprengt und zum Theil niedergemacht, zum Theil aber gefangen worden sei. Dieß veranlaßte den General, am folgenden Tage, aller Bitten des Magistrats und der Einwohner ungeachtet, unter dem

Schutze aufgefahrner Kanonen die Oderbrücke an beiden Enden und in der Mitte in Brand stecken zu lassen. Nachdem der vierte Theil der Brücke von den Flammen zerstört war, und die Herstellung der Kommunication mit dem jenseitigen Ufer nicht so leicht besorgt werden konnte, marschierte er mit seinen sämmtlichen Truppen und der Artillerie ab, und empfahl das zurückgelassene Lazareth von etwa 500 Kranken der Fürsorge des Magistrats.

Kaum hatten sich die feindlichen Truppen entfernt, so wurde von Seiten der Einwohner und des Magistrats alles aufgeboten, den noch nicht völlig abgebrannten Theil der Brücke zu retten. Den mühsamen Anstrengungen gelang es endlich, das Feuer zu löschen und drei Fünftheile der Brücke zu erhalten. Es wurden nun sofort zwei Fähren eingerichtet, und über den abgebrannten Theil der alten Brücke eine Laufbrücke angelegt.

So kam der Abend des 24sten Februars heran, als gegen 11 Uhr ein Russischer Officier mit 20 Kosacken erschien, welche sich ruhig einquartirten, als sie die Stadt von den Französischen Truppen geräumt fanden. Doch diese Ruhe war von keiner langen Dauer. Schon am nächsten Morgen um 6 Uhr kam der General Girard mit seiner Infanterie und Artillerie

zurück, nahm die wenigen Kosacken, die nicht mehr zu entfliehen vermochten, gefangen, besetzte die Stadt von Neuem, und pflanzte sein Geschütz an den Thoren auf. Fast zu gleicher Zeit zeigte sich in der Dammvorstadt ein Detaschement Kosacken, welche sich wahrscheinlich von dem Zustande der Oderbrücke überzeugen wollten. Dieß veranlaßte den Französischen General, den noch übrigen Theil der Oderbrücke völlig niederzubrennen und sämmtliche Kähne und Fähren im Bereiche der Stadt zu zerstören und zu versenken. Zugleich traf er weitere Anstalten zur Vertheidigung der Stadt gegen einen Ueberfall, und ließ vor den Thoren Verschanzungen und Werke anlegen. So glich denn Frankfurth jetzt einer belagerten Festung. Alle Passage und selbst der Postenlauf war gehemmt.

Unterdessen näherte sich das Corps der Kosacken und Baschkiren, nnter dem Kommando des Generals von Beneckendorf, welches das 4te Chasseur-Regiment am 22sten Februar bei Tempelberg so mitgenommen hatte, der Stadt, und sandte am 27sten einen Parlamentair hinein. Dieß war aber von keinen weiteren Folgen, vielmehr dauerte die bedrängte Lage und Sperrung der Stadt bis zum 2ten März fort, wo dann die Französische Besatzung in aller Stille aufbrach, und sich über Beeskow nach Sachsen zurückzog.

Noch an demselben Tage rückten Kosacken ein, gingen aber in der Nacht schon wieder ab. Zwei Tage darauf kam ein größeres Corps dieser Truppenart an, bemächtigte sich des von den Franzosen zurückgelassenen Lazareths von etwa 350 Kranken, und transportirte die Unglücklichen, aller Vorstellungen des Magistrats ungeachtet, nach Seelow. Ein großer Theil derselben büßte durch dieses rohe Verfahren sein Leben ein; denn nur einige zwanzig derselben kehrten am 23sten März von Seelow in das Lazareth zu Frankfurth zurück.

Am 9. März ging der Russische General Graf Woronzow mit 6000 Mann auf Kähnen und Fähren bei Frankfurth über die Oder. Ein Theil dieser Truppen blieb in der Stadt, die übrigen wurden auf die nach Küstrin zu gelegenen Dörfer gelegt. Der General selbst hielt am 12. seinen Einzug in die Stadt, und wurde von den Einwohnern, die sich nun eine bessere Zukunft versprachen, mit großem Enthusiasmus empfangen. Zehn Tage nachher kam der König auf der Rückreise von Breslau nach Potsdam durch die Stadt. Eine Salve von 101 Kanonenschüssen, welche die Russen gaben, verkündeten die Ankunft desselben. Der Wagen des Königs war von einem starken Kosacken-Detachement begleitet. Während derselbe mit

der Fähre über den Strom gesetzt wurde, ging der König selbst über die bereits eingerichtete Laufbrücke, von der Russischen Generalität, so wie von den städtischen Behörden begleitet, welche ihn am jenseitigen Ufer empfangen, und ihre Ehrfurchtsbezeugnngen dargebracht hatten. Das Russische Militair sowohl, als die Nationalgarde der Stadt waren in der Oderstraße bis zum damaligen de Wildeschen, jetzt dem Hofbuchdrukker Trowitzsch gehörigen Hause, aufgestellt und empfingen den König mit einem freudigen Hurra. Nachdem er einige Erfrischungen zu sich genommen hatte, setzte er seine Reise unter den lauten Glückwünschen der jubelnden Menge fort. Drei Stunden später passirte der Kronprinz durch die Stadt.

Am 15. März verließ der General Graf von Woronzow mit seinem Corps Frankfurth und dessen Umgegend. Größere und kleinere vaterländische und Russische Truppenabtheilungen zogen nun täglich durch die Stadt, und eilten der Armee nach. Aber noch mehr, als das Einquartirungs- und Verpflegungswesen der Truppen, nahm die Organisation der Landwehr und des Landsturms die Thätigkeit des Magistrats in Anspruch. Schon am 20. April wurde die Landwehr in der Oberkirche vereidet, und alles aufgeboten, sie mit dem Nöthigen zu versorgen. Viele

Einwohner hatten sich freiwillig zu derselben gestellt. Am 1. und 11. Mai rückte dieselbe in zwei Abtheilungen aus, und ging nunmehr ihrer Bestimmung entgegen. Die Mobilmachung derselben kostete der Stadt nahe an 15,000 Thaler. Schon früher waren mehrere junge Männer in Frankfurth dem Aufrufe ihres Königs gefolgt, und hatten sich als freiwillige Jäger den Reihen der vaterländischen Krieger angeschlossen. Der Landsturm wurde am 16. Mai in der Oberkirche durch den Polizeirath Meyer vereidet. Der Major Wenzel, welcher die Stelle eines Kommandanten der Stadt vertrat, und der Obrist Holzschur besorgten die Eintheilung desselben in Bataillone, so wie dessen Uebungen uud kriegerische Ausbildung. Alle Thore und Zugänge der Stadt wurden verpallisadirt und verrammelt, auch an der Wiederherstellung des alten Stadtwalles unausgesetzt gearbeitet, um die Stadt gegen einen Ueberfall zu sichern.

Der Wiederaufbau der abgebrannten Oderbrücke wurde mit großer Thätigkeit betrieben. Das dazu erforderliche Bauholz war aus Königlichen Forsten bewilliget. Schon am 25. April war der Bau so weit gediehen, daß man die Brücke wieder mit Wagen passiren konnte. Die Kosten des Wiederaufbaues, wel-

cher für Rechnung der Stadt durch die Königl. Regierung besorgt wurde, betrug 9546 Thlr. 5 Gr. 10 Pf.

Die im Winter des Jahres 1812 und im Frühjahre des Jahres 1813 aus Rußland zurückflüchtenden Franzosen, welche in den mannichfaltigsten Gestalten des Elendes durch Frankfurth kamen, hatten zum Theil bösartige Nervenfieber mitgebracht, welche sich bald in der Stadt verbreiteten. Ganze Familien wurden von dieser furchtbaren Krankheit ergriffen, und selbst die Aerzte blieben davon nicht verschont. Viele Einwohner nnd mehrere der Letzteren wurden ein Opfer derselben.

In den Monaten Juni und Juli dauerten die Truppenmärsche durch die Stadt fort. Bald mußten vaterländische bald Russische Truppen verpflegt werden. Das aus den Magazinen verabreichte Fleisch und Brot reichte zu dieser Verpflegung nicht zu. Daher die schon so sehr mitgenommenen Einwohner fortwährend belästigt werden mußten. Außer der Last der Einquartirung, welche Frankfurth wegen seiner geographischen Lage in höherem Maaße, als andere Städte tragen mußte, brachte sie doch noch so manche andere freiwillige Opfer auf den Altar des Vaterlandes dar. Ein Verein achtbarer Männer und Frauen

aus den angesehensten Familien unterzog sich der beschwerlichen Aufsicht über die Pflege der kranken Soldaten im Lazareth mit großem Eifer, wodurch mancher dieser Unglücklichen am Leben erhalten, oder doch wenigstens früher wieder zur Genesung gelangte. *) An patriotischen Beiträgen für die verwundeten Söhne des Vaterlandes und für die Landwehr wurden nicht unbedeutende Summen zusammengebracht, auch eine große Menge Victualien für die vaterländischen Truppen von den Einwohnern gesammelt. Die Ausrüstung der Landwehr und die Lieferungen an Tuchen, Leinwand und Leder kosteten der Stadt im Jahre 1813 allein über 100,000 Thlr., welche baar aufgebracht werden mußten.

In den Jahren 1814 und 1815 fanden mit wenigen Unterbrechungen fortwährende Truppenmärsche statt. Die Stadt erhielt mitunter so starke Garnison, daß sie den Bürgern hart fallen mußte. Dagegen hatte sie aber auch das Glück, einige der ersten Fürsten und Fürstinnen Europas, so wie der größten Feldherrn während dieser Kriegesjahre in ihren Mauern zu schauen. Mehrmals erfreute sie sich des Besuchs

---

*) Wie wohlthätig die Einwirkung dieses Vereins gewesen sein muß, geht schon daraus hervor, daß bei der Auflösung des Lazareths am 21. April 1814, die Kranken höchst ungern fortgingen.

unseres erhabenen Monarchen Friedrich Wilhelm 3. Am 18. August 1813 kam der berühmte General Moreau, welcher auf die Einladung des Kronprinzen von Schweden seinen Zufluchtsort Newyork verlassen hatte, und nach Deutschland gekommen war, um Theil an dem großen Kampfe gegen den Unterdrücker seines Vaterlandes zu nehmen, durch die Stadt. Noch erfreulicher war es derselben, als die Kaiserinn von Rußland, die erhabene Gemahlinn des Kaisers Alexander in Begleitung ihrer Schwester, der Prinzessinn Amalie von Baden am 21. Januar 1814 hier eintraf, um nach Berlin und von da in die Gegenden des Rheins zu gehen und ihrem Kaiserlichen Gemahle so wie ihren fürstlichen Verwandten einen Besuch zu machen. Die Ankunft der hohen Reisenden ward durch hundert und einen Kanonenschuß und durch das Läuten aller Glocken den Einwohnern kund gethan. Außerdem waren mehrere Empfangsfeierlichkeiten vorbereitet worden, welche auf die huldreichste Weise aufgenommen wurden. Am folgenden Morgen um 8 Uhr verließ die Kaiserinn mit ihrem zahlreichen Gefolge, welches in ein und zwanzig Wagen abreis'te, die Stadt. Ihr folgten die Großfürsten Nicolaus Paulowicz, jetziger Kaiser Rußlands und Michael Paulowicz, welche unter dem Namen zweier Grafen von Roma-

now am 4. März Nachmittags 3 Uhr ankamen, aber schon nach einigen Stunden weiter reis'ten. Am 13. Juni erschien auch der Großfürst Constantin in Frankfurth, um von hier nach St. Petersburg in die Arme seiner Kaiserlichen Mutter zurückzueilen. Ein nicht minderes Interesse hatte es für die Einwohner der Stadt, als am 18. Juli 1814, Morgens gegen 3 Uhr, der allgemein verehrte Russische Kaiser Alexander, welcher als einer der vorzüglichsten Erretter Deutschlands vom fremden Joche zu betrachten ist, auf seiner Rückreise in seine Kaiserstaaten in die Stadt eintraf. Seit dem 24. Oktober 1805 war dieß das vierte Mal, daß man sich in Frankfurth der Anwesenheit dieses erhabenen Monarchen erfreute. Alle Ehrenbezeugungen, wozu schon die erforderlichen Vorbereitungen mit der größten Bereitwilligkeit getroffen waren, verbittend, und selbst nur unter dem Namen eines Generals von Romanow reisend, setzte er gleich nach gewechselten Pferden seine Reise über Küstrin fort. Aber schon am 23. Oktober 1815 genossen die Einwohner Frankfurths das Vergnügen, ihn wieder in ihren Mauern zu sehen. Dießmal ließ er sich die seinetwegen veranstalteten Feierlichkeiten gefallen, reis'te aber nach dem kurzen Aufenthalte von einer halben Stunde schon wieder ab, und begab sich

über Müncheberg nach Berlin. Hier verweilte er etwa 14 Tage, als er über Frankfurth, wo er am 8. November Vormittags um 11 Uhr ankam, nach St. Petersburg zurückeilte.

Mit der innigsten Freude und dem lebhaftesten Enthusiasmus begrüßten die Frankfurther am 31. August 1814 den gefeierten greisen Helden Fürsten Blücher von Wahlstadt, als er gegen Abend mit einem kleinen Gefolge in die Stadt einfuhr. Leider erfreuten sie sich seiner Gegenwart nicht lange; denn schon am folgenden Morgen um 7 Uhr setzte er seine Reise nach Breslau fort. Am 12. Januar 1817 und 5. Mai 1818 besuchte er die Stadt auf seinen Reisen nach seinen Gütern in Schlesien wieder.

Die Rückkehr des 3. Churmärkischen Landwehr-Infanterie-Regiments, welches in den Monaten Mai und Juni des Jahres 1813 aus den Söhnen der Stadt und des Lebusischen Kreises gebildet worden war, und ehrenvoll für König und Vaterland gefochten hatte, erfüllte die Stadt mit großer Freude. Der 31. Juli 1814 war der längst ersehnte Tag, an welchem diese Krieger durch eine ihnen unweit des Lebuser oder Berliner Landwehrthores errichtete und sehr geschmackvoll verzierte Ehrenpforte unter dem feierlichen Geläute aller Glocken in die Stadt einrückten.

Ueber 400 junge Mädchen, alle in weißem Gewande, schmückten die Ankommenden mit Blumen und Kränzen. Zwölf blasende Postillons ritten voran, ihnen folgten die reitenden Freiwilligen und Bürger, so wie das Bürgerbataillon mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen. An diese reiheten sich die drei Bataillone des Regiments und die in der Stadt garnisonirende Reserve des ersten Ostpreußischen Jägerbataillons nebst der Reserve der Landwehr beschlossen den Zug. Auf dem Markte angekommen, wurden die Gewehre zusammengesetzt, und das sämmtliche Militair begab sich in die Oberkirche, wo der Professor Dr. Spiker, welcher als Brigadeprediger die Feldzüge mitgemacht hatte, eine kraftvolle und das Gemüth ergreifende Rede hielt. Nach Beendigung der kirchlichen Feier wurde den Officieren und Freiwilligen in der Freimaurerloge ein glänzendes Gastmal gegeben, auch sämmtliche Landwehrmänner von den Bürgern, bei welchen sie einquartirt waren, auf's Beste bewirthet, und ihnen am Nachmittage auf dem Anger Erfrischungen in Fülle verabreicht.

Die unerwartete Rükkehr des Kaisers Napoleon von der Insel Elba nach Paris hatte die Europäischen Mächte auf's Neue in Bewegung gesetzt. Die aus dem Felde kaum zurückgekehrten Truppenmassen

mußten jetzt wieder nach Frankreich ziehen. So hatte denn Frankfurth abermals den Anblick vieler durchmarschirender Truppen, und die mit diesen Durchmärschen verbundenen Belästigungen. Auch das 3te Churmärkische Landwehr-Infanterie-Regiment rückte am 17. April 1815 aus, um an dem neu beginnenden Kampfe Theil zu nehmen. Letzterer wurde schneller und glücklicher beendiget, als man erwarten konnte, und schon am 3. Januar 1816 zog das gedachte Regiment wieder in Frankfurths Mauern ein, wo es mit Herzlichkeit und Feierlichkeit empfangen wurde. Kurze Zeit darauf, am 18. Januar, fand die Feier des allgemeinen Friedensfestes statt, welche auf eine würdevolle Weise geschahe.

Die Stadt Frankfurth hatte in den drei Kriegesjahren von 1813 bis 1815 nicht geringe Opfer gebracht, und zu dem wichtigen Zwekke, das Vaterland vom fremden Joche zu befreien, nach ihren Kräften redlich mitgewirkt. Gegen 900,000 Mann Französischer, Russischer und Preußischer Truppen waren während dieser Zeit in derselben einquartirt und verpflegt worden. 236 junge Männer aus der Stadt, zum Theil aus den ersten Familien, waren als freiwillige Jäger mit in den Kampf gegangen, und hatten ihre Ausrüstung, mit Ausnahme von einigen Dreißig, welche

Unterstützung erhielten, aus eigenen Mitteln besorgt. Zur Landwehr hatten sich, ohne zu losen, 229 Mann freiwillig gestellt. Manchen der edlen Kämpfer hatte in diesem blutigen Kriege das Todesloos getroffen, und mehrere Andere hatte der Tod im Lazarethe ereilt. Von den aus der Stadt Frankfurth und ihren Vorstädten gestellten Kriegern sind nach den darüber eingegangenen Nachrichten in den drei Feldzügen 68 theils auf dem Schlachtfelde, theils an Wunden gestorben. An Krankheiten in den Lazarethen verschieden 43. Diese 111 Mann, welche als Opfer für das Vaterland fielen, hinterließen 34 Wittwen und 73 verwaisete Kinder. Außerdem sind noch fünf Individuen vermißt worden, über welche keine Nachrichten und Todtenscheine eingegangen sind. Auch verdient es noch einer Erwähnung, daß dreizehn Frankfurther als Lohn ihrer Tapferkeit und anderweitigen Verdienste, das eiserne Kreuz, zwei den Russischen Wladimirorden und zwei den Russischen St. Georgenorden erhalten haben.

Zur Beförderung der Vaterlandssache und anderer wohlthätigen Zwekke hatten sich in Frankfurth auch mehrere Vereine gebildet. Dahin gehört der Verein zur Aufsicht über die Pflege der kranken Soldaten im Lazareth, dessen wir schon früher gedacht haben. Au-

ßer diesem fanden noch zwei Mädchenvereine, so wie ein Verein der Dienstmädchen und der Freimaurerfrauen statt. Die Summe der durch diese Verbindungen und auf anderen Wegen aufgekommenen freiwilligen Beiträge betrug 150,544 Thaler 17 Groschen 10 Pfennige.

Durch die Verlegung der Universität nach Breslau im Jahre 1811, wovon unten noch ein Mehreres vorkommen wird, war den Einwohnern Frankfurths eine nicht unbedeutende Erwerbsquelle entzogen worden. Sie wurden jedoch vollkommen dafür entschädiget, indem die beiden Landescollegien, die Neumärkische Regierung und das Neumärkische Oberlandesgericht nach Frankfurth verlegt wurden. Beide Landesbehörden hatten früher in Cüstrin ihren Sitz gehabt, waren aber im Jahre 1809, erstere nach Königsberg in der Neumark und letztere nach Soldin versetzt worden. Das Oberlandesgericht gelangte schon im Anfange des Monats Mai 1815 in Frankfurth an, erhielt das sogenannte Ordinariatshaus mit dem Officiengebäude und dem daneben stehenden Bürgerhause in der Oderstraße als Geschäftslokal und begann am 10. Mai seine Sitzungen darin. Einen Monat später folgte die Regierung nach. Ihr wurde das Oberschulgebäude nebst dem sonstigen Prediger-

wittwenhause und dem Stadthofe eingeräumt, wofür die Stadt durch eigenthümliche Ueberlassung des Kollegienhauses in der Richtstraße nebst Zubehör, des Kommunitätsgebäudes nebst dem dazu gehörigen Garten, dem Karzergebäude hinter der Unterkirche und außerdem durch 1000 Thaler baares Geld entschädiget wurde. Der Oberschule und den Lehrern derselben wieß man dagegen die ehemaligen Reitschulgebäude mit dem Nebengebäude an, und verlegte die in dem letzteren bisher bestandene Töchterschule in das Jakobshospital. Im folgenden Jahre, als der Lebusische und Beeskowsche Kreis, mit Ausschluß des mit demselben bisher gemeinsam verwalteten Storkowschen zur Frankfurther Regierung überging, wurde Frankfurth zur Departementsstadt erhoben.

So wichtig nun aber auch die Vortheile waren, welche der Stadt aus der Aufnahme zweier so bedeutenden Landesbehörden erwuchsen, so erlitt sie doch kurz darauf von einer andern Seite einen empfindlichen Verlust in ihren Einnahmen. Zufolge einer Allerhöchsten Kabinetsordre vom 10. October 1805 war derselben nehmlich der vierte Theil der Meßaccisegefälle zugesichert worden, welchen sie auch bis zum Jahre 1816 unverkürzt bezogen hatte. Jetzt wurde ihr aber diese Einnahme auf einmal genommen, und

ihr statt derselben ein jährliches Fixum von 5740 Thalern bestimmt, welches den Verlust nicht ganz ersetzte. Eben so durfte die Stadt auch vom 16. Juli desselben Jahres ab, in Folge eines erschienenen allgemeinen Gesetzes, den Wasserzoll nicht mehr erheben, wofür ihr eine jährliche Entschädigung von 10,147 Thalern 11 Groschen 3½ Pfennig zu Theil wurde. Gleiche Bewandniß hatte es mit dem Landbinnenzolle. Dieser hörte nach dem Edikte vom 26. Mai 1818, vom 1 Januar 1819 ab, ebenfalls auf und die Stadt mußte es sich gefallen lassen, dafür jährlich 1679 Thaler 2 Groschen 3 Pf. Entschädigung zu nehmen.

Ungeachtet die Stadt hierdurch nicht gewann, so wurden doch von Seiten der städtischen Verwaltungsbehörde Pläne zur Verschönerung derselben entworfen und ausgeführt. Dahin gehört zunächst die Einrichtung der Promenade um die halbe Stadt im November des Jahres 1816. Der Weg, welcher um die halbe Stadt führt, wurde nehmlich erweitert und verbessert, der Gang neben dem Stadtgraben erhöht und mit einer doppelten Reihe von Bäumen bepflanzt. Hierdurch beugte man nicht nur der Gefahr des Hinabstürzens von Menschen, Pferden und Wagen in den tiefen Stadtgraben vor, sondern schuf auch für die Einwohner einen angenehmen Spatziergang, wel-

cher sehr besucht wird. Dieß veranlaßte mehrere Bewohner in dieser Gegend Grundstücke zu erwerben, und auf denselben schöne geschmackvolle Wohnhäuser zu errichten, wodurch eine ganz nene Straße entstand, welche Ursach war, daß dieser Theil, der früher zur Gubener und Lebuser Vorstadt gehörte, vom 1. Januar 1829 ab mit zur Stadt geschlagen wurde. Eine ähnliche Verschönerung erfuhr die Gubener Vorstadt auf der linken Seite des Angers, wo ebenfalls im Jahre 1818 vom Parke bis an die Stadtmauer eine Allee von Linden angelegt wurde. In der Stadt selbst entfernte man die alte Hauptwache, welche bisher den Markt verunstaltet hatte, von demselben, und verlegte sie nach dem Brückthore hin. Ein noch weit wichtigerer Schritt zur Verschönerung der Stadt geschahe, indem die beiden alten finsteren Thore, das Lebuser und das Gubener, ersteres im Jahre 1821 und letzteres im Jahre 1822 niedergerissen, und dadurch beide Vorstädte mit der Stadt auf eine angenehme und den Regeln der schönen Baukunst entsprechende Weise verbunden wurden. Das Gubener Thor hatte schon längere Zeit vorher eine freundlichere Gestalt erhalten, welche durch die spätere Unformung noch erhöht wurde. Durch Ausfüllung eines Theils des Stadtgrabens und durch das Niederreißen des in der Nähe

dieses Thors befindlichen Theils der Stadtmauer entstand ein großer, schöner, freier Platz, der neue Markt genannt, welcher eine wahre Zierde der Stadt ist. Außer diesen öffentlichen Bauten wurden auch viele Privatbauten unternommen. Eine große Zahl von Bürgerhäusern wurde schöner, geschmackvoller und bequemer ausgebauet. Es entstanden mehrere neue massive und im edelsten Style aufgeführte Wohnhäuser an der Stelle kleiner, unansehnlicher, zum Theil aus Holz gebauter Gebäude. Die Baulust der Einwohner wuchs in eben dem Grade, als die Bevölkerung der Stadt zunahm. So hat denn Frankfurth in einem Zeitraume von etwa zwanzig Jahren eine ganz andere Gestalt gewonnen, und ist so umgewandelt worden, daß derjenige, der es seit dieser Zeit nicht gesehen hat, es kaum wiedererkennen wird. Kühn kann die Stadt sich jetzt den Hauptstädten Deutschlands an die Seite stellen.

Wenn gleich das Geräusch der Waffen den friedlichen Musen nicht günstig ist, so hatte doch der siebenjährige Krieg auf das Schicksal der Hochschule zu Frankfurth bei weitem den verderblichen Einfluß nicht, welchen frühere Kriege und besonders der dreißigjährige geübt hatten. Als die Stadt von den Russen im Jahre 1759 besetzt wurde, hatte sich die Universität

dem Schutze des Feldmarschalls Soltikof empfehlen, welchen dieser auch willig leistete, so daß die Vorlesungen ihren ununterbrochenen Fortgang haben konnten. Zu der von den Russen der Stadt aufgelegten Kriegessteuer mußte die Universität die Summe von 7806 Thalern 19 Groschen 8 Pfennigen beitragen; dafür hatte sie aber auch an der Entschädignug Antheil, welche der hochherzige König Friedrich 2. der Stadt aus landesväterlicher Huld gegeben hatte. Dabei gelangte aber diese Bildungsanstalt nie zu einem recht bedeutenden Flore. Die Zahl der Studierenden blieb fortwährend gering, wiewohl nicht unbedeutende Stipendien und andere Mittel zur Unterstützung dürftiger junger Leute, die sich den höheren Studien widmeten, vorhanden waren. Nach dem Inscriptionsbuche wurden in den Jahren 1757 bis 1762 im Durchschnitte nicht mehr als 107 Studenten jährlich aufgenommen. An ihren Einkünften hatte die Universität großen Verlust erlitten, und obgleich König Friedrich Wilhelm 2., solche durch einen jährlichen Zuschuß von tausend Thalern wieder vermehrte, und derselben die Aussicht zu neuen Beweisen der königlichen Huld eröffnete, so verhinderten doch die Zeitumstände, welche dringendere Staatsausgaben nothwendig machten, sowohl ihn, als seinen Nachfolger

auf dem Throne Friedrich Wilhelm 3. an der Erfüllung des gegebenen Versprechens.

Unter der Regierung des letzteren gerieth die Universität in eine noch mißlichere Lage, indem in ihrer Nähe zu Berlin im Jahre 1810 eine neue Hochschule errichtet wurde, welche ihr vielen Abbruch that, und ihre völlige Auflösung befürchten ließ. Dieß veranlaßte den weisen und gütigen Monarchen im Sommer des Jahres 1811 die Hochschule zu Frankfurth nach Breslau hin zu verlegen. Die letztere Stadt war hierzu um so mehr geeignet, als die Einziehung der geistlichen Güter in Schlesien die dortigen literärischen und Kunstschätze mehrte, und ein zweckmäßigeres Lokale darbot. Auch sprach die Lage der Provinzen ganz für diese Verlegung.

Ungern sahen die Einwohner der Stadt das Hinscheiden einer Anstalt, welche seit 305 Jahren mit ihrem innersten Wesen gleichsam verwachsen war, und sowohl zu ihrer Bildung, als zur Vermehrung ihres Wohlstandes beigetragen hatte. Mit sichtbarer Rührung und Trauer wohnten sie daher auch den Abschiedsfeierlichkeiten derselben bei. Sämmtliche Studierende, deren Gesammtzahl sich auf 264, nehmlich 152 Theologen, 85 Juristen, 15 Mediziner und 12 Kammeralisten belief, hatten sich am 10ten August

Nachmittags um 4 Uhr auf dem Kollegienhofe versammelt, und zogen von hier im feierlichen Aufzuge, und von den Hautboisten begleitet, nach der Wohnung des zeitigen Prorectors, Professors Wünsch, dem sie ein Lebehoch darbrachten. Auf gleiche Weise bezeugten sie den übrigen akademischen Lehrern ihre Dankbarkeit, so wie dem Brigadegeneral von Kleist ihre Hochachtung. Sodann nahmen sie von den abgehenden Kandidaten unter Darbringung eines Gedichtes Abschied. Gegen 11 Uhr versammelten sie sich abermals auf dem Kollegienhofe, und begaben sich mit ernster, feierlicher Stille auf den Markt. Die Hautboisten stimmten Trauermusik an, und die in der Stadt garnisonirenden Jäger marschierten sowohl voran, als auf den Seiten, den Zug gegen den Andrang der Volksmenge schützend. Auf beiden Seiten gingen Träger mit Fackeln, das Dunkel der Nacht zu erleuchten. Auf dem Markte angekommen, schlossen die Studierenden einen Kreis, in dessen Mitte eine mit schwarzem Tuche bekleidete Redner=Bühne stand, die nach vorhergegangenem feierlichen Gesange von zwölf Männerstimmen, von dem Kandidaten der Theologie Kriele 2. bestiegen wurde, welcher eine, tiefen Eindruck machende Abschiedsrede hielt. Diese Scene war für die in zahlreicher Menge anwesenden Frankfurther

höchst ergreifend, und erfüllte sie mit den wehmüthigsten Gefühlen. Nach Beendigung derselben gingen die Studierenden in eben der Ordnung und mit eben der Geräuschlosigkeit, mit welcher sie gekommen, nach dem Kollegienhofe zurück, warfen die flammenden Fakkeln auf einen Haufen, schlossen um denselben einen Kreis und sangen das bekannte Abschiedslied: „Brüder, reichet euch die Hand!" Darauf wurden die Fakkeln ausgelöscht, die Studierenden drückten einander schweigend und tiefgerührt die Hand, und begaben sich nach ihren Wohnungen zurück. Schon früher am 3ten August hatte ein Student, Namens von Bülow, in einer öffentlichen Sitzung der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Frankfurth eine Vorlesung über die Entstehnng, die Schicksale und das Verdienst der Universität gehalten; ein eigenes Zusammentreffen! Ein Bischof von Lebus, Diederich von Bülow, weihete die neu gestiftete Universität als Kanzler derselben im Jahre 1506 durch eine Rede ein, und ein Jüngling aus demselben Geschlecht hielt auf derselben eine Vorlesung bei ihrer nahen Trennung von der Stadt. Die Verlegung der Universität würde übrigens von den Einwohnern Frankfurths noch härter empfunden worden sein, wenn nicht, wie schon früher bemerkt worden ist, einige Jahre nachher die Stadt

durch die Versetzung der beiden Landescollegien, der Neumärkischen Regierung und des Neumärkischen Oberlandesgerichts nach Frankfurth, für diesen Verlust entschädiget worden wäre. Das Karthaus und die zu demselben gehörigen acht Dörfer Jacobsdorf, Briesen, Brieskow, Unter Lindow, Hasenfelde, Arensdorf, Döberin und Niederjesar, das frühere Eigenthum der Karthäuser Mönche, welches nach dem Eingange des Klosters der Churfürst Joachim 2., nach dem Rathe seiner Landstände, im Jahre 1540 der Universität geschenkt hatte, nahm jetzt der Staat an sich, überwieß die Erhebung der Gefälle von den Dörfern den Aemtern Lebus, Biegen und Fürstenwalde, und entschädigte die Universität dafür auf anderweitige Art.

In den städtischen Verfassungsverhältnissen traten in diesem Zeitraume mehrere wichtige Veränderungen ein. Dahin gehört zunächst die, welche am 14. Juli 1797 erfolgte. Nach derselben sollten die zwei Ausschüsse fortdauern, die Verwaltung der öffentlichen Güter dem Magistrate zwar verbleiben, jedoch der kleine Ausschuß demselben zugeordnet sein, und bei dem Rechnungswesen der Stadt, bei Verpachtungen von Kämmereigütern, und bei außerordentlichen Verfügungen über Kapitalien stets zugezogen worden. Dem

großen Ausschusse wurde die Theilnahme an Veräußerungen und Vererbpachtungen der Kämmereigüter, Kontrahirung von Schulden und anderen wichtigen Kommunalangelegenheiten gestattet. Beide Ausschüsse sollten die Einwilligung der Bürgerschaft selbst verlangen und solche schriftlich nachweisen. Bei Abnahme der Kämmereirechnungen wurde die Zuziehung von sechs Mitgliedern des kleinen Ausschusses als hinreichend erachtet. Dem Bauamte, welches aus dem Oekonomie-Inspektor, einem Rathmanne und einem königlichen Bauinspektor bestand, wurde ein Stadtgeschworner zugeordnet. Auch in der Wahl der Repräsentanten der Bürgerschaft oder des kleinen und großen Ausschusses geschahe eine Aenderung. Der aus 24 Personen bestehende große Ausschuß wurde vom Magistrat und dem kleinern Ausschusse gewählt, die Wahl des letzteren, nur aus 12 Mitgliedern bestehenden Ausschusses, erfolgte aber, indem in die Stelle eines abgehenden Mitgliedes dem Magistrate drei Personen vorgestellt werden mußten. So wurde denn die städtische Verfassung nach den früheren Rezessen und dem Inhalte des Landrechts gebildet. Der engere Ausschuß, welcher den einzelnen Verwaltungs-Abtheilungen zugeordnet war, versammelte sich regelmäßig am ersten Tage jeden Monats, so wie der weitere Ausschuß im

Jahre nur viermal zusammen kam. Wichtige Gegenstände erforderten entweder außerordentliche Zusammenkünfte der Ausschüsse, oder nöthigten sie, über dieselben schriftlich zu verhandeln. Da die Geschäfte des engeren Ausschusses mit vieler Mühe und Verantwortlichkeit verbunden waren, so wurde demselben im Jahre 1799 eine jährliche Remumeration von sechshundert Thalern aus der Kämmereikasse bewilliget.

Von weit bedeutenderen und ersprießlicheren Folgen für das städtische Gemeinwesen war die Einführung der Städteordnung im Jahre 1809. Dieses die humane Regierung des Königs Friedrich Wilhelm 3. verherrlichende Gesetz vom 19. November 1808 gab den Städten erst eine selbstständigere und bessere Verfassung, und verstattete den Bürgergemeinen eine thätigere Einwirkung auf die Verwaltung des Gemeinwesens. Was sie Gutes und Großes, namentlich in den Städten der ersten Klasse, und mithin auch in Frankfurth, gewirkt hat, ist unverkennbar, und wenn auch die kleineren Städte für eine so liberale Verfassung die erforderliche Reife noch nicht erlangt zu haben scheinen, so werden sie solche doch mit der Zeit gewiß erhalten, und die späteren Enkel dringende Veranlassung haben, die Weisheit und Humanität des früheren Gesetzgebers zu bewundern und zu preisen.

Der Inhalt dieses wichtigen Gesetzes ist zu allgemein bekannt, als daß er hier näher angegeben werden dürfte, zumal da zu erwarten steht, daß wenn dieses Gesetz auch in einzelnen Punkten eine Abänderung erleiden sollte, doch die Grundlage desselben bleiben wird. Die jetzigen nach dieser Städteverordnung erwählten Magistratspersonen, sind: der Oberburgermeister und Polizeidirector Lehmann, der Burgermeister, Kriegesrath Freytag, der Stadtrath und Syndikus Gensichen, der Stadt- und Polizeirath Schumann, der Stadtrath Dames, der Stadrath und Kämmerer Schlumberger, der Stadtbaurath Zumpt, der Stadtforstrath Senftleben, die Stadträthe Decker und Sorsche, der Stadtrath, Professor Möller, der Stadtrath und Polizei-Inspektor Schäffer, die Stadträthe Petersen, Reiß, Botticher, Schadrack, Lehmann und Herkner. Das Subalternenpersonale besteht aus einem Stadtsecretair, zwei Registratoren, zwei Kanzlisten, einem Bauschreiber, einem Kalkulator, drei Kassen- und Rechnungsbeamten, einem Billeteur, einem Polizeisecretair und Kanzlisten, einem Polizeicommissarius, vier Polizeisergeanten und mehreren andern Unterbedienten. Außer dem Thurmwächter, sorgen noch dreizehn Nachtwächter für die Sicherheit der Stadt. Zum Schutze

der Forsten sind ein Hegemeister, vier Unterförster und drei Aufseher angestellt. Dem aus drei und sechszig Mitgliedern bestehenden Stadtverordneten-Collegio steht seit längerer Zeit der Kaufmann Rudelius auf eine würdige, seinem wichtigen Amte völlig entsprechende Weise vor.

Was das Justizwesen der Stadt betrifft, so erhielt solches im Jahre 1784 ebenfalls eine neue Reform. Das sogenannte Justizdepartement des Magistrats wurde nehmlich mit dem bisherigen Stadtgericht in ein ordentlich formirtes, mit einer hinlänglichen Anzahl von auskömmlich besoldeten Mitgliedern besetztes Kollegium zusammengezogen. Dieses combinirte Stadtgericht mußte sämmtliche Justizsachen mit Ausschluß der auf den Stadt- und Kämmereidörfern, welche dem Magistrat vermöge der ihm darüber zustehenden Patrimonialgerichtsbarkeit verblieben, bearbeiten. Die einkommenden Sporteln wurden nicht mehr, wie früher, unter die einzelnen Mitglieder und Subalternen vertheilt, sondern in eine gemeinschaftliche Sportelkasse gesammelt. Aus dieser erhielten die Mitglieder und Subalternen gewisse feste Gehalte. Dieses neu vereinigte Gericht blieb fernerhin ein Judicium delegatum des gesammten Magistrats, und übte unter der Autorität desselben die ihm zustehende Gerichtsbarkeit

aus. Ebenso behielt der Magistrat auch seine Gerechtsame hinsichtlich der Wahl der Justizbedienten. Das Directorium des vereinigten Stadtgerichts erhielt der Justizbürgermeister Gotthold neben seinem Directorio im Magistratscollegio. Außer demselben bestand das Stadtgericht aus einem Stadtrichter, drei Assessoren, einem Actuarius, einem Registrator, einem Deposital- und Sportelkassenrendanten und zwei Kopisten.

Die Einführung der Städteordnung war auch auf die Justizverwaltung von Einfluß. Durch dieselbe wurde letztere von den Magisträten gänzlich getrennt und durch königliche Richter besorgt. Die Patrimonialgerichtsbarkeit in den Kämmereidörfern hörte auf, und wurde dem Stadtgericht übertragen. Der Magistrat verlohr das Wahlrecht der Justizpersonen und alle Justizstellen wurden nunmehr vom Staate besetzt. Die Kosten der Justizverwaltung wurden zunächst aus den Gerichtssporteln bestritten, und das dadurch nicht gedeckte Quantum mußte die Stadt hergeben. Vom 15ten October 1810 ab erhielt das Gericht den Titel: „Königlich Preußisches Land- und Stadtgericht.“

Nachdem die Städteordnung in Frankfurth ins Leben getreten war, wurde auch eine Veränderung in

der Polizeiverwaltung der Stadt vorgenommen. Gleichwie in den Städten Potsdam und Brandenburg wurde auch in Frankfurth vom 1ten November 1809 ab ein von dem Magistrate unabhängiges Polizeidirectorium errichtet. Dasselbe bestand aus einem Polizeidirector, einem Polizeirathe, einem Polizeisecretair, einem Registrator, welcher zugleich Rendant und Kanzlist war, zwei Polizeicommissarien und fünf Polizeisergeanten. Doch schon vom 1ten Januar 1823 ab ging dieses besondere Polizeidirectorium wieder ein, und die Verwaltung der Polizei wurde dem Magistrate in der Art übertragen, daß die Geschäfte durch den Oberbürgermeister als Chef und durch die übrigen besonders angestellten Polizeibeamten büreaumäßig besorgt wurden. Die Kosten der Polizeiverwaltung mußte die Stadt ohne Beihülfe des Staats übernehmen.

Was den Handel der Stadt Frankfurth in diesem Zeitraume betrifft, so verlohr derselbe bedeutend. Der nicht unerhebliche Handel mit Leinsamen nach Schlesien hörte zuletzt fast ganz auf. Früher war der Ort ein wahres Magazin dieses Produkts für Schlesien gewesen, und die zunehmende Kultur des Flachsbaues, so wie der wachsende Flor der Leinwand-Manufakturen in diesem gesegneten Lande haben zum Theil ihren Grund in der reellen Bedingung der Frankfurther

Kaufmannschaft, welche den Leinsaamen stets in vorzüglichster Güte und bester Beschaffenheit lieferte. Man beobachtete dabei ein eben so vorsichtiges, als genaues Verfahren. Sobald nehmlich die Schlesischen Kaufleute gegen den Herbst des Jahres ihre Bestellungen an Leinsamen bei den Frankfurther Kaufleuten gemacht hatten, so wandten sich diese mit ihren Aufträgen an die Stettiner. Letztere schrieben nun an ihre Komissionaire in Tilsit, Memel, Riga, Mitau, Liebau, Windau und anderen Hauptplätzen für den Leinsamen, welche durch geschworene Mäkler den Einkauf besorgten, den Saamen in Tonnen schlugen, und diese mit dem eingebrannten Stadtwappen und der Jahreszahl, zum Zeichen der Aechtheit, versehen mußten. Nur der schlechtere Leinsaamen wurde in Säkken ausgeführt. In der späteren Jahreszeit wurden die Tonnen mit dem Leinsaamen auf Preußische und Stettinische Schiffe geladen, bei ihrer Ankunft in Stettin genau durchgesehen, unter Aufsicht genommen, und sodann nach Frankfurth abgesandt. Hier angekommen, erfuhren sie aufs neue eine sehr genaue Revision, und Beaufsichtigung. Ein eigens dazu vereideter Niederlagsbötticher mußte sie in Betreff ihrer Aechtheit prüfen, und wenn er sie richtig befand, diejenigen Tonnen, welche jeder Frankfurther Kaufmann

für seine Rechnung hatte, noch mit dessen Privatzeichen brennen. Alsdann erst erhielten die Schlesier Proben, nach welchen ihnen der Leinsaamen geliefert wurde. Bei einem so sorgfältigen Verfahren konnte nicht leicht ein Betrug statt finden, und die Schlesier mußten stets aufs beste versorgt werden. Wie bedeutend übrigens dieser Handel mit Leinsaamen war, geht schon daraus hervor, daß die Kaufmannschaft in Frankfurth von diesem Producte seit der erhöheten Fabrikation der Schlesischen Leinwand stets für zwei bis drei hundert tausend Thaler am Werthe jährlich in Verwahrung hatte, um Schlesien damit versorgen zu können. Von diesem Leinsaamen hatte Frankfurth, wie schon früher im vorigen Kapitel angedeutet worden ist, allein nur noch das Stapelrecht. So gering auch der Gewinn von diesem Ueberreste eines früher nicht unbedeutenden Rechtes war, so erregte er dennoch die Eifersucht und den Neid, und schon im Jahre 1765 verlangte die Schlesische und Stettinische Kaufmannschaft die gänzliche Aufhebung des Stapelrechts, ein Verlangen, welches sie in den Jahren 1788 und 1798 wiederholte. Mehrere Jahre verflossen, ehe in der Sache entschieden wurde, bis endlich im Jahre 1810 aller Gegenvorstellungen der Frankfurther Kaufleute und des Magistrats ungeachtet, das in Absicht

des Leinsaamens allein noch bestandene Stapelrecht der Stadt Frankfurth als gemeinschädlich vom Staate aufgehoben, und eine Abgabe von vier Groschen auf jede Tonne Leinsaamen, welche Frankfurth passirte, aufgelegt wurde. Aus dieser Einnahme sollte die Stadt, und nicht die Kaufmannschaft, oder einzelne Individuen, vorläufig und bis auf weitere Festsetzung für die verlorne Gerechtsame eine jährliche Entschädigung von fünf tausend Thalern erhalten. Diese wurden auch für zwei Jahre, nämlich für 1810 bis 1811 und 1811 bis 1812 gezahlt, obgleich die Einnahme von der auf den Leinsamen gelegten Abgabe viel geringer war. Als späterhin bei Aufhebung der Wasserbinnenzölle auch der Zoll aufhörte, welcher seit Aufhebung des Monopols der Stadt auf Leinsaamen erhoben wurde, so wurde die Entschädigung nach der Quantität des in den Jahren 1801 bis 1807 in Frankfurth eingegangenen und wieder versandten Leinsamens auf 1654 Thaler 2 Groschen 8 Pfennig jährlich ermittelt, womit sich die Stadt begnügen mußte. — So war denn von jenem allgemeinen Niederlagsrechte, welches Frankfurth seit dem dreizehnten Jahrhundert besessen hatte, auch die letzte Spur, nämlich das Stapelrecht von dem Leinsaamen, das nach mancherlei Beschränkungen, und nach vielen Streitigkeiten

mit den Städten Breslau und Stettin noch übrig geblieben war, verschwunden. Der Handel erlitt dadurch sowohl, als durch mancherlei andere Beschränkungen, welche die Zeitverhältnisse herbeiführten, einen bedeutenden Stoß, so daß er viel von seinem frühern Glanze verlohren hat. Die wichtigsten Gegenstände desselben sind jetzt: Wein, Farbewaaren und Kolonialwaaren.

Ungeachtet der Abnahme des Handels hat sich die Zahl der Kaufleute und Handeltreibenden in der neusten Zeit doch sehr vermehrt. Im Jahre 1829 zählt man in Frankfurth 151 Kaufleute mit kaufmännischen Rechten und 276 Handeltreibende ohne kaufmännische Rechte.

Die drei jährlichen Messen der Stadt waren während der Schlesischen Kriege und des siebenjährigen Krieges, wo die benachbarten Staaten und besonders der Meßort Leipzig von feindlichen Truppen besetzt waren, wenig gestört worden, daher die Geschäfte, welche auf denselben gemacht wurden, eher zu-, als abnahmen. Doch mehrere Beschränkungen, die der Meßhandel nach dem Hubertsburger Frieden erfuhr, verminderten denselben, wodurch die Messen in Leipzig in desto größere Aufnahme kamen. Der im Jahre 1775 mit der Republik Polen abgeschlossene

Handlungsvertrag hob zwar den gesunkenen Meßhandel wieder etwas, allein erst unter der Regierung des Königs Friedrich Wilhelm des 2ten erreichte derselbe seine blühendste Epoche. Dieser Monarch setzte eine eigene Kommission zur Untersuchung der bisherigen Mängel nieder, und begünstigte ins besondere den Transitohandel. Der ganze bisherige Gang der Handlung erfuhr eine große Veränderung, und die Frankfurther Messen erlangten bald einen Flor, welchen sie früher nie gehabt hatten. Dieß wurden ins besondere die Staatskassen gewahr; denn im Jahre 1766 betrugen die Staatseinkünfte von den Messen 10,472 Thaler, und im Jahre 1793 waren sie auf 89,497 Thaler gestiegen. Weder die französische Revolution und die durch dieselbe erzeugten Kriege und Zerrüttungen, noch die völlige Auflösung des Königreichs Polen thaten dem Frankfurther Meßhandel Eintrag. Er erhielt sich nicht nur in seinem bisherigem Umfange, sondern breitete sich immer mehr aus, so daß im Jahre 1797 auf den drei Messen für 6,661,000 Thaler Waaren abgesetzt wurden, wovon über die Hälfte von inländischer Fabrikation war. Doch späterhin in den Jahren 1798 und 1800 erschienen einige den Meßhandel nicht begünstigende Verordnungen. Nach der ersteren wurde die Einfuhr mehre=

rer fremder Waaren, welche gegen Impost zeither eingebracht werden durften, nach Süd- und Neu-Ost-Preußen mit Inbegriff von Warschau gänzlich verboten, und nach der letzteren durften alle seidene und halbseidene fremde Waaren, so wie baumwollene auf die Messen nicht mehr gebracht werden. Doch diese dem Meßverkehre nachtheilige Beschränkungen hörten späterhin wieder auf, und die Messen haben seit dieser Zeit vom Jahre zu Jahre zugenommen. Von den auf den drei Messen des Jahres 1828 verkauften Waaren sind 448582 Thaler 17 Sgr. 6 Pf. in die Staatskasse eingezahlt worden.

Ehe wir die Geschichte Frankfurths schließen, wollen wir noch einiger Unglücksfälle Erwähnung thun, welche die Stadt betrafen. Seit der verwüstenden Ueberschwemmung der Oder im Jahre 1736, deren schon im vorigen Kapitel hätte gedacht werden sollen, hatte der Strom nie eine so furchtbare Höhe erreicht, als im Frühjahre des Jahres 1785. Durch die Menge des gefallenen Schnees im vorhergegangenen Winter, den das plötzlich eingetretene Thauwetter geschmolzen hatte, waren die meisten Flüsse und Ströme so angeschwollen, daß sie sich gewaltsam aus ihren Ufern drängten, und die größten Verwüstungen anrichteten. Der ungewöhnliche hohe Was-

serstand der Oder beunruhigte die Bewohner der Dammvorstadt in dem Grade, daß sie schleunige Anstalten trafen, sich und ihr Habe in Sicherheit zu bringen. Das Vieh wurde daher nach dem benachbarten Kunersdorf und auf die Höhen der Judenberge getrieben, die Greise, Frauen und Kinder aber in die Stadt gebracht. Am 27. April stand das Wasser zehn Zoll höher, als in dem vorgedachten Unglücksjahre. Die Ufer vermochten die brausende Wassermasse nicht mehr zu fassen, gewaltsam drängte sie sich gegen die Dammvorstadt hin, so daß des Morgens um 8 Uhr 300 Schritte unterhalb der Brükke ein Durchbruch des Dammes erfolgte, und die ganze Vorstadt unter Wasser gesetzt wurde. Häuser, Ställe und Scheunen, 178 an der Zahl, wurden durch die Gewalt des Stroms theils weggeschwemmt, theils niedergeworfen, theils stark beschädiget. Um 3 Uhr Nachmittags erfolgte ein neuer Durchbruch 500 Schritte oberhalb der Brükke, und fast zu gleicher Zeit trat die Oder etwa eine Viertelstunde oberhalb der Stadt in der Gegend zwischen der Kuhburg und dem Judenkirchhofe über den Nothdamm, riß davon über 100 Ruthen mit sich fort, ergoß sich über die nach Schlesien führende große Poststraße, strömte mächtig und unaufhaltsam gegen die Judenberge vor, und wühlte sich dort ein tiefes

Bette, aus welchem sie bis jetzt noch nicht gewichen ist. Furchtbar war die Verwüstung, welche die fessellose Fluth hervorbrachte. Die fruchtbarsten Gärten, Aecker und Wiesen waren in wenigen Stunden sechs und mehrere Fuße mit Sand bedeckt, und glichen einem offenen Meere. Auch die übrigen beiden am dießseitigen Ufer liegenden Vorstädte waren zum Theil überschwemmt, und selbst durch die Thore der Stadt drang das Wasser ein, konnte sich aber wegen der höheren Lage derselben nicht weiter verbreiten.

So mächtig der Eindruck war, welchen das Unglück der Dammvorstädter im Allgemeinen hervorbrachte, und so gern ein Jeder die Hand zu ihrer Rettung geboten hätte: so durfte es doch Niemand so leicht wagen, den Kampf mit dem trüglichen Elemente zu bestehen, der nur zum gewissen Tode führte. Nur ein großer Menschenfreund von der edelsten Abkunft, der weit mehr Rücksichten, als Andere zu nehmen hatte, verachtete die augenscheinliche Todesgefahr, wollte durch die tobenden Fluthen den Bedrängten zu Hülfe eilen, und wurde ein Opfer seiner rühmlichen That. Dieß war der Herzog Maximilian Julius Leopold von Braunschweig und Lüneburg, ein Sohn des Herzogs Carl von Braunschweig, und der Herzoginn Philippine Charlotte, Schwester des

Königs von Preußen Friedrich des Großen. Sein großer Oheim hatte ihm das durch den Tod des Generals von Düringshofen erledigte, in Frankfurth a. O. garnisonirende Infanterie-Regiment gegeben, dessen früherer Inhaber der berühmte Feldherr Graf von Schwerin gewesen war, welcher in der Schlacht bei Prag den rühmlichen Heldentod fand. Der Herzog hatte gerade am Morgen des verhängnißvollen Tages sein Regiment zu den gewöhnlichen Waffenübungen versammelt, als ihm von der Ueberschwemmung der Regiments-Kasernen, und der steigenden Gefahr der Dammvorstadt Nachricht gegeben wurde. Sogleich ließ er das Regiment auseinandergehen, mit dem Befehle, da hülfreiche Hand zu leisten, wo Gefahr vorhanden sei. Er selbst begab sich eiligst nach der Gubener Vorstadt, um die dort vorhandenen Kähnen zu sammeln, solche nach der Dammvorstadt bringen zu lassen, und die vielleicht in den zerstreut liegenden Häusern noch befindlichen Menschen zu retten. Er bestieg einen Kahn, und wollte mit hinüberfahren. Nur die dringendsten Vorstellungen zweier hier anwesenden Magistratsmitglieder konnten ihn von dem kühnen Unternehmen abhalten, wiewohl er anfangs mit großer Festigkeit auf seinem Vorsatze beharrte und die

im Munde eines Fürsten wahrhaft gewichtigen Worte erwiederte: „bin ich nicht ein Mensch, wie sie? Hier gilt es, Menschen zu retten!“ Als er nachher dennoch auf einem anderen Kahne nach der verwüsteten Vorstadt übersetzen wollte, warfen sich zwei Soldaten seines Regiments zu seinen Füßen nieder, umfaßten seine Kniee, und baten ihn in den beweglichsten Ausdrükken, von einem Unternehmen abzustehen, welches sein theures Leben in so große Gefahr setze. Gerührt von dieser innigen Theilnahe, gab der Fürst endlich nach, und sandte einen kleinen Kahn auf seinem eigenen Wagen durch die Stadt über die Brükke nach der Dammvorstadt. Doch ehe dieser Wagen zurückkommen konnte, hatte der reißende Strohm bereits einen Theil der Brükke zertrümmert und drei Joche mit fortgenommen, so daß nun die Kommunikation der Stadt mit der unglücklichen Vorstadt gänzlich gehemmt war. Das Wasser der Oder stand jetzt mit den Balken der Brükke gleich, aber dennoch wagten es drei beherzte Männer in einem kleinen Kahne durch die Oeffnung der Brükke zu fahren, und gelangten glücklich zu den nahe stehenden Häusern.

Erschöpft von den vielen Anstrengungen hatte sich der Herzog in seine Wohnung zurückbegeben, traurig das Schicksal der Unglücklichen erwägend, denen seine

rettende Hand nicht beistehen konnte. Da erschien um die Mittagsstunde ein Soldat seines Regiments, und bat ihn um die Erlaubniß, mit einem Fischer, Namens Beerfelde und noch einem Knechte nach dem Damme überfahren zu dürfen. Jetzt erwachte in dem edlen Fürsten der Drang, selbstthätige Hülfe zu leisten, von neuem. Er gewährte daher dem Soldaten nicht nur seine Bitte, sondern eilte auch selbst nach dem überschwemmten Packhofe hin, wo der Kahn Beerfelde's angebunden war, stieg in denselben hinein, und bemühete sich, solchen mit seinem Spanischen Rohrstokke in Bewegung zu setzen. Jetzt kam der Fischer herbei, der sich in dem Hause aufgehalten hatte, vor welchem der Kahn befindlich war. Als er sahe, daß der Herzog die Fahrt mitmachen wollte, rieth er ihm recht ernstlich davon ab, vermochte aber seinen festgefaßten Entschluß nicht zu ändern. Ja, der Herzog erklärte ihm sogar ganz offen, daß er auch ohne ihn überfahren würde, und er daher zuzückbleiben könnte. Während dieser Unterredung hatten die beiden Knechte den Kahn ans Land gezogen und zur Abfahrt fertig gemacht. Der Herzog instruirte hierauf den Fischer, wie er fahren sollte, nehmlich rechter Hand über den Packhof nach dem Garnisonwaschhause, von da in die Mitte des Stroms durch die

fehlenden Brückenjoche an das jenseitige Ufer. Diese kluge Anordnung beweis't deutlich, daß der Herzog sich zwar in ein gefährliches, aber nicht tollkühnes Unternehmen einließ. Dasselbe konnte auf die angeordnete Weise recht gut gelingen, wie schon das früher angeführte Beispiel der drei in einem kleinen Kahne durch die Oeffnung der Brücke gefahrnen Personen darthut. Ueberdieß war der Kahn, in welchem die Ueberfahrt geschehen sollte, nicht gerade klein, denn er gehörte zu der Art von Kähnen, welche drei Wispel Getreide, oder 24 Tonnen laden können. Auch konnte den Herzog die Gefahr um so weniger schrekken, als er sich im Nothfalle auf seine Kunst zu schwimmen verlassen konnte. Die in verschiedenen Schriften vorkommende, auf unrichtigen Quellen beruhende lieblose Beurtheilung der Handlung Leopolds verdient daher keine Berücksichtigung.

Um zwölf und ein halb Uhr begann die Ueberfahrt, wie sie verabredet worden war. In der Nähe der Brükke stößt der Kahn an einen Eisbock, gelangt aber glücklich durch die Brükke. Auf derselben steht der Major von Köppern, welcher dem Herzoge mit besorgter und warnender Miene zuwinkt. Mit gleicher Besorgniß schauen ihm die vielen auf der Brükke und am Ufer stehenden Zuschauer nach. Aber

der Fürst, mit dem ersten Erfolge der Fahrt sehr zufrieden, schwenkt mit freudigem Vertrauen den Hut. Still und mit ängstlicher Erwartung harren Alle auf den Augenblick, wo der geliebte Fürst, der drohenden Gefahr entgangen, das Ziel erreicht haben wird. Mit dem Steigen und Sinken der Wogen, steigt und sinkt ihr Muth. Nach dem früher entworfenen Plane soll der Schiffer bald hinter der Brükke das jenseitige Ufer zu gewinnen suchen, wo mehrere große Kähne befindlich sind; allein der rauschende Strom läßt dieß nicht zu, und der Kahn kommt endlich an die gefährliche Oeffnung des Dammes, welche der Durchbruch verursacht hatte. Mit unwiderstehlicher Gewalt wird er in die Oeffnung getrieben. Plötzlich stößt das Steuerbord des Kahns an einen Weidenbaum, welchen die trügliche Fluth verbirgt. Durch die Gewalt des Stoßes stürzt der am Steuerruder stehende Fischer rückwärts in die brausenden Wellen. Der Herzog wankt, springt nach der Mitte des Fahrzeuges und stürzt dem einen Schifferknecht in die Arme. In demselben Augenblick stößt auch das Vordertheil an eine Weide, und der Kahn stürzt um. Rückwärts fällt der Herzog in den Strudel, und hohe Wogen thürmen sich über ihn auf. Nur eine Schulter von ihm kommt augenblicklich zum Vorschein; doch in einer Zeit von

zwei Minuten ist der Körper verschwunden. Alle Anstalten, welche zu seiner Rettung getroffen werden, vereitelt die gräßliche Fluth, und der edle Fürst findet in dem blühenden Alter von noch nicht ganz 33 Jahren sein frühes Grab in den Wellen.

Mit stummen Entsetzen ist die auf der Brücke und am Ufer stehende Menge Zeuge dieser schrecklichen Scene. Fast regungslos starrt sie hin in die schwarze Fluth. Dann aber erhebt sich plötzlich von allen Seiten Wehklagen und Jammergeschrei. Schnell durcheilt das Gerücht von dem Tode des Herzogs die Straßen der Stadt. Betäubt wendet sich jeder nach dem Orte, wo der Edle versunken ist, aber der wüthende Strom hemmt bald die Schritte. Jetzt werden einige Personen aus dem Wasser gerettet, und plötzlich vernimmt man den Ruf: „der Herzog lebt! Er ist glücklich gerettet!" Bürger und Soldaten eilen nun nach der Wohnung des Herzogs, beladen einen Wagen mit Kleidungsstükken und Betten, und ziehen diesen im schnellsten Laufe nach dem Orte, wohin nach ihrer Meinung der Herzog herüber gebracht werden muß. Aber nur kurze Zeit währt diese Täuschung. Nur der Fischer mit seinen beiden Knechten ist gerettet, der Leichnam des Herzogs aber nirgends zu finden. Erst nach zwei Tagen, als das Wasser wieder gefallen,

findet man den Stock, und bald nachher auch den Hut des Herzogs, welcher auf einem niedrigen Kirschbaume hängen geblieben ist. Endlich am 2ten Mai wird auch sein Leichnam in dem Garten des Feldwebels Neubaur, etwa 200 Schritte von dem Orte entfernt, wo der Kahn umgeschlagen war, fast ganz mit Sande bedeckt, von Schiffern gefunden. Er wird nun in die Wohnung gebracht, die er im Leben einnahm, und da er sich im kühlen Sande gut erhalten hat, von dem Hofrath Professor Mayer und dem Regimentsarzte Doctor Schumacher einbalsamirt. Nach dem Urtheile dieser Männer war der Herzog bei dem Sturze ins Wasser vom Schlage gerührt worden, was um so wahrscheinlicher ist, als derselbe bei dem Einsteigen in den Kahn von den Anstrengungen sehr erhitzt war. Der einbalsamirte Körper wurde öffentlich im Sarge ausgestellt, und durch einen Officier und 30 Mann bewacht. Am Abende des 14ten Mais führte man den Leichnam nach Braunschweig ab, obgleich das Regiment sowohl, als die Stadt bei dem regierenden Herzoge von Braunschweig darauf angetragen hatten, die theuern Ueberreste in Frankfurth beerdigen zu dürfen. Tiefe Trauer herrschte in der ganzen Stadt, denn Jeder hatte den menschenfreundlichen Fürsten geliebt, und betrachtete seinen Tod als einer

Verlust, welcher Alle betroffen hatte. Vom Rathhausthurme herab erscholl aus gedämpften Blase-Instrumenten das Lied: „ich bin ja Herr in deiner Macht," und in der Oberkirche erwog man unter Thränen der Wehmuth die Worte der Schrift: „unerforschlich, o Herr, sind deine Wege, unbegreiflich deine Gerichte." Gegen halb zehn Uhr wurde der Leichnam in einen leichten Reisewagen gesetzt, und unter dem dumpfen Geläute aller Glokken aus der Stadt gefahren. Am 21sten des Abends langte derselbe in Braunschweig an, und wurde im Dome in der Herzoglichen Gruft beigesetzt. Im folgenden Monate, am 5ten Junius, wurde dem Herzoge in allen Kirchen der Stadt und Vorstädte eine Gedächtnißpredigt gehalten. Die Mitglieder des Magistrats, des Stadtgerichts, der Kaufmannschaft und der Bürgerschaft versammelten sich um 1 Uhr des Nachmittags, sämmtlich in Trauerkleidern, auf dem Rathhause, und begaben sich in feierlicher Prozession, unter dem Geläute aller Glokken, nach der Oberkirche. Hier wurde zunächst eine Trauermusik aufgeführt, worauf der Professor Löffler die Kanzel bestieg, und eine ergreifende Leichenrede hielt. Nach Beendigung derselben kehrte man in derselben Ordnung wieder zurück, in der man gekommen war. Kurz darauf ertön-

ten von dem Rathhausthurme einige Trauerlieder aus gedämpften Blaseinstrumenten. Auch von Seiten der Universität trat der Professor der Gottesgelahrtheit Dr. Causse im großen Hörsaale auf, und heiligte das Andenken des Fürsten durch eine Trauerrede. Ein Gleiches geschahe von dem Professor Hausen in einer Gedächtnißrede. Ja selbst die jüdische Gemeine blieb in der Würdigung der Verdienste des großen Menschenfreundes nicht zurück, veranstaltete eine außerordentliche Versammlung in ihrer Synagoge, worin der Rabbiner Joseph eine zweckmäßige Leichenrede hielt.

So allgemein war die Liebe und Verehrung, welche man einem Fürsten zollte, der jeden seiner Tage mit Wohlthaten bezeichnete, dessen ganzes Leben dem Wohle anderer Menschen gewidmet war, und der, um Unglückliche aus der Todesgefahr zu retten, sich selbst in dieselbe stürzte, und darin umkam. Aber die Theilnahme an dem Schicksale dieses edelmüthigen Mannes erstreckte sich weit über Frankfurths Mauern hinaus. Fast überall war man bemüht, das Andenken an ihn und seine edle That der Nachwelt zum bleibenden Vorbilde aufzubewahren. Es erschien eine Menge von Gedichten und Schriften, welche Nachricht von seinem Leben gaben. Der Director der Kunstacade-

mie, Bernhard Rode, fertigte zu seinem Andenken ein Gemälde, welches in der hiesigen Freimaurerloge aufbewahrt wird. Der berühmte Kupferstecher Daniel Chodowiecki stellte ihn in einem Kupferstiche vor, wie er eben in den Nachen steigt, um sich den wilden Wellen anzuvertrauen. Durch die bekannten Medailleure Loos und Abramson wurden Schaumünzen auf ihn geprägt, zu welchen der sinnige Ramler die Ideen und die Inschriften angab. Mehrere geschickte Bildner lieferten sein Bildniß in Wachs, Gips und anderen Massen. Selbst das Ausland beeiferte sich, dem verblichenen Fürsten seine Achtung zu beweisen. So wurden zu Frankfurth am Main Preise für Dichter und Zeichner ausgesetzt, welche Leopolds Andenken am besten durch die Kunst verewigen würden. Ja selbst in London erblickte man bei der Gemäldeausstellung in der Königl. Academie im Jahre 1786 des Fürsten letzte Augenblikke durch einen meisterhaften Pinsel dargestellt. Doch die würdigsten Denkmale, welche diesem menschenfreundlichen Fürsten errichtet worden sind, nämlich die jährliche Gedächtnißfeier, und das Monument auf der Stelle, wo er verunglückte, findet sich noch jetzt in Frankfurths Mauern vor. Von beiden wird im nächsten Abschnitte ein Mehreres gesagt werden.

Zur Unterstützung der unglücklichen Dammvorstädter, welche durch die furchtbare Ueberschwemmung so große Verluste erlitten hatten, kamen ansehnliche Summen zusammen. Der vorgedachte Chodowiecki allein, der den Ertrag des vorerwähnten Kupferstichs diesem wohlthätigen Zwekke gewidmet hatte, sandte zur Vertheilung an die Verunglückten die Summe von 1759 Thalern 22 Gr. ein.

Zwanzig Jahre nach diesem die Stadt betroffenen Unglücksfalle, im Jahre 1805, am 10. März, nahm das Eis fünf Joche von der Oderbrükke fort.

Aber nicht bloß von Wassersnoth, auch von Feuersbrünsten wurde Frankfurth in diesem Zeitraume mehrmals betroffen. Eine der größten fand am 4ten April 1803 auf dem Damme statt. Das Feuer war bei einem Schmidt auf dem Pferdemarkte, Namens Kretzschmer, welcher schon einmal, am 18ten Juli 1783, als das Gewitter bei seinem Nachbar Johann Birkholz eingeschlagen hatte, abgebrannt war, durch Unvorsichtigkeit ausgekommen. Sechszehn Wohngebäude, ein und zwanzig Ställe und achtzehn Scheunen wurden ein Raub der Flammen, welche so um sich griffen, daß nur sehr wenig von der Habe der unglücklichen Eigenthümer gerettet werden konnte. Neun Stück Vieh, 23 Winspel 20 Scheffel Getreide, 54 Schock

Stroh und 36 Fuder Heu verbrannten mit. Der Werth der verlornen Mobilien wurde auf 4567 Thlr. abgeschätzt. Sämmtliche durch das Feuer zerstörten Gebäude waren in dem Feuer-Kataster mit 23,250 Thlr. versichert. Zur Unterstützung der Abgebrannten kamen 240 Thlr. 7 Gr., 6 Scheffel Korn und ein Winspel Kartoffeln ein.

Schon zwei Jahre nachher, am 13ten Juli, Abends 9 Uhr brach abermals am Pferdemarkte auf dem Damme Feuer aus, wodurch sechszehn Häuser, ein und zwanzig Scheunen und siebenzehn Ställe in Asche gelegt wurden.

Straße und 3½ Huben Land verbrannten nebst der Werth der verbrannten Gebäuden wurde auf 4567 Thlr. abgeschätzt. Sämmtliche durch das Feuer zerstörten Gebäude waren in der Feuer-Societät mit 2,250 Thlr. versichert. Zur Unterstützung der Abgebrannten kamen 241 Thlr. 7 Gr., 6 Scheffel Getreide und ein Wispel Kartoffeln ein.

Schon zwei Jahre nachher, am 13ten Juli, Abends 9 Uhr brach abermals am Pferdemarkte auf dem Damme Feuer aus, wodurch sechzehn Häuser, ein und zwanzig Scheunen und siebenzehn Ställe in Asche gelegt wurden.

Zweiter Abschnitt.

Topographie und Statistik der Stadt Frankfurth a. O. und Beschreibung ihrer vorzüglichsten Merkwürdigkeiten.

Die Stadt Frankfurth mit dem Beisatze: **an der Oder**, um sie von der Stadt gleiches Namens am Main zu unterscheiden, liegt unterm 32° 25′ der Länge und 52° 22′ 8″ der Breite*), in einer von der Natur reichlich ausgestatteten Niederung, welche von einem schiffbaren Strome, von reizenden Anhöhen, Weinbergen, Gärten, Wiesen, Kornfeldern und Waldungen, wie von einem Kranze umschlossen wird. In ihrer Nähe befinden sich drei nicht unbedeutende Städte, nehmlich die Haupt- und Residenzstadt Berlin 11½ M., die Festung Küstrin 4 M. und Krossen 7 M. entfernt. Die aus Schlesien herabströmende Oder begränzt die Stadt auf der östlichen Seite, und scheidet die Neumark von der Mittelmark. Die südwestliche Gränze bilden anmuthige Wein- und Obstberge. Die Stadt von Mittag bis Mitternacht durch starke Mauern,

*) M. S. Bode's Anleitung zur Kenntniß der Erdkugel S. 262.

einen hohen Wall und zwei tiefe Graben umgeben, gegen Morgen aber durch den Strom und früher durch einige nicht mehr vorhandene Außenwerke geschützt, gehörte im Mittelalter zu den festesten Städten, welche den Angriffen der Feinde längere Zeit Trotz bieten konnten, was, wie wir ein ersten Abschnitt gesehen haben, auch mehrmals der Fall gewesen ist. Sie besteht aus der eigentlichen Stadt nnd drei Vorstädten, nehmlich der südlich gelegenen Gubener, der nordöstlich liegenden Lebuser, und der im Osten befindlichen Dammvorstadt. Letztere liegt auf dem rechten Oderufer, und wird mit der auf dem linken Ufer erbauten Stadt durch eine 844 Fuß lange und 31 Fuß breite hölzerne Brükke, welche auf 17 dreireihigten Pfahljöchen ruhet, und durch 16 dreireihigte Eisbökke und drei fünfreihigte Eisbrecher oberhalb der Eisbokke gegen den Eisgang geschützt ist, verbunden.

Die Mauern der eigentlichen Stadt umfassen eine Fläche von 200 Morgen, wovon auf Straßen und Plätze 78 Morgen und auf Baustellen und Höfe 122 Morgen kommen. Die Dammvorstadt hat einen Flächenraum von 520½ Morgen. Davon gehen auf die Straßen, Plätze, und auf das Wasser 112 Morgen 40 Quadratruthen, auf Baustellen und Höfe 82 Mor-

gen, und auf die Gärten 325 Morgen 127 Quadratruthen. Die Lebuser Vorstadt ist 57 Morgen 19 Quadratruthen groß. Davon nehmen die Straßen, die Plätze und das Wasser 14 Morgen 24 Quadratruthen, die Baustellen und Höfe 20 Morgen 31 Quadratruthen und die Gärten 22 Morgen 144 Quadratruthen ein. Die Arealgröße der Gubener Vorstadt beträgt 280 Morgen, nehmlich die Straßen, Plätze und öffentlichen Anlagen 93 Morgen 50 Quadratruthen, die Bauplätze und Höfe 55 Morgen 104 Quadratruthen und die Gärten 131 Morgen 3 Quadratruthen. Die ganze Stadt nebst den Vorstädten hat daher einen Flächenraum von 1057½ Morgen.

Im Jahre 1828 hatte die Stadt mit ihren Vorstädten 6 Kirchen und eine Synagoge, 53 andere öffentliche Gebäude, 1538 Privatwohnhäuser, 18 Fabrikengebäude, Mühlen und Privatmagazine und 1707 Ställe und Scheunen. Fast sämmtliche Privatwohngebäude in der Stadt selbst und sehr viele in den Vorstädten sind massiv in einem edlen Style, und nach den Regeln der neueren Baukunst gebaut, und bequem eingerichtet. Ihre Höhe in den Hauptstraßen beträgt drei Stock, und nur wenige neuere Häuser sind, um einen größeren Gewinn daraus zu ziehen, mit einem vierten Stokke versehen worden. Sämmtliche Gebäude

mit Inbegriff der Nebengebäude, Scheunen, Ställe und Speicher in der Stadt und den Vorstädten sind in der Chur= und Neumärkischen Städtefeuersocietät mit 3,234,500 Thalern versichert worden.

Vier Thore führen in die Stadt, das Gubener, Fürstenwalder, Lebuser und Brückthor. Die beiden ersteren sind jedoch, wie im ersten Abschnitte schon erwähnt worden ist, in den neueren Zeiten gänzlich umgestaltet worden, haben das Ansehen von Thoren völlig verloren, und Stadt und Vorstädte sind genau mit einander verbunden, und werden nur durch die Gubener und Lebuser Landwehren geschlossen.

Die Stadt ist ziemlich regelmäßig angelegt, und hat vier Hauptstraßen: die Oderstraße, große Scharrnstraße, Richtstraße und Tuchmacherstraße, welche fast ganz parallel neben einander fortlaufen. Unter denselben ist die Oderstraße die breiteste und schönste. Diese vier Hauptstraßen werden von folgenden Queerstraßen durchschnitten: von der Regierungsstraße, Schmiedegasse, Judenstraße und Bischoffsstraße, Junkerstraße, Schmalzgasse, Spornmachergasse, kleine Scharrnstraße, Forststraße, Hanewald, Brückthorstraße, Kuhgasse, breite Straße, Badergasse und Kollegienstraße. Die Rosenstraße geht mit den vier Hauptstraßen parallel. Unter den öffentlichen Plätzen in der Stadt und den

Vorstädten zeichnet sich zunächst der Marktplatz aus. Dieser hat von der Junkerstraße bis zur Regierungsstraße, nach Abzug der bebauten Fläche desselben von 610 Quadratruthen, einen Flächeninhalt von 1755 Quadratruthen, und würde einer der schönsten Plätze sein, wenn nicht das Rathhaus und mehrere andere auf demselben befindlichen Privathäuser ihn beengten und verunstalteten. Freier gelegen ist der durch die Abbrechung des Gubener Thors und eines Theils der Stadtmauer, so wie durch die Ausfüllung eines Theils des Stadtgrabens entstandene neue Markt, welcher während der Meßzeit, wo der alte Marktplatz mit Buden bebaut ist, als Wochenmarktsplatz benutzt wird, worüber sich freilich mehrere unserer Hausfrauen, welche auf den Wochenmärkten selbst den Einkauf besorgen, wegen der zu großen Entfernung bisweilen beklagen. Vom neuen Markte gelangt man durch den Park zu einem andern öffentlichen Platze, den Anger genannt, welcher auf beiden Seiten durch schattige, einen anmuthigen Spaziergang darbietende Lindenalleen begränzt wird, und eine Fläche von 5610 Quadratruthen bildet. Derselbe dient dem in der Stadt garnisonirenden Militair einstweilen als Exercierplatz. Außer diesen drei öffentlichen Plätzen verdient noch der Roßmarkt in der Dammvorstadt einer Erwähnung.

Derselbe bildet eine Fläche von 1382 Quadratruthen, und wird besonders während der drei Pferdemärkte benutzt.

Der neue Markt und der Anger werden durch den Park von einander getrennt, welcher den Bewohnern Frankfurths zu einer angenehmen Promenade dient. Der frühern Bestimmung dieses Platzes und der nachmaligen Umwandlung desselben ist schon im vorigen Abschnitte Erwähnung geschehen, daher solche hier übergangen werden kann. Der Park hat, außer der in demselben befindlichen vorstädtischen Kirche, einen Flächenraum von 2142 Quadratruthen, und enthält mehrere Denkmale verdienstvoller Männer, deren irdische Ueberreste hier einen Ruheplatz gefunden haben. Dahin gehören die Monumente des Generals von Diringshofen, des Obrist-Wachtmeisters von Kameke und des Professors Daries. Vor allen aber nimmt das Denkmal des unsterblichen Dichters Ewald Christian von Kleist, welches ihm die Freimaurerloge zum aufrichtigen Herzen im Jahre 1778 setzen, und späterhin im Jahre 1826 erneuern ließ, die Aufmerksamkeit und das Gefühl der diesen Ort Besuchenden in Anspruch. Von Kleist, ein eben so achtungswerther Held, als Weiser und Dichter, war Major in dem von Hausenschen Infanterie-

Regimente. In der Schlacht bei Kunersdorf am 12. Aug. 1759 focht er im Finkschen Corps und half mit seinem Bataillon drei Batterien erobern, wobei er nicht nur zwölf starke Kontusionen erhielt, sondern auch an den beiden ersten Fingern der rechten Hand verwundet wurde, so daß er den Degen in der Linken führen mußte. So schmerzhaft diese Wunden auch waren, so ließ er sich dadurch doch nicht abhalten, mit dem Bataillone, dessen Führung er nach dem Falle des Kommandeurs übernommen hatte, gegen eine vierte Batterie Sturm zu laufen. Muthig drang er, die Fahnen des Regiments um sich versammelt, gegen die Feuerschlünde vor, als eine Musketenkugel durch seinen linken Arm fuhr. Jetzt erfaßte er den Degen wieder mit der blutenden Rechten; da setzte aber plötzlich ein Kartätschenschuß seinem Heldenmuthe ein Ziel und zerschmetterte ihm das rechte Bein. Kraftlos sank er vom Rosse herab, welches er zweimal vergebens wieder zu besteigen versuchte, und rief den stürmenden Soldaten noch zu: „Kinder, verlasset euren König nicht!" Besinnungslos wurde er nun von zweien seiner Krieger hinter die Fronte unweit des Kuhgrundes an den Elsbusch getragen. Ein Wundarzt eilte, ihn zu verbinden, herbei, wurde aber durch eine Kartätschenkugel niedergestreckt. So lag denn der schwer verwundete Major

eine geraume Zeit, aller Hülfe beraubt, und von den gräßlichsten Schmerzen gefoltert, da, bis endlich einer seiner Freunde, der Adjudant des Generallieutenants von Fink, von Pfau, zufällig bei ihm vorüberritt. Sobald er diesen erblickte, erkundigte er sich nach dem Fortgange der Schlacht, freute sich ungemein zu vernehmen, daß die Preußen weiter vorrückten, und bat seinen Freund ihm einen Wagen zu besorgen. Dieser traf auch sofort Anstalt, daß der Wagen des Generallieutenants von Fink den schwer Verwundeten in Sicherheit bringen sollte, allein ehe derselbe an Ort und Stelle gelangen konnte, wandte sich das Waffenglück der Preußen. Sie mußten weichen, und der unglückliche Held blieb hülfslos auf dem Schlachtfelde liegen. Gegen Abend fanden ihn Kosakken, welche ihn ausplünderten, seiner sämmtlichen Kleidungsstükke, selbst des Hemdes und des Hutes beraubten, und mit gefühlloser Härte den nackten Körper an einen nassen Sumpf hinwarfen. Der starke Blutverlust, so wie Kälte, Hunger und Durst raubten dem unglücklichen seine physische Kraft gänzlich, und er sank in einen ohnmächtigen Schlummer. So trafen ihn in der Nacht einige Russische Husaren an. Menschenfreundlich zogen sie ihn aufs Trockne, bereiteten ihm ein Strohlager neben einem Wachtfeuer, gaben ihm einen Man=

tel und einen Hut zur Bedeckung, und erquickten ihn durch Brot und Wasser. Der eine Husar schenkte ihm sogar ein Achtgroschenstück, und warf ihm solches, als er es nicht annehmen wollte, und es für sich in ähnlicher Noth aufzusparen bat, voll mitleidigen Stolzes auf den Mantel. Gegen Morgen eilten die braven feindlichen Krieger auf ihren Posten zurück. Diese Scene ist in einem Kupferstiche, von Daniel Chodowiecki gezeichnet, und von Friedrich Berger 1789 verfertiget, sehr treffend dargestellt worden.

Kurze Zeit nachher kamen abermals Kosakken, und raubten dem Verwundeten das wieder, was er durch die Menschenfreundlichkeit und das Mitleid der Husaren erhalten hatte. Erst am Morgen um 10 Uhr erschien ein Russischer Hauptmann, Namens von Stackelberg, in Kleists Nähe. Diesem gab er sich zu erkennen, und erlangte durch seine Hülfe einen Wagen, welcher ihn nach Frankfurth brachte. Hier erst, im Hause des Professors Nicolai, erhielt er den ersten Verband und die sorgfältigste Verpflegung und Wartung. Die Wunde selbst war nach dem Ausspruche der Aerzte nicht tödlich, nur der große Blutverlust und die Erkältung erschwerten die Kur. Anfangs ging diese sehr glücklich von statten; doch bald ereignete sich ein Umstand, welcher jegliche Hoffnung

auf Wiedergenesung vereitelte. In der Nacht vom 22. zum 23. August nehmlich zerrissen die zersplitterten und sich absondernden Knochen eine Pulsader. Es erfolgte eine heftige Verblutung, welche den Krankheitszustand so verschlimmerte, daß alle Hülfe vergebens war, und der heldenmüthige Krieger und gemüthliche Sänger am 24. August früh um 2 Uhr im 44sten Jahre seines Alters verschied.

Mit treuer Sorgfalt und hoher Achtung für die theuren Ueberreste des Verstorbenen ordnete der Professor Nicolai im Vereine mit dem Russischen Kommandanten der Stadt, Obristen von Schettnow, das Leichenbegängniß an, welches am 26. August statt fand. Zwölf Russische Grenadiere trugen den Sarg, den viele Offiziere der Russischen Armee, die sämmtlichen Professoren und Studenten, so wie der Magistrat und viele andere Personen zur Gruft begleiteten. Als der Sarg aufgehoben werden sollte, fehlte auf demselben der Degen, das Zeichen kriegerischen Ruhmes. Sogleich gab der Hauptmann von Stackelberg, derselbe Russische Officier, welcher Kleist vom Schlachtfelde nach Frankfurth hatte bringen lassen, seinen eignen Degen her, indem er ausrief: „ein solcher Krieger darf nicht ohne dieses Ehrenzeichen beerdigt werden!" Der Professor Nicolai hielt zum An-

denken des Verstorbenen eine einfache, den Verdiensten des Helden angemessene Trauerrede, und die Tochter des Geheimen-Raths Sause in Frankfurth bestreuete im ersten Frühlinge, bald nach dem Aufgange der Sonne das Grab ihres Lieblingsdichters mit Blumen. Auch Friedrich der Große, der wahres Verdienst zu würdigen verstand, gab seine Achtung für den Verblichenen dadurch zu erkennen, daß er dessen von Bernhard Rode gemaltes Bildniß in der Garnisonkirche zu Berlin unter den der übrigen Helden aufzustellen befahl. Aber auch ganz Deutschland ehrt das Andenken eines Mannes, dessen anmuthige, reine Liebe für Natur, Sittlichkeit und Freiheit athmenden Gesänge noch lange als Meisterstükke deutscher Poesie gelten werden, und betrauert den frühen Verlust desselben. *)

---

*) Die hier mitgetheilten Nachrichten von dem Tode des Majors von Kleist sind aus der Krieleschen Schrift: „ausführliche und zuverlässige historisch-militairische Beschreibung der Schlacht bei Kunersdorf und Fraukfurth am 12. August 1759. Berlin 1801. S. 39 bis 43, und Kleist's Leben in der Körteschen Ausgabe der sämmtlichen Werke dieses Dichters. Berlin 1825, entlehnt. Kriele behauptet, die angeführten Angaben von dem Herrn von Pfau selbst auf einem Durchmarsche im Jahre 1790 gehört zu haben. Von Pfau blieb als Preußischer General am 13. Juli 1794 am Rheine.

Das auf dem Grabe desselben von der Freimaurerloge zum aufrichtigen Herzen errichtete Denkmal im Parke ist weniger durch Kunstgeschmack ausgezeichnet, als andere Denkmale dieser Art. Es ist eine dreieckige Pyramide, auf deren Vorderseite sich das Bildniß des Helden im Carrarischen Marmor befindet, welche auf einem Postamente ruht, und auf den drei Seitenflächen folgende Inschriften enthält:

„Ci git le guerrier, Poete et Philosophe Ewald Chrétien de Kleist né à Zeblin en Pomeranie le 5. Mars 1715 mort à Frankfurt sur l,Oder le 24. Aout 1759."

„Christiano Ewaldo de Kleist forti, pio, musarum amico pro patria mortuo Societas cui signa (hier folgen die abgebildeten Zeichen) sacra sunt.

Für Friedrich kämpfend sank er nieder,
So wünschte es sein Heldengeist.
Unsterblich groß durch seine Lieder,
Der Menschenfreund, der weise Kleist.

Auf der Spitze der Pyramide flattert ein Schmetterling.

Nach der im Jahre 1828 aufgenommenen statistischen Tabelle hat Frankfurth eine Bevölkerung von 20280 Seelen. Darunter befanden sich 3275 Knaben und 3331 Mädchen, welche das 14te Jahr noch nicht vollendet hatten, 5680 Jünglinge und Mánnner, 6810

Jungfrauen und Frauen, 513 Männer und 671 Frauen über sechzig Jahre. Die Bevölkerung hat in den letzteren Jahren außerordentlich zugenommen. Im Jahre 1653, also vor 176 Jahren, betrug die Zahl der Einwohner in der Stadt und den Vorstädten nur 2366 Seelen. In Folge der Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges waren 5000 Einwohner hingerafft worden und 500 Feuerstellen verschwunden. Fast ein hundert Jahre später, im Jahre 1750, zählte man schon 9470 Seelen, also 7104 Seelen mehr, und 60 Jahre später, bei Einführung der Städteorduung, belief sich die Bevölkerung auf 11969 Köpfe, also nur auf 2499 mihr. Der siebenjährige Krieg sowohl, als auch der Französische hatten auf das Fortschreiten der Bevölkerung nachtheilig eingewirkt. Dagegen hat sich trotz der drei letzten blutigen Feldzüge gegen Frankreich in den jüngst verflossenen zwanzig Jahren die Volksmenge um 8311 Seelen vergrößert. Die Sterblichkeit in Frankfurth ist nicht bedeutender, als an andern Orten. Im Jahre 1827 starben von 19606 Menschen nur 603, und zwar unter 10 Jahren 352, zwischen zehn und funfzig Jahren 110, zwischen 50 uud 70 Jahren 74 und zwischen 70 und 90 Jahren 67. Die nicht geringe Zahl der in einem so hohen Alter verstorbenen Per-

sonen scheint die Behauptung zu rechtfertigen, daß Frankfurth eine sehr gesunde Lage haben müsse.

Der größte Theil der Einwohner, nach der neuesten Zählung im Jahre 1828 19383, bekennen sich zur evangelischen Lehre. Sämmtliche Einwohner waren bis zu dem Regierungsantritte des Churfürsten Joachim 2. im Jahre 1535 der Römisch katholischen Religion zugethan. Kurze Zeit nachher nahmen einige Rathsverwandte und Kaufleute auf eigne Kosten einen evangelischen Prediger, Namens Andreas Eberrus an, welches der Churfürst stillschweigend zuließ. Doch die Verfolgungen der Katholiken zwangen diesen Mann, sich wieder zu entfernen. Erst nach Einführung der Reformation im Jahre 1539 wurde der katholische Gottesdienst völlig abgeschafft, und an die Stelle desselben trat der evangelische. Die Zahl der jetzt in der Stadt vorhandenen Katholiken beläuft sich auf 407, und die der Juden auf 490, wovon nur 12 nicht mit dem Staatsbürgerrechte versehen sind.

Die vorzüglichsten Nahrungszweige der Einwohner bestehen in den drei jährlichen Messen, im Handel und Schiffahrt, Akkerbau, Garten-, Obst- und Weinbau, Viehzucht, Fabriken, Brauerei, Brennerei und Handwerken. Der Weinbau wurde früher in

weit größerem Umfange betrieben, als jetzt, und begann etwa im Jahre 1568. Die noch vorhandenen 52 Weinberge haben einen Flächeninhalt von 86 Morgen und liegen theils vor und bei den Gubener und Lebuser Vorstädten, theils bei dem Dorfe Tzschetzschnow. Der Gewinn von denselben betrug im Jahre 1795 bis 1796 389½ Eimer, den Eimer zu 60 Quart gerechnet, im Jahre 1796 bis 1797 787½ Eimer und im Jahre 1802 52 Faß zu 200 Quart. Die Lage der Berge sowohl, als der Boden derselben sind zum Rebenbau sehr gut geeignet, nur bedarf es einer besseren Wahl der Weinsorten, so wie einer größeren Sorgfalt bei Bereitung des Weins, um ein besseres und trinkbareres Gewächs zu erhalten.

Die zur Stadt gehörige Feldmark ist nicht unbedeutend. Sie beträgt nach der im Jahre 1738 durch den Landbaumeister Knippel vorgenommenen Vermessung 114 Hufen 27 Morgen 304 Quadratruthen, die Hufe zu 30 Morgen, den Morgen zu 400 Quadratruthen gerechnet, und nach der Vermessung des Kondukteurs Keller vom Jahre 1827 7400 Morgen 45 Quadratruthen mit Ausschluß der Wein- und Obstberge. Der Boden ist größtentheils gut und fruchtbar, und gewährt einen reichlichen Ertrag.

Die Wiesen der Stadt haben nach der durch den Bauconducteur Studt im Jahre 1798 geschehenen Vermessung einen Flächenraum von 4754 Morgen 29 Quadratruthen, den Morgen zu 180 Quadratruthen gerechnet. Sie liegen auf beiden Seiten der Oder, und liefern ein gutes, kräftiges Futter, daher auch der Viehstand nicht ganz unbedeutend ist. Dieser belief sich nach der statistischen Tabelle vom Jahre 1828 in der Stadt, mit Einschluß des Carthauses auf 754 Pferde, 15 Füllen, 12 Stiere, 136 Ochsen, 1078 Kühe, 102 Stück Jungvieh, 20 Merinos, 2687 halbveredelte Schaafe, 122 unveredelte Landschaafe, 94 Böcke und Ziegen und 178 Schweine.

Außer den bereits früher angegebenen wechselfähigen Kaufleuten und Handeltreibenden ohne kaufmännische Rechte befinden sich in Frankfurth 171 Gast= Schenk= und Speisewirthe, 35 Bäcker, 17 Bierbrauer, 6 active Branntweinbrenner, 14 Destillateure, 18 Schlächter, 67 Schiffer und Lohnfuhrleute, 4 Kupferschmiede, 10 Töpfer, 4 Nagelschmiede, 1 Bildhauer und über 900 andere Handwerker. Außerdem sind 8 Gerbereien, 26 Schlosserwerkstätte, 11 Schmiedewerkstätte, 4 Schönfärbereien, 2 Steingutfabriken, 6 Ziegeleien, 1 Wachsbleiche und Wachswaarenfabrik, 1 Zukkerraffinerie, 1 Buchdruckerei, 2 Buchhandlun=

gen, 5 Wassermühlen, 1 Windmühle, 1 Roßmühle und 1 Walkmühle vorhanden.

Die zur Stadt gehörigen acht Forstreviere sind nach dem Vermessungsregister des Oberförsters Mathias vom Jahre 1787 zusammen 20736 Morgen 119 Quadratruthen groß, vermögen aber jetzt nicht mehr das zum Bau der Brükke und zu anderen Zwekken erforderliche starke Bauholz zu liefern, daher solches aus den benachbarten königlichen Forsten gekauft werden muß. Eben so wenig kann das Bedürfniß der Einwohner an Brennholz daraus bestritten werden, dessen Mangel durch den in der Nähe der Stadt befindlichen Torfstich einigermaaßen ersetzt wird.

Außerdem hat Frankfurth acht in der Nähe gelegene Kämmereidörfer, welche, mit Ausnahme von Reipzig, sämmtlich verpachtet sind, nämlich:

1. Booßen mit einem herrschaftlichen Vorwerke, einer Schäferei, zwei Wassermühlen und einer Hegemeisterwohnung. Die Stadt erhielt dieses Dorf mit allen dazu gehörigen Gerechtigkeiten im Jahre 1317 von dem Churfürsten Waldemar zum Geschenk. Nachmals wurde es öfters veräußert, kam aber zuletzt wieder an die Stadt zurück.

2. Klistow mit einem herrschaftlichen Vorwerke, einer Schäferei, einer Wassermühle, und zwei Weinbergen, erhielt die Stadt von dem Churfürsten Rudolph von Sachsen im Jahre 1320 zum Geschenk. Höchstwahrscheinlich war das Dorf unter mehrere Privatlehnsbesitzer vertheilt. Späterhin kaufte die Stadt diese Lehen an sich, so daß endlich das ganze Dorf seit dem Jahre 1706 mit allen Pertinenzen und Gerechtsamen ein Eigenthum derselben wurde.

3. Kunersdorf, früher Conradsdorf genannt, mit einem herrschaftlichen Vorwerke, einer Schäferei, einer Wassermühle und Unterförsterwohnung, wurde mit Genehmigung des Churfürsten Jobst im Jahre 1399 gekauft und den Stadtgütern zugeeignet.

4. Kunitz wurde von dem Rathe zu Frankfurth auf gleiche Weise im Jahre 1373 mit allen Gerechtsamen von Botho von Ylburg, Herrn zu Kalau erkauft. Wenn nun nach einem noch urschriftlich vorhandenen Zeugnisse vom Jahre 1436 Herrmann v. Lossow als Verkäufer genannt wird, so ist solches so zu verstehen, daß letzterer nur den ihm zustehenden Lehnbesitz, dagegen Botho von Ylburg das Eigenthum von Kunitz der Stadt veräußerte.

5. Reipzig mit einem herrschaftlichen Vorwerke, einer Schäferei, zwei Wassermahlmühlen, einer Tuch-

macherwalkmühle, Weißgerberwalkmühle, Papiermühle, Unterförsterwohnung und einem Wirthshause, der Pulverkrug genannt, erhielt die Stadt vom Abte und Konvente des Klosters Neuzelle.

6. Schwetig oder Suetz verkauften die Brüder Nicolaus nnd Herrmann von Lossow an den Rath zu Frankfurth, worauf der Churfürst Ludwig der Römer der Stadt solches im Jahre 1354 vereignete.

7. Trettin mit einem herrschaftlichen Vorwerke, einer Schäferei, zwei Wassermahlmühlen, einer Weißgerberwalkmühle und einer Unterförsterwohnung, wurde mit allen Pertinenzen und Gerechtsamen im Jahre 1308 von dem Markgrafen Otto 4. und Waldemar für 400 Mark Silber Brandenburgisch erkauft. Endlich

8. Tzschetzschnow mit einem herrschaftlichen Vorwerke, einer Schäferei, 6 Wassermahlmühlen, einer Unterförsterwohnung und 25 Weinbergen, erhielt die Stadt von dem Churfürsten Joachim 1. und dessen Bruder Albrecht, Markgrafen zu Brandenburg, im Jahre 1509.

Außer diesen Kämmereidörfern besitzt die Stadt Frankfurth noch die sogenanten Runen*) und das

*) Der Name Rune ist Wendischen Ursprungs und aus dem

rothe **Vorwerk** nebst der dazu gehörigen Grundschäferei, welche ebenfalls in Erbpacht ausgethan sind. Ueberhaupt ist das Kämmerei-Einkommen der Stadt sehr ansehnlich. Nach dem Etate für die Jahre 1829 bis 1834 beträgt die jährliche Einnahme 110,808 Thaler 21 Sgr. 1 Pf. Diese fließt aus den jährlichen Hebungen aus der Stadt, den Vorstädten und den acht vorher genannten Kämmereidörfern, aus den Meßeinnahmen, den Zinsen von den ausstehenden 32,290 Thalern 22 Sgr. 6 Pf. Kapitalien, dem Erbpachtskanon, der Zeitpacht, den Entschädigungen aus königlichen Kassen für Aufhebung des Stapelrechts, des Zolles, der Meßaccise ꝛc., aus den Forst-, Jagd- und Maſtgefällen, aus dem Verkaufe des Torfs, dem Zuschusse zur Mahl- und Schlachtsteuer u. s. w. Dagegen hat aber die Stadt auch sehr bedeutende Ausgaben, wohin ins besondere die Gehalte und Pensionen für die Kommunalbeamten, welche allein 28,071 Thaler 13 Sgr. 1 Pf. betragen, die Zinsen von den schuldigen Kapitalien, die Summen, welche zur Amortisation der Stadtobligationen und zur Verzinsung und Tilgung der Provinzialschulden, so wie zu den jährlichen beträchtlichen Bauten erforderlich sind, und viele an-

---

Worte Nutnica, welche so viel, als Hof, Vorwerk, Gut bedeutet, entstanden.

dere gehören. Das Wappen der Stadt hat einen Hahn unter einem zugespitzten Dache zwischen zwei Säulen, über welchen ein Adler angebracht ist.

Für die zweckmäßige Bildung der Jugend ist besonders in den letzten zwanzig Jahren, nach der Verlegung der Universität nach Breslau, recht viel geschehen. Zur Verbesserung der Gehalte der Lehrer und Lehrerinnen, zur Anschaffung der nöthigen Schulutensilien und Apparate, so wie zum Ausbaue und zur besseren Einrichtung der Schulgebäude sind in dem gedachten Zeitraume große Summen verwendet worden. Nach einem mäßigen Anschlage hat die Stadt zum Bau der Schulen vom Jahre 1811 bis 1825 über 32,000 Thaler hergegeben. Die in den sämmtlichen Schulen befindlichen Kinder beliefen sich im Jahre 1828 auf 2505, nämlich auf 1541 Knaben und 964 Mädchen. Unter den bestehenden Schulanstalten zeichnet sich zunächst das Friedrichsgymnasium aus, welches sich im Jahre 1813 durch die Vereinigung der beiden früher in Frankfurth bestandenen gelehrten Schulen, der sogenannten Oberschule und der Friedrichsschule gebildet hat. Erstere wurde bereits im Jahre 1543 gestiftet, und hatte zum ersten Rector den Professor der Theologie und nachmaligen Churfürstlichen Hofprediger Vitus Bach; letztere dagegen gründete

in der reformirten Gemeine der Professor der Theologie Dr. Johann Risselmann im Jahre 1694, und setzte ihr nicht nur selbst ansehnliche Legate aus, sondern vermochte auch andere angesehene Familien dazu, wohin ins besondere die damals gräflich, jetzt fürstliche Familie von Schönaich in Schlesien gehört. Seit der Vereinigung mit dem Friedrichsgymnasio hörte sie auf, ein Eigenthum der reformirten Gemeine zu sein. Das Gymnasialgebäude, worin zugleich dem Director seine Wohnung angewiesen worden, ist ein neuerbautes, in der Oderstraße, dem Jacobs-Hospitale gegenüber gelegenes Privatgebäude, mit der Inschrift Gymnasium Fridericianum bezeichnet. Der Unterricht wird in demselben in sechs Klassen ertheilt, und die Zahl der sämmtlichen bei dem Gymnasio angestellten Lehrer beläuft sich auf 11, nehmlich 3 Oberlehrer, 4 Unterlehrer und 3 Hülfslehrer für den Unterricht in der Französischen Sprache, im Zeichnen und Singen. An der Spitze derselben steht der Director, jetzt der Dr. Poppo, welcher sich durch die Herausgabe des Thucydides und anderer philologischen Schriften rühmlichst bekannt gemacht hat. Die übrigen Lehrer wohnen in dem ehemaligen Gebäude der Friedrichsschule, welches früher das Rathhaus war.

Außer dieser Gelehrtenschule hat die Stadt eine

sehr wohl eingerichtete Bürgerschule, die Oberschule genannt, welche anfangs aus den derselben nach Vereinigung ihrer beiden oberen Klassen mit der Friedrichsschule übrig gebliebenen Klassen gebildet, späterhin aber neu dotirt und eingerichtet wurde. Diese höhere allgemeine Bildungsanstalt für das praktische Leben besteht aus vier Klassen, in welchen, außer dem zeitigen Rektor, Dr. Ewald, noch fünf Lehrer unterrichten. Nachdem das frühere Lokal der Oberschule der Königlichen Regierung überlassen worden war, wurde sie einstweilen in das Wohngebäude der ehemaligen Ritterakademie, gewöhnlich die Reitbahn genannt, untergebracht, bis ihr endlich im Jahre 1824 das ehemalige große Collegien-Gebäude in der Gerichtsstraße am Lebuser Thore eingeräumt wurde. Dieses große ehrwürdige Gebäude, welches mit den Nebengebäuden, den Gärten und den Höfen einen Raum von 487 Quadratruthen und 232 Quadratfußen umfaßt, ist 130 Fuß lang und 60 Fuß tief, drei Stockwerk hoch, hat einen großen breiten Eingang und 10 Fenster in der Fronte. Im unteren Stockwerke befinden sich vier große 15 Fuß 9 Zoll hohe Zimmer für die mit der Bürgerschule verbundene oberstädtische und unterstädtische Elementarknabenschule, zwei kleine Zimmer zum Modelliren und zur Aufbewahrung des ma-

thematischen und physikalischen Apparats, so wie zwei kleine Stuben für die Bibliothek der Oberschule und zur Abhaltung der Conferenzen. Im zweiten Stockwerke, worin alle Gemächer die Höhe von 12 Fuß 3 Zoll haben, befinden sich der große Prüfungssaal von 61 Fuß Länge und 21 Fuß Breite, der Zeichensaal, die vier Klassen der Oberschule und ein Seitenzimmer. Im dritten Stockwerke, in welchem sämmtliche Zimmer 13 Fuß hoch sind, findet man einen Saal von 87 Fuß Länge nnd 22 Fuß Breite, worin die dem Gymnasio zugehörige Westermannsche und Caussesche Bibliothek aufgestellt ist, nebst einem Lesezimmer, ferner einen Saal von 54 Fuß Tiefe und 26 Fuß Breite und außerdem noch drei große Zimmer von 23, 24 und 27 Fuß Länge und 22½ Fuß Breite. Das Kollegiengebäude war für die neuzugründende Universität durch den Rathsverwandten und Maurermeister Stephan Hundertmark im Jahre 1499 auf gemeinschaftliche Kosten des Staats und der Stadt auf der Stelle erbaut worden, auf welcher früher eine jüdische Synagoge gestanden haben soll. Es erhielt den Namen Collegium philosophicum und Artistarum. Späterhin wurde es so baufällig, daß es in den Jahren 1693 und 1694 ausgebaut und mit einem neuen Dache versehen werden mußte, welches auch noch die jetzt er-

neuerte Ueberschrift: Regnante Friederico III. El. Br. Principe optimo instauratum A. MDCXCIV bezeugt. Dieses Gebäude diente zu den öffentlichen Lehrvorträgen, Disputationen, Promotionen und bei verschiedenen außerordentlichen Feierlichkeiten. Auch befand sich in demselben das von dem großen Anatomen Bernhard Albinus im Jahre 1689 errichtete anatomische Theater, so wie die Bibliothek und das Archiv der Universität. Auch wurde eine Zeitlang der obere Stock von Studirenden bewohnt. Nach dem Fortgange der Universität aus der Stadt erhielt das Gebäude eine durch die Noth herbeigeführte ganz heterogene Bestimmung, indem es nehmlich zu einem Heu- und Strohmagazine, zur Kornkammer und zu Montirungskammern benutzt wurde. Doch bald erlangte es seine ursprüngliche Bestimmung wieder, indem die Stadtverordneten mit eben so großer Freigebigkeit, als edlem Gemeinsinne unterm 27. März 1823 eine Summe von 17,263 Thalern bewilligten, wodurch der Ausbau des Kollegienhauses und der Seitengebäude auf eine einfache, aber gediegene Weise bewirkt wurde. Am 26. November 1824 erfolgte die Einweihung des neuen Schulgebäudes für die Oberschule. Nicht leicht hätte ein geeigneteres Lokale für dieselbe aufgefunden werden können, zumal da die Nebengebäude zugleich den

Lehrern zu Wohnungen dienen, und zwischen dem Haupt- und den Nebengebäuden ein schöner großer Platz befindlich ist, auf welchem sich die muntere Schuljugend gefahrlos herumtummeln kann.

Die mit der Oberschule verbundene Elementarschule besteht aus fünf Klassen, in welchen sechs Lehrer den Unterricht besorgen.

Ausschließlich zur Bildung des weiblichen Geschlechts sind zwei Töchterschulen vorhanden. Die erste Töchterschule wurde im Jahre 1798 von dem Prediger Ahlemann angelegt, und nach dessen Tode von seiner hinterlassenen Wittwe fortgesetzt, welche auch noch jetzt Vorsteherinn derselben ist. Späterhin wurde sie besser organisirt, mit den erforderlichen Hülfsmitteln versehen, und zu einer öffentlichen Schule erhoben. In den vier Klassen derselben unterrichten fünf Lehrer und vier Lehrerinnen. Sie hat ihren Sitz in dem St. Jakobshospitale, welches in der Oderstraße, der Nicolaikirche gegenüber, gelegen ist. Dieses Hospital wurde von den unter den Bürgern gesammelten milden Beiträgen und aus den Vermächtnissen des Doctors der Rechte Hieronymus Schnrpff, des Bürgermeisters Christoph Wins, Thomas Riebe und mehrerer Anderer im Jahre 1555 gegründet, und von dem Churfürsten Joachim 2.

noch in demselben Jahre bestätiget. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts waren die Gebäude so im Verfall gerathen, daß sie ganz neu wieder aufgebaut werden mußten.

Die zweite Töchterschule war früher ebenfalls ein Privatinstitut, welches zwei achtbare Mädchen der Stadt, mit Namen Scheller, wovon die eine noch jetzt Vorsteherinn derselben ist, errichteten. Im Jahre 1815 wurde sie zu einer öffentlichen Lehranstalt erklärt. In vier Klassen derselben besorgen zwei Lehrer und vier Lehrerinnen den Unterricht. Als Lokal ist ihr das Wohngebäude der ehemaligen Ritterakademie, die Reitbahn genannt, angewiesen worden, nachdem solches von der Oberschule wieder geräumt worden war.

Außer den bisher genannten öffentlichen Lehranstalten giebt es nun noch mehrere für die Jugend beiderlei Geschlechts. Dahin gehört zunächst die Industrieschule nebst der mit ihr verbundenen Erziehungsanstalt für arme und sittlich verwahrlos'te Kinder. Erstere, welche sich von den Zinsen ihrer gesammelten Kapitalien und durch milde Beiträge erhält, gehört nur in so fern hierher, als die Zöglinge der öffentlichen Erziehungsanstalt darin unterrichtet werden. Sie ertheilt ihren Schülern nicht

nur freien Unterricht, sondern bietet ihnen auch Gelegenheit dar, sich durch Handarbeiten etwas zu verdienen. Der Unterricht wird in drei Klassen durch drei Lehrer und zwei Lehrerinnen ertheilt. Diese so nützliche Anstalt befindet sich in dem schon vorgedachten St. Jakobshospitale und wurde durch die rastlosen Bemühungen des Bürgermeisters, Kriegesraths Freytag, des Syndikus Dames, des Professors Hüllmann, des Predigers Plothe und einiger anderer achtbarer Männer gestiftet, und am 2. Januar 1805 zuförderst mit 60 Kindern eröffnet.

Eine andere Schulanstalt für Kinder beiderlei Geschlechts ist die Leopoldsschule, welche dem Herzoge Leopold von Braunschweig, dessen trauriges Ende schon früher berichtet worden ist, ihr Dasein verdankt. Dieser hochherzige Fürst, dem die Erziehung seiner Soldatenkinder am Herzen lag, erbauete auf eigene Kosten in der Nähe des Kasernenhofes ein massives Schulhaus, und stellte zwei Lehrer an, welche theils aus den Beiträgen der Compagniechefs, von denen jeder monatlich einen Thaler gab, theils aus seinen Mitteln besoldet wurden. Der Aufbau des Gebäudes allein hatte die Summe von 3000 Thaler erfordert. Nach dem Tode des Herzogs bestimmte sein Bruder und Erbe, Herzog Friedrich von Braun-

schweig=Oels, nach Abzug der Begräbnißkosten die ganze Verlassenschaft seines Bruders von 2200 Thalern dieser Garnisonschule. Auch brachte ein Verein edler Männer in Berlin zur Stiftung einer jährlichen Gedächtnißfeier des Herzogs Leopold eine Summe von 6000 Thalern zusammen, welche auf Befehl des Königs bei der Churmärkischen Landschaft belegt wurde, so daß sie nie zurückgezahlt werden kann, sondern als eine eiserne Schuld jährlich mit 300 Thaler verzins't werden muß. Von diesen Zinsen wird jährlich am 27. April, als am Todestage des Prinzen, nachstehende Feier bestritten. Die Kinder der Garnisonschule versammeln sich des Morgens um 9 Uhr, so reinlich und gut als möglich gekleidet, im Schulhause, und werden von hier durch die Lehrer paarweise in die Kirche geführt, wo eine Rede zum Andenken des Stifters der Schule gehalten wird. Letzteres kann jedoch nach der Stiftungsurkunde auch in der Schule geschehen. Demnächst begeben sie sich in eben der Ordnung nach dem jenseits der Oder befindlichen Denkmale, von welchem weiter unten die Rede sein wird, bekränzen dasselbe mit Blumen, und kehren sodann nach der Schule zurück, wo ein Theil der Kinder bewirthet wird. Diejenigen, welche wegen Mangel des Raums am Mahle nicht Theil nehmen können, erhalten jedes für einen

Groschen Kuchen und einen Groschen baar. Auch werden für 10 Thaler neue Schulbücher angeschafft und unter die fleißigsten Kinder vertheilt, so wie auch mehrere derselben neue Kleidung erhalten. Auch die Lehrer gehen an diesem Stiftungstage nicht leer aus, sondern erhalten jeder ein Geschenk von fünf Thalern. Außerdem bezieht der zweite Lehrer der Garnisonschule aus den Zinsen eine jährliche Zulage von 60 Thalern. Der Unterricht in der Leopoldsschule wird in zwei Klassen durch zwei Lehrer ertheilt. Unter den dieselbe im Jahre 1828 besuchenden 200 Kindern waren 145 Freischüler.

Die Schule in der Gubener Vorstadt und die mit ihr vereinigte Waisenhausschule hat vier Klassen und vier Lehrer, dagegen die in der Lebuser Vorstadt nur zwei Klassen mit zwei Lehrern. In der Dammvorstadt ist ebenfalls eine Schule für Kinder beiderlei Geschlechts. An derselben unterrichten drei Lehrer in drei Klassen. Die aus einer Klasse bestehende Parochialschule der reformirten Gemeine hatte im Jahre 1828 nur 18 Knaben und 58 Mädchen. Der Unterricht darin wird von einem Lehrer und einer Lehrerinn ertheilt. Am 1. October 1828 wurde auch noch im Lokale der Oberschule eine neue Elementarschule eröffnet, welche zwei Klassen enthält, worin der Unter-

richt durch zwei Lehrer und zwei Lehrerinnen besorgt wird. Endlich befindet sich auch noch auf den zur Stadt gehörigen Nunen eine Elementarschule, welche im Jahre 1828 eingerichtet worden ist. Da kein Schulhaus daselbst vorhanden war, so wurde eins zu diesem Behufe ganz neu erbaut. Diese sämmtlichen öffentlichen Schulanstalten, mit Ausschluß des Friedrichs-Gymnasii stehen unter der Aufsicht der Schuldeputation, deren zeitige Mitglieder der Oberlandesgerichtsrath Schreiner, der Oberbürgermeister Lehmann, die Prediger Vorpahl, Grünenthal, Roquette und Schachert, der Director des Gymnasii Dr. Poppo, der Rector der Oberschule Dr. Ewald, der Amtmann Dieckhoff auf dem rothen Vorwerke, die Kaufleute Rudelius, Herkner, Ehrenberg und Saath, der Stadtrath und Apotheker Petersen und der Administrator Mihlisch sind. Außer den genannten öffentlichen Schulen giebt es in Frankfurth noch mehrere concessionirte Privatanstalten sowohl für Knaben als für Mädchen, deren spezielle Angabe hier zu weitläuftig sein würde.

Zur Unterstützung armer Studierender auf der Universität sind mehrere Stipendien bei der Stadt vorhanden. Dahin gehört: 1. das Czernikowsche, welches von einem Studenten der Medizin, Namens

Gregor Czernikow gestiftet worden ist. Dieser setzte nehmlich in seinem zu Augsburg am 9. Juni 1611 errichteten Testamente die Zinsen von 2000 Thalern Kapital für zwei sich der Theologie widmende Jünglinge auf drei Jahre aus. Die Anverwandte des Stifters haben das nächste Recht darauf, demnächst die Söhne der Bürger Frankfurths, und nur erst dann, wenn von diesen Niemand vorhanden ist, kann ein Fremder dazu gelangen.

2. Das Schneidersche Stipendium. Der Rath und Obereinnehmer Schneider vermachte in seinem Testamente vom 20. August 1754, 1000 Thaler, wovon die jährlichen Zinsen von 50 Thalern jedesmal einem studierenden Frankfurther Bürgersohne auf drei hintereinander folgende Jahre verabreicht werden sollen.

3. Das Sattlersche Stipendium. Philipp Sattler, auch Sadeler a Salneck genannt, aus Kempten gebürtig, anfangs Secretair des großen Königs Gustav Adolph, nachmals Kriegesrath und zuletzt Obrister eines Regiments, übergab im Jahre 1636 dem Magistrate der Stadt Frankfurth 1500 Thaler auf unablöslichen Zins zu 5 Procent und bestimmte, daß für diese 75 Thaler Zinsen zwei Theologen Augsburgscher Konfession studieren sollten. Das nächste Anrecht auf dieses Stipendium haben die Verwand=

ten des Stifters, demnächst die aus der Stadt Kempten Studierenden, und in deren Ermangelung studierende Jünglinge aus Frankfurth. Das Stipendium kann nur auf zwei Jahre vergeben werden, ausgenommen, wenn sich der Stipendiat durch vorzüglichen Fleiß auszeichnet und kein anderer Berechtigter vorhanden ist. Späterhin erhöhete der Stifter in seinem Testamente dieses Stipendium noch um 1000 Dukaten, und verordnete, daß von den Zinsen der 150 Thaler vier Studierende zu gleichen Theilen unterhalten werden sollten.

4. Das Pericardsche Stipendium rührt von dem ehemaligen Bürgermeister Pericard her. Dieser vermachte dem Hospitale St. Jacobi 2000 Thaler, und bestimmte die Zinsen dieses Kapitals von 100 Thalern jährlich für zwei sich dem Studio der Theologie widmende Jünglinge aus seiner Familie. Im Falle solche nicht vorhanden sind, können auch studierende Theologen aus Frankfurth zum Genusse dieses Stipendii gelangen.

5. Das Dequadische Stipendium von 1600 Thalern ist zwar bei der Kämmerei der Stadt Frankfurth mit 5 p. C. Zinsen belegt, wird aber in Berlin vergeben. Ueber die Stiftung dieses Stipendii hat man keine nähere Nachrichten. Endlich

6. Das Ebertische Stipendium. Der Professor Dr. Ebertus vermachte in seinem am 28. März 1735 publicirten Testamente unter mehreren anderen Legaten auch 1000 Thaler Zins für Studierende von guten Sitten und perfecter Latinität nach der Wahl des Raths auf vier Jahre lang. Im Falle in Frankfurth keine vorhanden sind, soll dieses Stipendium auch studierenden Jünglingen aus den Magistratsdörfern und aus Crossen ertheilt werden können.

Einer gleichen Fürsorge und Begünstigung haben sich auch die Armenanstalten und milden Stiftungen der Stadt zu erfreuen gehabt. Der Sinn für Wohlthätigkeit zeichnet die Bewohner Frankfurths vor vielen anderen aus, und es giebt nicht leicht eine Stadt von solchem Umfange, welche mehrere milde Stiftungen aufzuweisen hätte. Die dahin gehörigen Anstalten sind zunächst die Hospitäler, das Asyl für arme betagte Personen, welche hier den Abend ihres Lebens in sorgloser Ruhe zubringen. Die Stadt besitzt drei Stiftungen dieser Art, wovon die älteste und bedeutendste das Hospital St. Spiritus ist. Die ältesten Nachrichten von der Gründung und ursprünglichen Einrichtung dieses vor dem Gubener Thore am Parke gelegenen Hospitals ist verloren gegangen, jedoch ist soviel gewiß, daß dasselbe sehr alten Ursprungs

ist, und schon im vierzehnten Jahrhunderte vorhanden war. Der Churfürst Ludwig der Römer soll dasselbe im Jahre 1354 confirmirt haben. In dem Hussitenkriege und im dreißigjährigen Kriege in den Jahren 1432 und 1631 wurde es gänzlich zerstört, aber im Jahre 1668 durch Melchior Genge auf eigene Kosten wieder aufgebaut und vierzehn Jahre nachher durch den Inspector Ludekus eingeweiht. Im Jahre 1785 war das Hospital-Gebäude jedoch wieder so baufällig geworden, daß es ganz abgebrochen werden mußte. Ein ganz neues massives und bei weitem grösseres Gebäude trat nun an die Stelle des alten, und wurde späterhin im Jahre 1820 noch mit einem neuen Anbaue versehen, so daß dasselbe jetzt im Hauptgebäude 16 Stuben, eine Kammer und eine gemeinschaftliche Küche, in den beiden 1785 bis 1787 angebauten Flügeln 8 Stuben, jede mit einer Kammer, einer kleinen Küche und einem Verschlag im Keller, und in dem im Jahre 1820 gemachten Anbaue 13 Stuben, von welchen mehrere mit Kammern versehen sind, eine gemeinschaftliche Küche und mehrere Keller hat. Die bei dem Hospitale befindliche Kirche, worin nach einer alten Stiftung nur am St. Bartholomäustage Gottesdienst gehalten wurde, ist jetzt in einen Hospitalbetsaal umgewandelt worden.

Das Hospital befindet sich in dem Besitze mehrerer Grundstücke, von denen man jetzt nicht mehr angeben kann, wie sie an dasselbe gekommen sind. So gehört demselben das sogenannte Hospitalvorwerk, aus einem Meierhause nebst Scheune und Stallungen, einem Garten, zwei Hufen Land nebst Beiländern im Stadt- und Clistower Felde gelegen, und zwei Ackerbergen bestehend, ferner ein Weinberg, ein Stück Gartenland hinter der großen Nune, mehrere Wiesen, Mühlen u. s. w. Sämmtliche Grundstücke sind in Erbpacht ausgethan worden. Außerdem besitzt diese Stiftung jetzt an zinsbaren Kapitalien 1100 Thaler im Golde und 28967 Thaler 29 Sgr. 10 Pf. in Courant, und an unzinsbaren 2800 Thaler Courant. Nach der Rechnung vom Jahre 1828 betrug die Einnahme 2068 Thaler 10 Sgr. 10 Pf. Courant und 603 Thaler 7 Sgr. 6 Pf. Gold, dagegen die Ausgabe nur 1904 Thaler 19 Sgr. 7 Pf. Courant.

Gegenwärtig befinden sich 17 Hospitaliten und 30 Freiwohner im Hospitale St. Spiritus. Letztere erhalten blos freie Wohnung und das nöthige Feuerungsmaterial, wogegen an jeden wirklichen Hospitaliten, außer einer heizbaren Stube nebst dem erforderlichen Keller- und Bodenraum, zwei Klafter Holz oder ein verhältnißmäßiger Theil Torf und überdieß

noch zu ihrem Unterhalte alle vierzehn Tage 6 Metzen Roggenmehl, wöchentlich 10 Silbergroschen baares Geld, jährlich ein Thaler 15 Sgr. Buttergeld, an den drei hohen Festtagen 7 Sgr. 6 Pf. zu trockenem Obste, am Oster- und Weinachtsfeste 3 Sgr. 9 Pf. zu Wein, etwa 3 Sgr. 6 Pf. zu grünem Obste, an den drei hohen Festtagen 1 Sgr. 3 Pf. Beichtgeld und noch ein Theil von den Schillingschen und Greifenpfeilschen Legaten verabreicht wird. Außerdem werden zu der gemeinschaftlichen Küche jährlich zwölf Klafter kiehnen Brennholz geliefert, und in Krankheitsfällen den Hospitalitinnen die nöthige ärztliche Hülfe, freie Medizin, Wartung, Pflege, und nach ihrem Tode ein anständiges Begräbniß gewährt. Letzteres erhalten auch die Freiwohner in Krankheiten und nach ihrem Tode.

Nach dem Statute dieser Stiftung vom 12ten September 1823 ist zur Aufnahme ein Alter von mindestens 55 Jahren bedingt. Doch erleidet dieß auch bei solchen Personen eine Ausnahme, welche sich wegen ihrer körperlichen Beschaffenheit keinen Unterhalt erwerben können. Jede aufzunehmende Person muß der Kommune angehören, der Unterstützung werth und bedürftig sein, sich auch eines stillen, friedlichen und nüchternen Lebenswandels befleißigt haben. Ein Vor-

zugsrecht ist solchen ertheilt worden, die sich entweder selbst, oder deren Männer und Väter sich Verdienste um das Gemeinwesen erworben haben. Das Eintritsgeld eines Hospitaliten oder Freiwohners ist als Minimum auf 200 Thaler Courant festgesetzt. Außer demselben zahlt noch jeder ein Aufnahmegeld von 13 Thalern, welches unter die Vorsteher, den Betvater und den Wärter des Hospitals vertheilt wird.

Das zweite Hospital der Stadt führt den Namen St. George und befindet sich bei der Lebuser Landwehr. Ueber die Stiftung desselben fehlen alle historische Nachrichten. Im Jahre 1457 schenkte ein Rathsherr, Namens Matthias Schröter, dem Hospitale einen Garten und in den Jahren 1550 bis 1560 wurde dasselbe von dem Bürgermeister Thomas Rieben ganz neu aufgebaut. Dasselbe geschahe im Jahre 1696 durch den damaligen Vorsteher des Raths Johann Adam Bretschneider, welcher aber darüber hinstarb, daher die Vollendung des Baues erst durch Christian Gräven im Jahre 1698 erfolgte. Aber schon im Jahre 1792 waren die Gebäude wieder in einem so traurigen Zustande, daß sie ganz niedergerissen werden mußten. Drei Jahre vergingen, ehe der Neubau vollendet werden konnte. Die Gebäude wurden ganz massiv aufgeführt, und sehr er=

weitert. Im Jahre 1828 befanden sich in diesem Hospitale 9 Hospitalitinnen und 52 Freiwohner. Diese erhalten sämmtlich freie Wohnung und Feuerung und die Hospitalitinnen außerdem noch jede jährlich drei Scheffel Roggen aus der Raguser Mühle, an den drei hohen Festtagen 5 Silbergroschen und zu Weihnachten die Pacht von verschiedenen Grundstücken, so wie die Zinsen von dem Wiebelschen Legate der 50 Thaler und 10 Silbergroschen wöchentlich. Ein bestimmtes Eintrittsgeld ist nicht festgesetzt, und mehrere arme Bürgerinnen erfreuen sich einer unentgeldlichen Aufnahme. Dagegen ist das Hospital Erbe ihres gesammten Nachlasses. Auch liegt den Hospitalitinnen die Pflicht auf, die Pflege bei gefährlichen Kranken, zu welchen sie gerufen werden, gegen üblichen Lohn zu übernehmen. An ausstehenden Kapitalien besaß die Stiftung im Jahre 1828 1350 Thaler Gold und 4700 Thaler Courant. Außer den Zinsen von diesen Kapitalien besteht die Einnahme in Zeitpacht von der hinter dem Hospitale belegenen Wiese, ferner in Erbpacht von den demselben zugehörigen Aeckern, Wiesen, Gärten, Weinbergen und in sonstigen fixirten Hebungen und Legaten. Auch gehört dem Hospitale ein kleiner 5 Morgen großer Elsbusch, welcher ebenfalls vererbpachtet ist. Das gesammte Einkommen betrug

im Jahre 1828 67 Thaler 15 Sgr. Gold und 878 Thaler 5 Sgr. 11 Pf. Courant, die Ausgabe dagegen 820 Thaler 9 Sgr. 2 Pf. Courant. Zur Reinigung und Sicherheit des Hospitals ist ein Hausknecht angestellt, welcher ein jährliches Gehalt von 12 Thalern neben freier Wohnung bezieht.

Das Hospital St. Jacob endlich, befindet sich, wie schon oben bemerkt worden ist, in der Stadt, und zwar in der Oderstraße, der Nicolaikirche gegenüber, wurde von den Einwohnern der Stadt gestiftet und vom Churfürsten Joachim 2. im Jahre 1555 bestätiget. Nach dem Chronisten soll es früher zu dem in Frankfurth bestandenen Franziskanerkloster gehört haben, und wurde gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ganz neu wieder aufgebaut. Es ist dürftiger als die beiden übrigen Hospitäler ausgestattet. Das wichtigste Legat erhielt diese Stiftung durch den Bürgermeister Pericard im Jahre 1722. Dasselbe besteht in 1000 Thalern, welche aber unter der Bedingung vermacht wurden, daß auch reformirte Armen eine Aufnahme fänden. Das bedeutendste Einkommen gewähren demselben die vermietheten Wohnungsräume, für welche im Jahre 1828 778 Thaler eingingen. An Kapitalvermögen hat das Hospital nur 1425 Thaler. Die ganze Einnahme belief sich im vorgedachten Jahre

auf 92 Thaler 15 Sgr. Gold und 1118 Thaler 6 Sgr. 11 Pf. Courant, die Ausgabe dagegen auf 1005 Thaler 11 Sgr. 7 Pf. Die Zahl der aufzunehmenden Hospitaliten ist auf 12 festgesetzt; jedoch im Jahre 1828 aus den eingezogenen Revenüen des Hospitalvoigts eine neue Hospitalitenstelle errichtet worden, so daß jetzt 13 arme alte Personen dort ein Unterkommen gefunden haben. Dieselben bewohnen je zwei und zwei eine Stube, für welche jährlich zwei Klafter Holz zur Feuerung geliefert wird. In den Wintermonaten erhalten die Hospitaliten für jede Stube zwei Loth Brennöl, demnächst jede jährlich über 7 Scheffel Roggenmehl und an den drei hohen Festtagen eine Semmel. Den Kranken wird die erforderliche ärztliche Hülfe, Wartung und Pflege, und den Verstorbenen ein anständiges Begräbniß zu Theil. Der Nachlaß eines Hospitaliten gehört dem Hospitale, was um so billiger ist, da kein bestimmtes Einkaufsgeld statt findet, und nur arme und unvermögende Personen aufgenommen werden. Früher hatten verschiedene Gewerke, als das der Schneider, der Schuhmacher, der Handschuhmacher und der Bäcker für ihre Kranken Stuben oder Kammern im Hospitale St. Jakob; allein dieß hat seit dem April des Jahres 1827 aufgehört, indem ihnen statt derselben das in ein Kran-

kenhaus verwandelte Bürgerlazareth eingeräumt und übergeben worden ist.

Eine andere Art der milden Stiftungen, die in Frankfurth angetroffen werden, sind die Waisenhäuser. Deren sind zwei vorhanden, nehmlich das evangelisch lutherische und das evangelisch reformirte. Was das erstere betrifft, so wurde es von dem Oberbürgermeister Hofrath Thering im Jahre 1737 gestiftet, welcher auch die Direction darüber führte, und den Diaconus bei der Unterkirche Ellinger, und nach dessen Tode den Professor und Archidiaconus Simonetti als Gehülfen annahm. Anfangs befand sich diese Stiftung in einem kleinen beschränkten Hause am Steindamme, und erhielt erst nach Simonetti's Tode die jetzigen geräumigeren Gebäude, welche in den Jahren 1775 und 1776 ihrem Zwekke gemäß ausgebaut und eingerichtet wurden. Der Hofrath Thering that alles, um diese Anstalt auszustatten und sie mit den erforderlichen Mitteln zu versehen. So brachte er es dahin, daß für jede Waise 6 Groschen wöchentlich aus der Armenkasse gezahlt wurden. Auch legte er im Jahre 1750 in der Dammvorstadt eine Wachsbleiche und Wachswaaren-Fabrik an, welche er dem Waisenhause nebst einem Fonds zur Benutzung überließ. Im Jahre

1777 nahm der Kaufmann Hartung diese Fabrik in Erbpacht, weil der Anstalt die eigne Verwaltung keine sonderlichen Vortheile gewährte. Außerdem verband Thering mit dem Waisenhause auch eine Lederfabrik, die aber später wieder einging. Ein gleiches Schicksal hatte der in der Anstalt eingeführte, in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts so begünstigte Seidenbau. Auch höheren Orts nahm man sich dieser Stiftung wohlwollend an, und bewilligte ihr die Accisefreiheit für ihre Lebensbedürfnisse, so wie das Recht zur Errichtung einer Lotterie. Von letzterem wurde aber kein Gebrauch gemacht, wogegen der Anstalt aus dem Königlichen Lotteriefonds eine jährliche Entschädigung von 1045 Thalern ertheilt wurde. Leider ging diese durch die traurigen Kriegsereignisse im Jahre 1806 wieder verlohren. Doch die Fürsorge des Magistrats und die Theilnahme der Bürgerschaft ließ dieses wohlthätige Institut nicht untergehen. Es fanden sich mehrere Wohlthäter, welche durch Schenkungen und Vermächtnisse den Fonds der Anstalt mehrten, so daß dieselbe gegenwärtig ein Kapitalvermögen von 12370 Thalern besitzt. Die Zinsen von diesem Kapitale, so wie die Erbpacht von der schon erwähnten Wachsbleiche, einem bei Cliestow gelegenen Weinberge und

dem hinteren Theile des Waisenhausgartens, die Zeitpacht vom Stadtgraben und einem Ziegeleiberge, verschiedene Legate und Geschenke, die vierteljährigen Kollecten und die in den Messen stattfindenden Sammlungen, so wie ein Zuschuß aus der Kämmerei gewähren dem Waisenhause die jährlichen Einnahmen, deren Vermehrung nicht nur wünschenswerth ist, sondern auch bei dem allgemeinen Jntresse für dasselbe wohl erwartet werden kann. Gegenwärtig erhalten 36 älternlose Mädchen und Knaben bis zu ihrem vollendeten 14ten Jahren und erfolgter Konfirmation in dieser Anstalt Unterricht, Erziehung, Pflege und Kleidung. Letztere wird in der Regel jährlich 50 Kindern zu Theil. Der jetzige Vorsteher und Jnspector des Waisenhauses heißt Julius Kriele.

Das reformirte Waisenhaus wurde durch den Doctor und Professor Stosch im Jahre 1763 für 4 bis 6 Waisenkinder beiderlei Geschlechts gestiftet. Auf seine Veranlassung brachte die evangelisch reformirte Gemeine zur Anschaffung der nöthigen Betten und anderer Effecten unter sich 208 Thaler 22 Gr. zusammen. Ein Vermächtniß der Wittwe Monclery geb. Fink von 1000 Thalern im Jahre 1774 setzte die Anstalt in den Stand, ein eigens, in der Collegienstraße gelegenes Haus zu kaufen,

worin die Waisenkinder unter Aufsicht eines besoldeten Waisenvaters freie Wohnung, Kost, Kleidung und Unterhalt bis zu ihrer Einsegnung genießen, nach welcher die Knaben auf Kosten der Anstalt bei einem Meister in die Lehre gebracht, die Mädchen aber entlassen werden, um in einen Dienst zu treten. Durch mancherlei spätere Vermächtnisse gelangte das Waisenhaus zu einem Kapitalvermögen, welches jetzt 6750 Thaler beträgt, von dessen Zinsen sowohl, als von den jährlichen Zuschüssen aus der Stadtarmenkasse und dem Ertrage der Kollecten, welche vierteljährlich bei der Gemeine und messentlich in der Kirche und bei fremden Kaufleuten gesammelt werden, die Bestreitung der Ausgaben geschieht.

Eine der herrlichsten Anstalten, wodurch einem recht dringenden Bedürfnisse abgeholfen worden, ist das im Jahre 1823 errichtete Armenhaus. In demselben werden etwa hundert Menschen beiderlei Geschlechts, welche sich früher der Unthätigkeit und Bettelei ergeben hatten, den Einwohnern der Stadt zur Last fielen und Gegenstände des Ekels und des Abscheues waren, genährt, bekleidet und zugleich auf eine nützliche, aber mäßige Weise beschäftigt. Diese Beschäftigung besteht theils im Reißen von Bettfedern, theils in verschiedenen Verrichtungen bei der in

der Anstalt durch einen Entrepreneur angelegten Friesfabrik, in welcher wollene Dekken, Pferdedekken, Fußteppiche und dergleichen gefertiget werden. Den Werkmeister muß der Entrepreneur selbst halten und wöchentlich mit jedem Arbeiter abrechnen. Was letzterer über 15 Sgr. in der Woche verdient, ist sein Eigenthum, welches ihm jedesmal ausgezahlt wird. Die Maschienen, Webestühle, so wie die erforderliche Wolle schafft der Entrepreneur an, und verkauft auch das Fabrikat auf den Messen für eigne Rechnung. Außerdem müssen sich die in das Armenhaus aufgenommenen Personen den in der Anstalt vorkommenden Geschäften in der Küche, so wie dem Reinigen der Wäsche, der Zimmer, dem Holzhauen und andere Arbeiten der Art unterziehen. Die Anfertigung der benöthigten Kleidungsstükke für die Armen geschieht durch die unter denselben befindlichen Schneider und Schuhmacher selbst, indem ihnen das Material dazu geliefert wird. Die Bekleidung der Armen besteht für den Winter bei den Männern in einer grautuchenen Jacke und dergleichen Pantalons, bei den Frauen in einem tuchenen Rokke mit Aermeln; im Sommer dagegen für erstere in einer Jacke und Pantalons aus ungebleichter Leinwand, und für leztere in Rökken aus bunter Leinwand. Jeder Arme hat

seine eigene Lagerstätte, nehmlich eine hölzerne Bettstelle, an deren Fuße sich ein kleiner Kasten befindet, welcher beim Schlafengehen und Aufstehen zum Sitze, und außerdem zur Aufbewahrung seiner Sachen dient. Das Bette besteht aus einer mit Seegras ausgestopften Matratze, einem Laken und einer doppelten wollenen Dekke in einem bunten Ueberzuge. Männer, so wie Frauen baben einen besondern Schlafsaal. Nach der Rechnung des Armenhauses vom Jahre 1825 hat nach Abzug des Arbeitsverdienstes jedes in der Anstalt befindliche Individuum im gedachten Jahre nicht mehr, als etwa 2 Rthlr. 2 Sgr. gekostet.

Das dieser Anstalt gewidmete Gebäude steht in der Nähe der St. Nicolai Kirche, und war früher ein Franziskanerkloster. Ursprünglich befand sich dieses Kloster am Brükthore, wie man aus den an der Stadtmauer daselbst noch vorhandenen Spuren von Schwiebbogen, welche bei alten Klöstern gewöhnlich angetroffen werden, ersehen kann. Der Churfürst Johann 2 verlegte bei Erweiterung der Stadt dieses Kloster nach dem vorgedachtem Orte im Jahre 1270. Bei Einführung der Reformation im Jahre 1539 wurde dasselbe von dem Churfürsten Joachim 2 eingezogen, und durch eine Verschreibung vom Jahre

1541 zu einem Hospitale bestimmt. Doch bald darauf im Jahre 1545 maßte sich die Universität dasselbe an, und richtete darin die Universitäts-Drukkerei ein. Vergebens wandte sich der Magistrat an den Churfürsten, mit der Bitte ihn bei dem hinsichtlich dieses Klosters ertheilten Gnadenbriefe zu schützen, zumal da das Kloster von den Bürgern der Stadt erbaut sei, die Universität es aber wenig nutze und ganz verfallen ließe. Im Jahre 1572 bestimmte Churfürst Johann George die Klostergebäude zu einer Communität. Es wurde darin der Speisesaal für die Studirenden, welche einen Freitisch genossen, und die Wohnung des Oekonomen eingerichtet. Nach der Verlegung der Universität schenkte der König Friedrich Wilhelm 3 dieses Gebäude, nebst mehreren Universitätsgebäuden der Stadt, die es im Jahre 1822 gehörig ausbauen und zu der so wohlthätigen Armenanstalt einrichten ließ. Die Kosten des Ausbaues und der Einrichtung betrugen zusammen 10870 Thaler 29 Sgr. 2 Pf. Außer den im Armenhause selbst wohnenden Personen erhalten noch viele in der Stadt aus dieser Anstalt Brot und Speisen.

Ein eben so heilsames, ja fast noch wohlthätigeres Institut ist das in den neusten Zeiten gleichfalls errichtete Gursche Stift, eine Erziehungs-Anstalt

für arme, von ihren Aeltern verwahrlosete Kinder beiderlei Geschlechts. Nur wenige Städte können sich einer ähnlichen Anstalt rühmen. Den Namen des Gurschen Stifts führt dieselbe von der verstorbenen Kriegsräthinn Gursch, welche für dieses Institut in ihrem Testamente ein Legat von 10000 Thalern unter der Bedingung aussetzte, daß dasselbe ihren Namen führen sollte, was von dem Magistrate und den Stadtverordneten gern genehmigt wurde. Dasselbe befindet sich, wie schon früher erwähnt worden ist, in dem Hospitale St. Jakobi, und wurde im Anfange des Monats Juli 1825 eröffnet. Das baufällige Hintergebäude des Hospitals wurde neu aufgeführt und ein großer Theil davon zur Aufnahme dieser Bildungsanstalt eingerichtet, wofür das Hospital aus der Armenkasse eine billige Miethsentschädigung erhält. Das Lokal besteht aus einem geräumigen Schlafsaale für die Knaben, und einem ähnlichen für die Mädchen, einem Speisesaale, einer Küche und den Wohnungen eines Lehrers, zweier Lehrerinnen und zweier Aufwärterinnen. Demnächst sind noch zwei Krankenstuben für Knaben und Mädchen und eine Stube zur Aufbewahrung der Wäsche und der Kleidungsstükke vorhanden. Nach der ursprünglichen Einrichtung durften nur Kinder über sechs und unter dreizehn Jahren

aufgenommen werden; man überzeugte sich aber bald, daß dadurch dem Bedürfnisse nicht ganz abgeholfen würde, und traf daher Anstalten, daß auch kleinere Kinder dieser Wohlthat theilhaftig werden konnten. Zu diesem Ende wurden zwei kleinere Erziehungsanstalten im St. Jakobi-Hospitale als Pflanzschulen für die größere eingerichtet. Jede erhielt drei Stuben, worin 20 Kinder von 3 bis 8 Jahren unter Aufsicht einer verständigen Frau gestellt wurden. Jetzt befinden sich im Gurschen Stifte überhaupt 150 Kinder, welche hier unterichtet, erzogen, gekleidet und genährt werden. Der Unterricht wird ihnen in der gleichfalls im Hospitale St. Jakobi befindlichen Industrieschule ertheilt, welche dieserhalb um eine Elementarklasse erweitert worden ist. Die Speisen erhalten die Kinder aus der Kochanstalt des in der Nähe liegenden Armenhauses. Die bedeutenden Kosten dieser Anstalt werden theils aus der Armenkasse, theils aus milden Beiträgen und Geschenken bestritten. Zur Vermehrung der Mittel haben die Obervorsteherinnen der Anstalt, die Frau Oberlandesgerichts-Präsidentinn von der Reck, die schon verstorbene Frau Syndikus Dames und die verwittwete Frau Prediger Ahlemann einen Verein zur Anfertigung weiblicher Arbeiten aller Art gebildet. Die gelieferten Arbeiten werden zum Besten

der Anstalt verkauft, die Kinder selbst aber auch durch nützliche Handarbeiten beschäftiget, und zum Stricken, Flechten von Strohdecken, Kartoffel- und Gemüsebau u. s. w. angehalten. Das für diese Arbeiten einkommende Geld wird für sie bei der Sparkasse angelegt. Sobald die Kinder eingesegnet worden sind, sucht man die Knaben zur Erlernung eines Handwerks und die Mädchen in einen Dienst von Seiten der Anstalt unterzubringen, welche letztere die Kontrolle auch in diesen Verhältnissen über die Kinder noch fortführt. Das Interesse für diese wohlthätige Institut ist allgemein, und erst kürzlich noch schenkte der Kaufmann Songe in Berlin, ein geborner Frankfurther, demselben 1000 Thaler, wovon aber ein Verwandter des Gebers im hiesigen Armenhause, so lange er lebt, die Zinsen bezieht. Um die Schöpfung dieser Anstalt sowohl, als des zuvor gedachten Armenhauses hat sich der Bürgermeister, Kriegesrath Freytag ein namentliches Verdienst erworben; denn von ihm ging die Idee zur Anlage nicht nur aus, sondern mit rastloser Thätigkeit wirkte er auch dahin, daß solche realisirt wurde. Er hat sich dadurch ein dauerndes Monument gesetzt, und die dankbare Anerkennung seiner Zeitgenossen und der Nachwelt erworben.

Aber nicht nur für dürftige, arme und verwahr-

losete Personen, sondern auch für die an Krankheiten leidende Menschheit ist in Frankfurth auf eine recht liebevolle und humane Weise gesorgt worden. Dieß beweist die nicht unbedeutende Krankenanstalt, welche im Jahre 1824 ganz neu gestaltet wurde. Schon früher war ein Krankenhaus vorhanden, welches durch die Beiträge der Bürger unterhalten wurde, und den Zweck hatte, arme verlassene Kranke, als Dienstboten, arme Reisende, Tagelöhner, Bettler zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit aufzunehmen und zu verpflegen. Die Stiftung desselben geschahe im Monate Juni 1810. Es erhielt den Namen des clinischen Instituts, weil diese Anstalt zugleich zum practischen Unterricht in der Arzneikunde für die der Heilkunde sich widmenden Jünglinge der Universität benutzt wurde. Vom Jahre 1810 bis 1811 stand das Institut unter der Leitung des verdienstvollen Professors, Stadtphysikus und nachmaligen geheimen Obermedizinalraths Dr. Berend's, welcher der eigentliche Urheber der Anstalt war, und nach dessen Abgange mit der Universität nach Breslau unter der Obhut des Kreisphysikus Dr. Schwarz, von welcher Zeit ab dasselbe den Namen des allgemeinen Krankenhauses führte. Die erste Einrichtung und das laufende Bedürfniß der Anstalt vom 1sten Juni 1810

bis letzten Mai 1811 wurde durch 1474 Thlr. 20 Gr. 6 Pf. freiwillige Beiträge, so wie durch 400 Thaler, welche jährlich von Seiten der Stadt bewilliget wurden, bestritten. Ein sehr passendes Lokal fand sie in den Kasernen. Nach dem Tode des Kreisphysikus Dr. Schwarz im Jahre 1813 vertraute man die ärztliche Direction des Krankenhauses seinem Nachfolger im Amte, dem Kreis- und Stadtphysikus, Regierungsrath Dr. Hartmann an, und gab demselben in dem Stadt- und Kreiswundarzte Gerasch einen Gehülfen. Im Jahre 1816 verlor die Anstalt ihr geräumiges und wohlgelegenes Lokal, indem die Umstände es erforderlich machten, daß die Kasernen ausgebaut und zur Unterbringung des Militairs eingerichtet werden mußten. Sie wurde hierauf vorläufig in das ehemalige hinter der Unterkirche gelegene Convictorium untergebracht; da aber auch dieses nach einer neunmonatlichen Benutzung zu einem Militairlazarethe geräumt werden mußte, so wählte man das ehemalige Karzergebäude der Universität als Lokal für das Krankenhaus, und ließ darin außer den erforderlichen Zimmern für die Oekonomie im Unterstokke, im oberen Stockwerke fünf Zimmer für die Kranken und deren Wärterinn einrichten. So schnell diese Einrichtung auch geschahe, so wenig entsprach sie den Erwartun-

gen, die man sich davon gemacht hatte. Die Zimmer waren theils nicht geräumig genug, theils stokkig und ungesund. Es wurde daher im Jahre 1824 an der Stelle des ehemaligen Karzergebäudes der Universität ein schönes, mit allen Bequemlichkeiten versehenes bürgerliches Krankenhaus durch die Fürsorge des Magistrats und der Stadverordneten aufgeführt. Die milden Beiträge der Einwohner der Stadt, welche jährlich stets zwischen 500 bis 700 Thaler betrugen, so wie über 4000 Thaler Geschenke und Vermächtnisse mehrerer begüterter und menschenfreundlicher Menschen boten neben den beträchtlichen Bewilligungen der Stadt die Mittel dar, einem so dringenden Bedürfnisse abzuhelfen. Das Krankenhaus enthält außer den für die Oekonomie erforderlichen Räumen und zweien Badestuben, zwanzig hohe, helle, freundliche Krankenzimmer, welche groß genug sind, vier bis fünf Kranke zu fassen, so daß die Absonderung der letzteren nach dem Geschlecht und den Krankheitsformen angemessen geschehen kann. Zwei große Sääle in beiden Stockwerken sind zur Aufnahme der Fieberkranken bestimmt, so wie zwei kleinere Stuben im oberen Stockwerke für Wahnsinnige, Pockenkranke u. s. w., welche einer polizeilichen Aufsicht bedürfen, und mit ihren Wärtern allein bleiben müssen, benutzt werden. Jetzt war das

Gebäude geräumig genug, um auch die schon früher beabsichtigte und eingeleitete Vereinigung des Thieleschen Stifts mit dem bürgerlichen Krankenhause in Ausführung bringen zu können. Diese Stiftung, früher die einzige Krankenanstalt in der Stadt, verdankt ihren Ursprung dem Doctor der Rechte und Kämmerer Johann Dorotheus Thiele. Derselbe vermachte in seinem unterm 10ten des Wintermonats 1758 errichteten und am 7. Februar 1759 publicirten Testamente ein Kapital von 16000 Thalern zur Errichtung eines Krankeninstituts für arme Einwohner der Stadt, und bestimmte, daß dasselbe nach dem Muster der Charité in Berlin eingerichtet werden sollte. Die von ihm in dem Testamente ernannten Kuratoren, aus einem Professor der Universität, einem Bürgermeister der Stadt, einem Deputirten des evangelisch lutherischen Ministerii, wie auch drei anderen, entweder von der Familie oder wen sonst diese drei wählen wollen, bestehend, kauften hierauf nach des Testators und seiner Mutter Tode in der Lebuser Vorstadt ein Haus, und ließen dasselbe zur Aufnahme von Kranken einrichten. Späterhin wurde der Fonds dieses sogenannten Thieleschen Stifts durch das Beeskesche Vermächtniß noch vergrößert. Die Vereingung des bürgerlichen Krankenhauses mit dieser Stiftung

erfolgte nach dem darüber zwischen dem Kuratorio der letzteren, dem Magistrate und den Stadtverordneten errichteten, von der Königl. Regierung aber genehmigten Vereine, im Jahre 1824, und die Anstalt führt seit dieser Zeit den Titel: Thielesche Stiftung und städtisches Krankenhaus. Nach dem unterm 6. September 1824 getroffenen Vereine erhalten die Kranken des Thieleschen Stifts Wohnung und Heizung unentgeldlich, so wie die Stiftung auch das Kaufgeld der 3300 Thaler für das verkaufte Thielesche Krankenhaus mit seinem Fonds vereiniget hat. Eben so ist das Kuratorium unverändert geblieben, und ein Mitglied desselben verwaltet nach, wie vor, die Kasse des Stifts, jedoch unter Aufsicht und Kontrolle der Kommunalbehörden. Die Zahl der für Rechnung des Thieleschen Stifts aufzunehmenden Kranken ist auf zehn festgesetzt worden. Die Kranken beider Anstalten werden übrigens gleich verhalten, verpflegt und ärztlich behandelt. Der Kapitalfonds des Thieleschen Stifts beträgt gegenwärtig 22000 Thaler. Die Aufnahme der Kranken in das vereinigte Thielesche und bürgerliche Krankenhaus geschieht entweder unentgeldlich oder gegen Bezahlung. Zur unentgeldlichen Aufnahme eignen sich alle diejenigen, welche Beiträge für die Anstalt für sich, ihre Kinder, Frauen,

Dienstboten und Lehrlinge geben; ferner die, welche aus der Stadtarmenkasse Unterstützung erhalten, desgleichen alle Hülfsbedürftigen der Stadt, sämmtliche Individuen des Armenhauses und die Freudenmädchen aus den beiden vorhandenen Bordellen. Alle übrigen Personen, z. B. Gesellen und Fremde, die krank und von Mitteln entblößt sind, um entweder für sich selbst zu sorgen, oder nach dem Orte, wohin sie gehören, transportirt zu werden, erhalten nur gegen Berichtigung der Kosten eine Aufnahme. Als Arzt für die Anstalt ist der Doctor Gäbisch und als Wundarzt der Kreis- und Stadtchirurgus Gerasch angestellt. Im Jahre 1826 befanden sich 298, im Jahre 1827, 252 und im Jahre 1828, 322 Kranke in diesem Krankenhause.

Für unheilbare chronische Kranke, welche ins Thilesche Stift und städtische Krankenhaus keine Aufnahme finden, ist eine eigene Anstalt unter dem Namen des Siechthurms in der Nähe des Krankenhauses vorhanden. Zur besseren Einrichtung dieser Anstalt bewilligten die Stadtverordneten im Jahre 1824 700 Rthl., so wie zur Erhaltung derselben eine jährliche Summe von 356 Thalern. Fünf und zwanzig unglückliche Personen finden darin Unterhalt, Pflege, Wartung und Kleidung, so wie mögliche Er-

leichterung ihres traurigen Zustandes. Ein Hausvater sorgt für die nöthige Ordnung, so wie eine Hausmutter für die Reinlichkeit und erforderliche Pflege. Die chronischen Kranken werden, so weit es ihr körperlicher Zustand erlaubt, mit leichten, ihren Kräften angemessenen Arbeiten beschäftigt.

Von den Kirchen der Stadt Frankfurth ist die St. Nicolaikirche, worin die reformirte Gemeine jetzt ihren Gottesdienst hält, die älteste. Sie bestand schon vor dem Jahre 1253, also vor Erweiterung der Stadt, als alleinige Kirche. Nach Erbauung der Oberkirche scheint sie von den Bewohnnern des unteren Theils der Stadt zn ihren gottesdienstlichen Versammlungen benutzt, doch späterhin vernachlässigt worden, und in Verfall gerathen zu sein. Dieser Umstand veranlaßte wahrscheinkich den Magistrat im Jahre 1551, den Churfürsten Joachim 2 zu bitten, sich dieser Kirche zu einem Getreidemagazine bedienen zu dürfen. Der Magistrat erwähnt in seiner Vorstellung an den Churfürsten ausdrücklich, daß die Kirche seit langer Zeit wüste liege, und so verfallen sei, daß man schon seit mehreren Jahren die nahe dabei liegende Kirche des Barfüßer Klosters für die Bewohner der Dammvorstadt und für die unten gesessenen Leute eingerichtet hätte. Der Churfürst geneh-

migte diese Bitte. In den folgenden Kriegesjahren wurde sie zur Aufbewahrung der Gefangenen, des Kriegsbedarfs, als Lazareth für Pestkranke und zu anderen profanen Zwekken benutzt. Die reformirte Gemeine in Frankfurth hatte sich unterdessen sehr vermehrt, und besaß keine dem Gottesdienst geweihete Stätte. Die Taufen wurden vielmehr in den Häusern verrichtet, und das Abendmahl im großen academischen Auditorio ausgetheilt. Die reformirte Gemeine wandte sich daher im Januar des Jahres 1622 an den Churfürsten mit der Bitte um Einräumung der wüsten Nicolaikirche zum Gottesdienste. Als dieses Gesuch nicht bewilliget wurde, verlangte sie die Mitbenutzung der Unterkirche. Dies wollten aber der Magistrat und die Bürgerschaft wieder nicht gestatten, obgleich der Churfürst sich dieserhalb für die reformirte Gemeine selbst verwandte. Jetzt verfiel die Gemeine darauf, das alte Collegium theologicum zu einer Kirche einzurichten; doch schon während der Reparatur derselben überzeugte man sich, daß die Lage des Orts zur Anlage einer Kirche nicht geeignet sei. Man begnügte sich daher dämit, im großen Auditorio religiöse Versammlungen zu halten. Doch wurden die Bitten um Einräumung der Nicolaikirche oder gemeinschaftlichen Gebrauch der Unterkirche von Zeit

zu Zeit wiederholt, wodurch der Churfürst Friedrich Wilhelm endlich bewogen wurde, im Jahre 1654 den Kanzler der Neumark George von dem Born nach Frankfurth zu senden. Da das Bedürfniß der reformirten Gemeine augenscheinlich war, der Magistrat sich aber zu nichts verstehen wollte; so befahl der Churfürst im Jahre 1656, die Nikolaikirche ohne Widerrede den Reformirten zu übergeben. Zwei neumärksche Regierungsräthe, Lange und Bornstädt, erhielten den Auftrag, den Churfürstlichen Befehl zu vollstrecken. Als der Magistrat bei seiner Weigerung verharrte, traf Bornstädt mit dem Kommandanten der Stadt die nöthige Abrede und begab sich mit dem Professor Beckmann, dem Rector der Universität, Dr. Lesle und dem Professor von Jena nach der Nikolaikirche, wo ein Obrist mit fünf Kompagnien bereits aufmarschirt war. Jetzt nahm der Commissarius das Vorhängeschloß von der Kirchthür ab, trat vom Militaire begleitet, in die Kirche und übergab solche den Reformirten. Es wurde darauf ein anderes Schloß vor die Kirchthür gelegt, und der Schlüssel den Professoren reformirter Konfession übergeben. Der Magistrat erhob nun zwar große Klagen über diese Maaßregel, und selbst die Landstände verlangten die Rückgabe der Kirche; allein der Churfürst kehrte sich nicht

daran, bestätigte vielmehr die Uebergabe durch eine förmliche Schenkungsurkunde. Außerdem bewilligte er, um das verfallene Gebäude wieder in Stand zu setzen, 2000 Thaler. Eine andere nicht unbedeutende Summe kam durch freiwillige Beiträge der Gemeine und Anderer auf, wofür die Reparatur durch den Dr. Friedrich Beckmann, welcher damit beauftragt worden war, besorgt wurde. Gegen die Margarethenmesse 1657 war der Bau vollendet, und bald darauf erfolgte die feierliche Einweihung der Kirche durch den nachmaligen Hofprediger Dr. George Conrad Bergius. Im Jahre 1729 wurde gleich den übrigen Kirchhöfen der Stadt, auch der bei der Nicolaikirche abgeschafft, und in einen öffentlichen Platz verwandelt, welcher größtentheils jetzt bebaut ist. Der Churfürst Friedrich Wilhelm schenkte der Kirche das Vorwerk Bleischwitz im Fürstenthume Jägerndorf, welches er von der Markgräfinn Eva Christina, des ehemaligen Markgrafen Johann Georgs Gemahlinn geerbt hatte. Dasselbe wurde am 30. October 1664 an den Burggrafen Tobias Franz Prosch-ke für 1300 Thaler verkauft. Zum innern Ausbaue der Kirche wurde vom Könige Friedrich 2 im Jahre 1746 eine allgemeine Kollecte bewilliget, und zum Baue einer Orgel gab der Bürgermeister Pericard

300 Thaler her. Letztere war jedoch nur klein, wurde aber bald mit einer größeren und schöneren vertauscht. Diese erhielt die reformirte Gemeine durch die Fürsprache ihres früheren Predigers des Hofpredigers Michaelis von dem Prinzen Friedrich Ludwig Karl von Preußen. Die Prinzessinn Amalie von Preußen hatte sie in ihrem Palais durch den berühmten Orgelbauer Marx erbauen lassen. Sie hatte 4500 Thaler gekostet und besteht aus 28 Stimmen, 33 Registern und 1539 Pfeifen. Marx übernahm auch auf Ersuchen der Gemeine den Transport und die Aufrichtung des Werks nud verstärkte sie durch eine achtfüßige Trompete von 54 Pfeifen. Der Doctor und Konsistorialrath Dr. Muzel weihete diese Orgel am 18ten October 1789 ein.

Die Kirche war früher mit zwei Thürmen von ungleicher Höhe ausgestattet. Der größere, von gothischer Bauart, war sehr hoch und schön. Am 15. Juni 1599 wurde der Knopf desselben vom Blitze getroffen, wodurch die hölzerne Kuppel in Brand gerieth. Damit das Feuer nicht den ganzen Thurm erreichen könnte, machten mehrere Bürger den Vorschlag, die Spitze desselben abzubrechen; allein der damalige Bürgermeister Benedict Stymmel wollte nicht darauf eiugehen. Während man sich noch von beiden Sei-

ten darüber stritt, griff die Flamme rasch um sich, verzehrte das Holzwerk, schmolz die Glokken und Thurmuhr, und zerstörte das schöne Gebäude in wenigen Stunden. Um dasselbe wieder aufbauen zu können, nahm der Magistrat die Unterstützung der Städte der Mittelmark in Anspruch, und bat um Erlaß des Schosses und der Mahlciese auf einige Zeit. Auch ergingen ähnliche Bitten um Unterstützung an den Churfürsten und dessen Gemahlinn, so wie an den Abt Laurentius zu Kloster Zelle, von welchem letzteren man insbesondere Bauholz verlangte. Durch die von allen Seiten gewährte Hülfe wurde man endlich in den Stand gesetzt, den Bau beginnen zu können. Da die alte stehen gebliebene Mauer noch fest genug zu sein schien, so setzte man eine neue von 30 Fuß Höhe darauf. Der früh eingetretene Frost und Schnee hinderte die Vollendung des Baues zu der auf Martini bestimmten Zeit, so daß der Kranz, der Knopf und die Spitze erst im Anfange des Jahres 1601 aufgerichtet werden konnten, und der Thurm am 27. April völlig fertig da stand. Doch erlangte derselbe kein besonderes Alter. Das alte Gemäuer vermochte die neue Last nicht zu tragen, und schon am 2. August im Jahre 1643, also nur zwei und vierzig Jahre nachher, als die Leute eben aus der Unterkirche

nach Hause gegangen waren, stürzte der Thurm mit seinen Glokken und seiner Uhr zusammen und zerborst bis auf den Grund. Ein Glück war es, daß niemand dabei beschädigt wurde; denn eine alte Frau, welche im Thurme wohnte, hatte sich auf das erste Krachen desselben auf den Boden der Kirche gerettet. Seit dieser Zeit ist der Thurm nicht wieder aufgebaut, die Stelle aber, wo er gestanden, vom Schutte gereinigt und geebnet worden. Der kleinere Thurm, welcher unerschütterlich stehen geblieben war, aber ein sehr unförmliches Ansehen hatte, fing späterhin auch an baufällig zu werden, so daß er abgetragen werden mußte. Statt beider Thürme wurde nun im Jahre 1739 der noch jetzt vorhandene Thurm aufgebaut, wozu König Friedrich Wilhelm 1. nicht nur Baumaterialien, sondern auch Geld bewilligte.

Die jetzigen Prediger an der St. Nicolaikirche, worin auch der französische Gottesdienst gehalten wird, sind der Doctor, Konsistorialrath und Superintendent Muzel und der französische Prediger Roquette.

Ungleich merkwürdiger, als die St. Nikolaikirche, ist die St. Marienkirche, wegen ihrer Lage auch Oberkirche genannt. Sie ist ein einfaches schönes Gothisches Gebäude, dessen ganzes Mauerwerk sammt den Pfeilern aus gebakkenen Steinen aufgeführt ist.

Der Grund, etwa drei Fuß über der Erde ist größtentheils aus geglättetem und fest zusammengefügtem Granit und nur an einigen Stellen der Nordseite aus Sandsteinen gebaut. Das Dach des ganzen Gebäudes besteht aus zwei Hälften. Der Dachstuhl des großen östlich gelegenen Daches ist nach dem Urtheile der Sachkenner ein wahres Meisterstück der Baukunst. Wann diese Kirche erbaut worden ist, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben. Wahrscheinlich ist sie unter der Regierung der Askanischen Fürsten in der Mitte des 13ten Jahrhunderts entstanden und zwar um die Zeit, als der schon vorhandene Flekken, welcher aus etwa hundert regellos aufgeführten Häusern bestand, und sich vom Lebuser Thore bis in die Gegend des jetzigen Fischmarktes erstreckte, bis zur Bischofsstraße erweitert wurde. Daß dieses Gotteshaus stückweise aufgeführt sein soll, wie Beckmann behauptet, ist nicht wahrscheinlich, und wird schon durch die gleiche Qualität des Granits und der Backsteine widerlegt. Das Ganze ist nach einem wohldurchdachten Plane angelegt, und nur das Portal zum Haupteingange scheint späteren Ursprungs zu sein, und aus den Zeiten des Kaisers Karl 4. und seiner Söhne Wenzel und Siegesmund herzurühren, wie die über dem Eingange befindlichen Wappen andeuten.

Im Jahre 1329 war der Bischof von Lebus Stephan 2. bemüht, die St. Marienkirche zu einer Kathedral- und Domkirche*) seines Bisthums zu erheben, was ihm aber so wenig, als seinen Nachfolgern, welche diese Bemühung fortsetzten, gelang, weil sowohl der Kaiser Ludwig der Baier, als die Churfürsten Ludwig 1. und Ludwig 2. oder der Römer durch ausdrückliche dieserhalb an den Magistrat erlassene Befehle solches verhinderten. Unter den Regenten aus dem Hause Baiern erhielt die Kirche ansehnliche Schenkungen. So vermachte ihr der Churfürst Ludwig der Römer im Jahre 1353 von dem jährlichen Schosse des platten Landes eine und eine halbe Mark Silbers. Von den Schicksalen, welche die Kirche betroffen haben, ist uns wenig aufbehalten worden. Einer Erwähnung verdient es, daß das Schiff derselben, durch den am 1ten Mai 1622 geschehenen Wolkenbruch so überschwemmt wurde, daß nicht nur die niederen Stände ganz unter Wasser standen, son-

*) Kathedralkirchen (von Cathedra Lehrstuhl) nannte man diejenigen Kirchen, welche mit ihren sämmtlichen Gütern dem Erzbischofe oder Bischofe angehörten, und als die Hauptkirchen des Sprengels angesehen wurden. Gewöhnlich waren damit Domstifte verbunden, daher sie auch Domkirchen genannt werden.

dern auch die Gräber geöffnet wurden, und mehrere Wochen lang kein Gottesdienst in der Kirche gehalten werden konnte. Im siebenjährigen Kriege litt dieselbe auch sehr durch die Russischen Kriegsgefangenen, welche darin aufbewahrt wurden. Drei Wochen lang mußte dieserhalb der Gottesdienst ausgesetzt werden.

Die Kirche ist 246 Fuß lang uud enthält in ihrer größten Breite 146 Fuß. Das schöne Gewölbe derselben ruhet auf vier Reihen Säulen. Jede Reihe hat drei Säulen von etwa 20 Fuß im Umfange. Das Gewölbe des Hochaltars tragen 10 Säulen. In einiger Entfernung von dem letzteren befinden sich zwei geräumige Sacristeien, neben welchen die nicht unbedeutende Bibliothek der Kirche aufgestellt ist. Mehrere kunst- und werthvolle Sachen werden in dieser Kirche angetroffen. Dahin gehört zunächst der hohe merkwürdige Leuchter von Metall, welcher aus dem vierzehnten Jahrhundert herzustammen scheint, und nach dem Leuchter gebildet worden ist, der sich in der Stiftshütte und späterhin im Salomonischen Tempel vor dem Allerheiligsten befand. Einer alten Sage zufolge soll er das Geschenk eines Kanonikus von Cassel sein. Er ruhet auf vier Adlern, erhebt sich dann in acht gleichmäßigen Abtheilungen, und breitet sich in zwei gewundenen Armen zur Seite aus, auf wel-

chen sieben Schalen mit eisernen Spitzen zur Aufstekkung der Wachskerzen befindlich sind. Auf den einzelnen Abtheilungen erblickt man die ganze Lebens- und Leidensgeschichte Jesu, eine zwar unvollkommne und rohe, doch für die damaligen Zeiten kunstvolle Arbeit. Früher war er sehr stark vergoldet, wovon noch deutliche Spuren vorhanden sind. Ferner besitzt die Kirche zwei große silberne Leuchter, welche eine Frau von Schwarz geborne von Greifenpfeil derselben im Jahre 1703 verehrte, ein Paar silberne Blumentöpfe und ein mit Silber plattirtes Pulpet, gleichfalls Gaben frommer Wohlthäter.

Unter mehreren in der Kirche befindlichen Gemälden verdienen zwei einer Erwähnung, nehmlich das von dem braven deutschen Künstler Lucas Kranach gefertigte Gemälde des großen Reformators Dr. Martin Luthers, welches Andreas Muskulus, Professor der Theologie an der Universität und vom Jahre 1545 bis 1581, wo er starb, zugleich Prediger bei der St. Marienkirche, der letzteren zum Andenken gab, und ein Gemälde des Herzogs Leopold von Braunschweig von dem berühmten Maler und Professor Rhode. Als ein Meisterstück der alten Kunst ist der Taufstein anzusehen, welchen ein gewisser Arnold im Jahre 1376 gefertiget hat. Viele auf demselben an-

gebrachte Figuren stellen Begebenheiten aus dem alten und neuen Testamente vor. Das schöne große aus massivem Silber gefertigte Taufbekken nebst der zierlichen Gießkanne schenkte im Jahre 1713 eine gewisse Katharina Stölzner der Kirche.

Eine Orgel ist wahrscheinlich gleich anfangs bei Einrichtung der Kirche vorhanden gewesen, jedoch wurde dieselbe mit der Zeit so hinfällig, daß sie im Jahre 1690 abgebrochen werden mußte. An die Stelle der alten trat hierauf eine neue Orgel, von dem damals berühmten Orgelbauer Matthias Schurich aus Radeburg erbaut, welche am 14. Juli 1695 durch den Inspector M. Zacharias Henselius eingeweiht wurde. Sie hatte 2946 metallene Pfeifen, und eine Fülle und Kraft des Tons, wie man ihn selten bei größeren Orgeln antrifft. Die alles zerstörende Zeit übte auch auf sie ihren verderblichen Einfluß, so daß sie einer bedeutenden Reparatur bedurfte, bis sie endlich durch den Einsturz des einen der Thürme im Jahre 1826, wovon bald ein Mehreres gesagt werden soll, völlig zerstört wurde.

Bei der Kirche befanden sich früher zwei gleich hohe Thürme, von welchen der noch jetzt vorhandene, wahrscheinlich gleich mit der Kirche, der andere aber einige Zeit nachher erbauet worden ist. Beide waren

oben mittelst einer hölzernen Brükke verbunden, von welcher man scherzhaft zu sagen pflegte, daß sie die höchste Brükke im Lande sei. In dem älteren Thurme befinden sich die Glokken, deren größte bei der früher gebräuchlichen Einweihung den Namen Osanna erhalten hat, und seit dem Jahre 1371 existirt. Der später erbaute Thurm war nicht so solide und dauerhaft aufgeführt, als der der andern, sondern nur plattirt, und von unten bis oben mit Schutt ausgefüllt. Daher vermochte auch das Mauerwerk desselben, durch den schweren Dachstuhl gedrückt, der Zeit nicht zu trotzen, und die später entstandenen Spalten und Risse in demselben ließen einen dereinstigen Einsturz besorgen. Dieser erfolgte am zweiten Pfingsttage den 15. Mai 1826 Nachmittags zwischen 7 und 8 Uhr. Die nordwestliche Ekke des Thurmes lös'te sich an diesem Tage ab, schlug durch das darunter befindliche Thurmgewölbe an der westlichen Kirchseite und beschädigte durch das Anstreifen einiger Steinmassen die Orgel so, daß sie völlig unbrauchbar wurde. Die Kanzel, der Altar und das ganze Schiff der Kirche nebst allem, was darin war, blieb unbeschädigt. Weder Menschen noch Thiere verunglückten bei dem Einsturze. Der stehen gebliebene obere Theil des Thurms mußte nun mit großer Gefahr bis zur Höhe von 40

bis 50 Fuß, abgetragen werden, und der zweite dauerhafter gebaute Thurm wurde, aus Besorgniß, daß ihn ein ähnliches Schicksal treffen könne, in vier Etagen auf eine kunstvolle Weise verankert. Bei dieser Gelegenheit wurde denn auch das Innere der Kirche bedeutend verändert und verschönert. Sämmtliche Chöre, welche dieselbe beengten, und ihr ein überladenes finsteres Ansehen gaben, sind abgebrochen, und neue geschmackvoll gefertigte Sitze in symmetrischer Ordnung aufgestellt worden. Der Fußboden ist theils aus geschnittenen Sandsteinplatten, theils aus Fliesen und einer gefärbten Masse ganz neu bereitet. An die Stelle der alten durch Witterung und Schmutz verunstalteten Fenster traten neue, in Glasmosaik gearbeitete, welche dem Gothischen Gebäude anpassend sind. Einige alte Fenster von schöner Glasmalerei sind gereiniget und beibehalten worden. Das Dach der Kirche ist umgedeckt und die Kanzel, so wie die Orgel werden neugebaut. Noch ist der Bau der Kirche nicht ganz vollendet, aber so viel ergiebt sich schon jetzt, daß sie nach ihrem völligen Ausbaue sich den vorzüglichsten und schönsten Gotteshäusern an die Seite stellen kann. Nach den gefertigten Anschlägen kostet die Wiederherstellung der Kirche und des Thurmes 128030 Thaler 18 Sgr. 8 Pf. Da die Stadt diese bedeu-

tenden Kosten auf einmal herzugeben außer Stande ist, so ist der Wiederaufbau des eingestürzten Thurmes, welcher nach dem Anschlage allein 49816 Thaler kostet, späteren Zeiten aufbehalten worden. Zum Ausbaue der Kirche hat der König Friedrich Wilhelm 3. eine Summe von 5624 Thalern 21 Sgr. an Unterstützungsgeldern bewilliget, und an freiwilligen Beiträgen dazu aus der Stadt sind 4000 Thaler eingegangen.

Die jetzt an der St. Marienkirche befindlichen Geistlichen sind der als Schriftsteller und Kanzelredner gleich geachtete Doctor, Professor und Superintendent Christian Wilhelm Spieker und der Prediger Carl Ludwig Vorpahl.

Die Katharinenkirche, auch Unterkirche genannt, gehörte früher den Franziskanermönchen, welche sie zwischen den Jahren 1517 bis 1525 auf ihre Kosten erbauten. Als Baumeister derselben wird ein gewisser Andreas Lange, gewöhnlich Bruder Andreas, genannt. Nach Einführung der Reformation, als das Franziskanerkloster von dem Landesherrn eingezogen worden war, wurde diese Klosterkirche im Jahre 1551 von dem Churfürsten Joachim 2. den Einwohnern der Unterstadt und Dammvorstadt zum evangelischen Gottesdienste überwiesen. Mehrrre

Male gerieth sie in Gefahr, zerstört zu werden. So wurde sie am 5ten August 1582 und 5ten Juli 1689 von einem Blitzstrahle getroffen, welcher ihr jedoch nur geringen Schaden zufügte. Bedeutender war der Nachtheil, den sie am 29. October 1630 durch das Aufsliegen des in der Nähe befindlichen Pulverthurms erlitt. Durch diese Explosion wurden nicht nur die Fenster der Kirche hart beschädiget, sondern auch das Gewölbe erhielt durch die gewaltige Erschütterung einige Risse, welche jedoch in der Folge durch starke eiserne Klammern und Haken unschädlich gemacht wurden. Einen Thurm hat diese Kirche jetzt nicht; doch ist früher auf derselben ein solcher vorhanden gewesen, aber in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vom Sturme herabgeworfen und nicht wieder aufgesetzt worden. Im Jahre 1758 diente die Kirche zu einem Lazarethe, worin die in der Schlacht bei Zorndorf verwundeten Krieger untergebracht wurden. Die zu derselben eingepfarrten Gemeinen hielten während dieser Zeit ihren Gottesdienst in der St. Marienkirche. Bei der Invasion der Franzosen im Jahre 1806 wurde sie als Aufbewahrungsort für die Schiffbrükken benutzt, denen die Kirchenstühle Platz machen mußten. Auch hatte man schon angefangen, sie zu einem Pferdestalle einzurichten; jedoch gelang es den vielfachen Bemü-

hungen des Magistrats, dieses Unheil von derselben abzuwenden. Erst im folgenden Jahre wurden die abgebrochenen Stände wieder aufgerichtet.

Die Kirche selbst ist ein großes, schönes, in ihrem Innern höchst einfaches und freundliches Gebäude. Das Gewölbe ruhet auf zwei Reihen Pfeilern. Der Altar, so wie die Orgel sind aus einem Vermächtnisse erbaut und verschönert worden, welches ein aus Guben gebürtiger Kaufmann, Namens Carl Sigismund Cleemann zu Gunsten der Kirche in seinem am 23. October 1780 eröffneten Testamente hinterließ. Dieser setzte nämlich eine Summe von 5000 Thalern aus, nnd bestimmte 3000 Thaler davon zur Erbauung eines neuen Altars, 1000 Thaler zur Verschönerung der Kirche und deren Orgel und 1000 Thaler, von welchen die Zinsen jährlich unter die beiden Prediger der Kirche vertheilt werden sollten. Schon am 5. October 1783 wurde der neue Altar eingeweiht. Die beiden jetzt an der Kirche befindlichen Prediger heißen Johann Christoph Wilhelm Henzschel und Johann Friedrich Schachert.

Die in der Lebuser Vorstadt befindliche St. Georgenkirche ist hinsichtlich des Alters die dritte Kirche in der Stadt Frankfurth, denn sie wurde schon im Jahre 1280 bei Vergrößerung der Vorstadt erbaut.

In den früheren Zeiten führte sie den Namen St. Magdalenenkirche, den sie aber im Jahre 1457 mit ihrem jetzigen vertauschte, als der Rathsherr Mathias Schröter dem St. Georgenhospitale seinen vor dem Lebuser Thore gelegenen Garten vermachte. Während des blutigen dreißigjährigen Krieges wurde dieselbe fast ganz zerstört. Der Schwedische General Banner versuchte nämlich, sie nebst dem Thurme im Jahre 1633 durch Pulver zu sprengen, erreichte aber seinen Zweck nur halb, indem bloß die Hälfte des Gewölbes der Kirche vom Thurme an zerschmettert wurde. In diesem zerstörten Zustande blieb sie bis zum Jahre 1650, wo ihre Wiederherstellung durch die sorgfältigen und eifrigen Bemühungen des Predigers M. Christian Schulze bewirkt, und der Thurm durch zwei starke steinerne Pfeiler befestiget wurde. Bei dem Abgange des M. Schulze nach Landsberg a. W. im Jahre 1656, wohin er den Ruf erhalten hatte, war die Kirche wieder in solchem Stande, daß der Gottesdienst darin gehalten werden konnte. Der steinerne Altar wurde im Jahre 1662 errichtet, und im Jahre 1682 die bisherige steinerne Kanzel mit einer hölzernen vertauscht. Ein hundert und fünf Jahre nachher wurde die indeß baufällig gewordene Kirche aus milden Beiträgen und bewilligten Kollectengeldern

bedeutend erweitert und ganz neu ausgebaut, auch der Thurm ausgebessert und mit einem neu vergoldeten Knopfe geziert, welcher früher das Thürmchen des großen akademischen Auditoriums geschmückt hatte. Am 31. Januar 1790 war der Bau so weit vollendet, daß die Einweihung der Kirche erfolgen konnte. Doch schon im Jahre 1819 bedurfte sowohl sie, als der Thurm einer neuen Reparatur, und kaum war diese geschehen, als der Sturm am 8ten März 1821 den Knopf mit der Spille herabstürzte. Es wurde hierauf ein neuer, aus Kupfer gefertigter und schön vergoldeter Knopf, nebst Fahne und Stern unter angemessenen Feierlichkeiten am 29. September 1824 wieder aufgesetzt.

An die Stelle des im December 1828 verstorbenen Predigers Johann Ludwig Kriele, welcher seit dem Jahre 1807 bei dieser Kirche angestellt gewesen, ist bis jetzt noch kein Prediger wieder erwählt und bestätiget worden.

Außer den vorgedachten Kirchen befindet sich noch eine evangelische Kirche in der Gubener Vorstadt, die St. Gertrautkirche genannt, welche dem Alter nach die vierte ist. Das Jahr ihrer Erbauung läßt sich nicht genau angeben; jedoch geht aus alten Urkunden so viel hervor, daß sie von der Gewandschnei-

derinnung der Stadt zwischen den Jahren 1353 und 1368 gegründet worden ist. Gleich anfangs waren in derselben drei Altäre vorhanden. Im Jahre 1409 wurden aus der Kirche durch einen ihrer Priester, Namens Nikolaus Quentin, mehrere Utensilien, als eine kupferne Weihwasserwanne, ein Waschbekken zum Gebrauche des Altaristen bei der Messe, eine zinnerne Kanne, ein Vorlegeschloß, drei Tücher, drei Vorhänge, eine silberne Oblatenschachtel, und die Passion, auf Pergament geschrieben, entwandt. Die damaligen Altermänner Johann Bötticher und Johann Grüneberg begnügten sich mit der Entfernung des diebischen Priesters, und schenkten ihm zur Ehre Gottes die Strafe. Bei dem Einfalle der Hussiten im Jahre 1432 wurde die Kirche sammt der Vorstadt und dem Karthause durch Brand zerstört, doch wahrscheinlich bald wieder hergestellt, obgleich das Jahr, in welchem solches geschah, sich nicht mit Gewißheit angeben läßt. Fast zweihundert Jahre später traf sie ein ähnliches Schicksal, indem bei dem Anmarsche des großen Schwedenkönigs Gustav Adolph die Oesterreichsche Besatzung im Jahre 1631 am Sonnabend vor Palmarum die Vorstadt plünderte und einäscherte, wobei auch die Kirche mit zerstört wurde. Erst im Frühlinge des Jahres 1660 wurde der Wiederaufbau

von Seiten der Gewandschneiderinnung der Kaufmannschaft begonnen, und nach zwei Jahren vollendet. Die Kosten desselben betrugen überhaupt 1567 Thaler 11 Pf. Die Gilde blieb bis zum Jahre 1820 im Besitze der Kirche. Durch die Anlegung des neuen schönen Kirchhofes an der Straße nach Fürstenwalde und das Verbot, auf dem Gewandschneider-Kirchhofe Todte ferner zu beerdigen, hatte dieselbe viel von ihren Einkünften verloren, und weil nichts für sie verwendet werden konnte, so war sie sehr in Verfall gerathen. Sollte sie daher noch länger benutzt werden, so war eine bedeutende und kostspielige Reparatur erforderlich, welche von den wenigen noch vorhandenen Mitgliedern der Innung verlangt wurde. Diese zogen es jedoch vor, in einem Vergleiche vom 6. September 1820 die Rechte der Gilde an der Kirche der Stadt Frankfurth für immer abzutreten, und sich nur einige Ehrenrechte für die noch vorhandenen Mitglieder der Innung auf deren Lebenszeit vorzubehalten. Aus dem Bestande der Kasse wurde nunmehr ein silbernes Taufbecken nebst Gießkanne und anderen Erfordernissen angeschafft.

Am 22. November 1822 wurde die Kirche bis zur bewirkten nothwendigen Reparatur geschlossen, und der Prediger nebst der Gemeine der St. Marienkirche

einstweilen überwiesen. Es verflossen einige Jahre, ehe die Kirche zum Gottesdienste wieder benutzt werden konnte. Zum Ausbaue derselben ist die Summe von 1384 Thalern 28 Sgr. 9 Pf. verwendet worden. Die Kirche erhielt bei dieser Gelegenheit auch eine neue Orgel statt des bisherigen untauglichen Positivs, welches man für drei Thaler verkaufte. Dieselbe wurde von einem Mitbürger der Stadt, dem Orgelbauer Balzer, gefertigt und kostete 1116 Thaler 8 Sgr. 5 Pf., welche nach Abzug von 242 Thalern 6 Pf. freiwilligen Beiträgen von den Stadtverordneten bewilliget wurden. Am 24. December 1826 fand die feierliche Einweihung der Kirche statt.

Der jetzige Prediger an der St. Gertrautkirche heißt Karl Gotthilf Ferdinand Grünenthal.

Außer diesen evangelischen Kirchen befindet sich auch noch eine katholische Kirche, die Kirche zum heiligen Kreuze genannt, in der Stadt. Dieselbe existirt erst seit dem Jahre 1784, wo die catholische Gemeine damals mit Einschluß des Militairs etwa aus 800 Mitgliedern bestehend, vom Könige die Erlaubniß erhielt, ein in der jetzigen Regierungsstraße belegenes Ballhaus, welches 1666 aus vier verschiedenen Häusern von dem damaligen Ballmeister Isaak Bion aufgebaut worden war, kaufen und in eine

Kirche umwandeln zu dürfen. Dasselbe kostete 3000 Thaler, worauf aber nur 300 Thaler angezahlt werden konnten. Der Rest des Kaufgeldes und die Kosten des Ausbaues wurde durch Hypothek- und Wechselschulden bestritten. Im Jahre 1786 war der Ausbau so weit gediehen, daß sie am 17. Juli desselben Jahres von dem damaligen Kaplan der katholischen Kirche zu Berlin Bernardus Schornstein eingeweiht werden konnte. Die Gemeine verlangte nun einen eigenen Seelsorger, und erhielt von dem Könige den Befehl, sich dieserhalb an den Minister Grafen von Hoym in Schlesien zu wenden, welcher dem Breslauer Domprediger und Provinzial des Kapuzinerordens auftrug, einen Geistlichen seines Ordens nach Frankfurth zu senden. Dieser ersahe den Pater Renatus Tietz dazu aus, welcher am 12. September 1789 sein Pfarramt antrat, aber nichts weiter, als die leeren Kirchenwände, welche noch obenein mit schweren Schulden belastet waren, und eine arme Gemeine vorfand. Doch diesem achtbaren Geistlichen gelang es mit der Zeit, die Lage der Kirche zu verbessern. Durch seine emsige Fürsorge und seinen nie erlöschenden Eifer brachte er es dahin, daß eine Sakristei und ein neuer Altar gebaut, Kirchenstände eingerichtet, eine Orgel erkauft, und die zum Gottesdienste erforderli-

chen Geräthe herbeigeschafft wurden. Die nöthigen Meßgewänder und Altardecken schenkte der Prälat zu Neuzelle der Kirche. Dabei vergaß der redliche Seelsorger sich selbst, und lebte bis zum Jahre 1796 in der größten Dürftigkeit, indem er außer einem Gehalte von 24 Thalern von der Gemeine und 18 Thalern von der Garnison, nur von Almosen sich erhielt. Erst in dem gedachten Jahre wurde ihm durch die Verwendung des Staatsministers von Hoym ein Gehalt von 150 Thalern und späterhin im Jahre 1812 eine Zulage von 100 Thalern aus der Breslauer Universitätskasse zu Theil. Letztere fiel zwar im Jahre 1816 wieder weg, dagegen wurde aus verschiedenen Säcularisationsfonds sein Gehalt auf 400 Thaler erhöht. Auch die hypothekarische Kirchenschuld von 2500 Thalern wurde durch seine Bemühung getilgt, und die Kirche dadurch ganz schuldenfrei, indem er den Grafen von Schafgotsch zu Warmbrunn dahin zu bewegen wußte, daß er diese Summe der Kirche schenkte. Bei Aufhebung des Klosters Neuzelle wurde die Kirche ebenfalls bedacht, und erhielt einen schönen Kelch, eine Alba zu hohen Festtagen und ein grünes nnd blaues Meßgewand. Die Kirche hat sowohl von außen als von innen ein recht freundliches Ansehen und empfiehlt sich durch ihre Einfachheit. Im Jahre 1818

starb der um die katholische Kirche in Frankfurth so sehr verdiente Pfarrer Renatus Tietz, und an seine Stelle trat ein ehemaliger Conventual des Klosters Neuzelle Placidus Höferle.

Vor dem Jahre 1817 hatte Frankfurth noch eine Kirche für die hiesige Französisch-reformirte Gemeine, welche dicht an die Nikolaikirche angebaut war. Die Französische Kolonie, die sich im Jahre 1685 in der Stadt niedergelassen hatte, schuf dieselbe aus ihren Mitteln in den Jahren 1735 bis 1736. In dem letzteren Jahre wurde sie durch den Prediger Causse eingeweiht. Geraume Zeit waren zwei Prediger, und vom Jahre 1689 bis 1710 sogar ein dritter Prediger bei derselben angestellt; als jedoch die Gemeine gegen Ende des vorigen Jahrhunderts sich bedeutend verringert hatte, begnügte sie sich mit einem Seelsorger. Nach dem Ausbruche des unglücklichen Krieges gegen die Franzosen im Jahre 1806, mußte die Kirche den in der Stadt befindlichen Französischen Truppen zu einem Magazien eingeräumt werden, wodurch die Orgel völlig zerstört, und das Innere der Kirche gänzlich verwüstet wurde. Die sehr geschwächte Gemeine, welche nach Beendigung des Krieges nur aus acht Familien bestand, konnte den großen Kostenaufwand welchen die Wiederherstellung der Kirche erforderte,

nicht aufbringen. Ueberdieß bedurfte sie dieser Kirche jetzt auch um so weniger, als ihr seit deren Räumung die Uebung ihres Gottesdienstes in der Neikolaikirche verstattet worden war. Sie faßte daher den Entschluß, dieselbe meistbietend zu verkaufen, und das daraus gelös'te Geld zu einem frommen Zwecke zu verwenden. Ein Mitglied der Gemeine, der Lieutenant Couriol, erstand sie im Jahre 1817, und schuf sie mit Genehmigung der höheren und höchsten Behörden in einen Tempel Thalias um. Schon am 6. Februar 1818 wurde das neue Schauspielhaus durch die Stettiner Schauspielergesellschaft eröffnet und am 14. Februar fand der erste Maskenball darin statt.

Das Gebäude hat gegenwärtig sein früheres kirchliches Ansehen ganz verloren, und ist in seiner jetzt erweiterten Ausdehnung 100 Fuß lang und 46 Fuß breit. Die Hauptfronte desselben ist in der großen Scharrnstraße, der Haupteingang aber in dem neuen Anbaue von 38 Fuß Breite und 18 Fuß Tiefe, den zur Unterkirche gehörigen Predigerhäusern gegenüber. Das Haus kann über 1000 Menschen fassen und ist zweckmäßig und bequem eingerichtet. Wiewohl sich nur wenige Provinzialstädte ähnlicher Schauspielhäuser rühmen können, so scheint doch das Interesse des Publikums für das Theater nicht besonders groß zu

sein, da selbst gute Schauspielergesellschaften sich nur kurze Zeit, höchstens während der Messen, in Frankfurth halten können, und ihre Kunst in anderen Städten zu produciren gezwungen sind. Dieser Mangel an Theilnahme hat auch auf den Gründer des Schauspielhauses den üblen Einfluß gehabt, daß er seinen Obliegenheiten hinsichtlich desselben nicht hat nachkommen können und das Schauspielhaus daher einen anderen Besitzer erhalten hat.

Auch die jüdische Gemeine hat eine eigene in der Tuchmacherstraße gelegene Synagoge, welche im Jahre 1822 ganz neu und geschmackvoll aufgebaut worden ist, weil die frühere seit hundert Jahren bestandene sehr baufällig geworden war. Der Neubau hat gegen 8000 Thaler gekostet. Der jetzige Rabbiner heißt Hirsch Mayer Baswitz.

Unter den übrigen öffentlichen Gebäuden verdient vorzüglich das Rathhaus bemerkt zu werden. Vor und gleich nach der Erweiterung der Stadt war ein anderes Gebäude, nehmlich das an der breiten Straße und Oderstraße gelegene Eckhaus, worin jetzt die Lehrer des Friedrichs Gymnasii wohnen, zum Geschäftslokal des Magistrats bestimmt. Erst im Jahre 1607 unter dem Bürgermeister Christian Prüfer wurde das jetzige Rathhaus auf dem Markte erbaut. Der

Magistrat übergab den Bau dem Maurermeister Thadäus Paglion zu Lieberose, welcher damals in großem Rufe stand. Letzterer erhielt wöchentlich vier Thaler für sich und einen Thaler 12 Groschen für jeden Gesellen, außerdem aber noch freies Quartier und freien Unterhalt, so wie die benöthigten Fuhren zu seinen Reisen von Lieberose nach Frankfurth und zurück. Es ist nicht zu läugnen, daß das Werk noch jetzt seinen Meister lobt. Das Rathhaus zu Frankfurth gehört zu den schönsten Gebäuden dieser Art, und zeichnet sich besonders durch seine Bauart aus, da es bis unter das Dach ganz gewölbt ist. Unter demselben befinden sich sehr große, schöne Keller, welche auf sieben Säulen ruhen und gegenwärtig zu Weinlagern benutzt werden. Das unterste Gewölbe, welches den Fluhr bildet, ist durch sieben starke Säulen gestützt. Auf diesem Fluhre haben an den Markttagen, deren wöchentlich zwei sind, nehmlich am Mittwoch und Sonnabend, und in den drei Messen die Schuhmacher und Gewandschneider (Kaufleute die mit Schnittwaaren handeln) ihre Waaren feil. Die an diesen Fluhr gränzenden Gemächer wovon das eine die ehemalige Rathsstube war, und nach Einführung der Städteordnung den Stadtverordneten zum Versammlungsort angewiesen wurde, werden jetzt für

das städtische Kassen= und Serviswesen benutzt. Im oberen Stockwerke befindet sich das Lokal des Magistrats und des Königlichen Land= nnd Stadtgerichts nebst den Registraturen dieser Behörden. Das Gewölbe dieses Stockwerks ruhet ebenfalls auf sieben Säulen von Sandstein, welche man bei dem Baue des Rathhauses aus Pirna kommen ließ, und zusammen mit 70 Thalern bezahlte. Am Giebel des Rathhauses, nach der St. Marienkirche zu, erblickt man eine eiserne Stange, welche in schräger Richtung von einer kürzeren gestützt wird, und an beiden Enden einen eisernen Ring hält. Dieß ist das Zeichen des berühmten Hanseatischen Bundes, zu welchem einst die Stadt Frankfurth gehört haben soll. Rings um das Rathhaus herum sind mehrer kleine Gewölbe angebracht, welche in den Messen, zum Theil auch außer denselben vermiethet sind, und der Kämmereikasse eine gute Einnahme verschaffen. Auf der Nordseite ist das Rathhaus mit einem Thurme versehen, welcher mit einer durch eiserne Gitter eingeschlossene Gallerie umgeben ist. Uebrigens ist es sehr zu bedauern, daß das Rathhaus auf der östlichen Seite durch Privathäuser, welche vorgebaut sind, dem Anblikke entzogen wird, welcher bei der zierlchen Bauart dieses Gebäudes, zumal nach dem im Jahre 1828 erhal=

tenen geschmackvollen Anstrich gewiß großen Eindruck machen würde.

Früher befand sich auf der Nordostseite des Rathhauses der sogenannte Rathskeller, welcher vor Einführung der Gewerbefreiheit das ausschließende Recht hatte, fremde Biere zu verschänken und Wein in einzelnen Flaschen zu verkaufen. Derselbe wurde mit der Zeit so baufällig, daß ein Neubau erforderlich war. Der Magistrat ließ daher mit Genehmigung der Stadtverordneten das alte Gebäude niederreißen und dagegen ein neues, dreistökkiges in modernem Style erbautes an dessen Stelle wieder aufführen. Gegen Ende des Jahres 1817 war der Bau vollendet. In dem unterem Raume sind fünf Gewölbe angelegt worden, welche in und außer der Messe von Kaufleuten gegen eine nicht unbedeutende Miethe benutzt werden. Im zweiten Stokke haben die Stadtverordneten ihren schönen Versammlungssaal, und die übrigen noch darin befindlichen Zimmer sind der städtischen Polizei zum Dienstlokale angewiesen worden. Den obersten Stock bewohnt der Kastellan des Rathhauses. Den früheren Rathskeller hat man bei der Menge der vorhandenen Gasthöfe und Schenkwirthschaften ganz eingehen lassen.

Nächst dem Rathhause zeichnet sich unter den

öffentlichen Gebäuden das sogenannte Königliche oder Herrnhaus in der Junkerstraße, nahe bei der Oder, aus. Dasselbe war anfangs ein bloßes Privathaus, welches unter der Regierung des Churfürsten Joachim Friedrich, vom Jahre 1598 bis 1608, einem gewissen Joachim von Schrapstdorf zugehörte. Der Churfürst kaufte es von demselben mit allem Zubehör; aber schon sein Nachfolger, der Churfürst Johann Siegesmund verschenkte es an die Universität unter den Bedingungen, daß einer der Professoren, insbesondere der Professor der Geschichte, darin wohnen, und die Versammlungen der Professoren in den übrigen Zimmern gehalten werden sollten; in dem Falle jedoch, daß Prinzen aus dem churfürstlichen Hause auf der Universität studiren würden, müßte ihnen während dieser Zeit das ganze Haus eingeräumt werden. Die über diese Schenkung ausgestellte Urkunde ist vom 28sten Junius 1615. Zugleich mußte sich die Universität verbindlich machen, das Haus in baulichem Stande zu erhalten, und dafür zu sorgen, daß nichts, was zu demselben gehörte, entfernt würde. Im Jahre 1611 wurde dieses Haus von dem Churprinzen George Wilhelm, welcher sich Studirens halber in Frankfurth aufhielt, bewohnt, und dieser Umstand hat wahrscheinlich Ver=

anlassung gegeben, daß nicht nur das Haus da Junge-Herrn-Haus, sondern auch die Giebelgasse, s worin es lag, die Junge-Herrn-Straße oder Junkerstraße genannt wurde.

Während des dreißigjährigen Krieges waren die Einkünfte der Universität sehr geschmälert worden, und es konnte daher auf die Instandhaltnng des Hauses nichts verwendet werden. Nach dem Tode des Professors Herdesianus, welcher darin gewohnt hatte, bekümmerte sich auch niemand mehr um dasselbe, und so kam es denn, daß das Königliche Haus ganz in Verfall gerieth, und im Jahre 1640 völlig unbewohnbar war. Nur noch ein einzelner nach der Oder zugelegener steinerner Giebel war stehen geblieben; aber auch diesen warf ein gewaltiger Sturmwind am 16ten November 1660 darnieder. Den Wiederaufbau des Hauses gestattete die damalige bedrängte Lage der Universität nicht, daher der Platz bis zum Jahre 1681 wüste blieb. In diesem Jahre nahm der Churfürst Friedrich Wilhelm der Große das frühere Eigenthum seiner Vorfahren wieder in Besitz, ließ das Haus neu aufbauen, und räumte den Gebrauch der Zimmer der Accise ein. Sein Nachfolger Friedrich 1 erweiterte dasselbe durch einen Pavillon nach der Oder zu, und dessen

Sohn Friedrich Wilhelm 1 wieß einer Frau von Marwitz und dem Feldmarschall von Schwerin eine freie Wohnuug darin an. Unter der glorreichen Regierung des Königs Friedrich des Großen bewarb sich der Magistrat um dieses Haus, und bediente sich des Obristen von Zastrow dabei als Mittelsperson. Der König schenkte es dem Magistrat sammt dem dazugehörigen wüsten Platze erb- und eigenthümlich, jedoch unter der Bedingung, daß er es zur Bequemlichkeit der Commercirenden in Stand setze, die Waage, den Zoll, die Accise und verschiedene Gewölbe darin anlege, und Zimmer zu seiner und des Feldmarschalls Grafen von Schwerin Aufnahme darin einrichte. Die darüber ansgefertigte Verschreibung ist vom 5ten Juni 1748. Als nun der zur Reparatur und Einrichtung des Herrnhauses vom Magistrate eingereichte Anschlag zu hoch befunden wurde, und der Magistrat später keine Anstalten traf, die ihm gemachten Bedingungen zu erfüllen, so mußte das Gebäude am 6. März 1770 auf Befehl des Königs Friedrich 2 der General-Accise und Zolladministration eingeräumt werden. Ueber die Entschädigung des Magistrats für dasselbe wurden weitläuftige Unterhandlungen gepflogen, die sich damit endigten, daß derselbe nach dem darüber nnterm 25. Februar 1797

abgeschlossenen Kontracte ein Kaufgeld von 4525 Thalern erhielt, wogegen er aber dem Steuerrathe und Kommissarius Coci für den Wegfall der im Herrnhause früher gehabten Wohnung eine jährliche Miethsentschädigung von einhundert Thalern gewähren mußte. Außerdem hatte sich der Magistrat auch noch in dem Kaufkontracte die freie und unentgeldliche Benutzung des zur Stadtzollexpedition gewidmeten Zimmers der unteren Etage des Seitenflügels, nebst dem erforderlichen Holzgelasse und den Waagen vorbehalten.

Das Gebäude besteht eigentlich aus drei Theilen, nehmlich dem Hauptgebäude, dem Anhange und dem Pavillon, welche sämtlich ganz massiv und drei Stock hoch sind. Das Hauptgebäude ist 88 Fuß lang und 54 Fuß breit, der Anhang 22 Fuß und der Pavillon 31 Fuß lang und breit. Es ist gegenwärtig das Geschäftslokal des Hauptsteueramtes und der Meßkommission; jedoch ist die mittlere Etage zur Aufnahme hoher Herrschaften eingerichtet worden.

An dieses Gebäude stößt der Packhof und steht mit diesem in unmittelbarer Verbindung. Derselbe ist in den neueren Zeiten seiner Bestimmung angemessen eingerichtet, mit Remisen und zwei neuen Waarenspeichern versehen worden, wovon der eine hart am Ufer der Oder liegt, so daß die Waaren

von den Schiffen in denselben gleich aufgewunden werden können. In den anderen Waarenspeicher ist vorläufig das Archiv der Regierung untergebracht worden. Vor längerer Zeit, besonders vom Jahre 1772 ab war die Oder so versandet, daß auch selbst mäßig befrachtete Schiffe am Packhofe nicht ausladen konnten. Der Strom hatte sein altes Bette jenseit des Ziegenwerders verlassen und sich ausschließlich in den neuen Arm längs der Gubener Vorstadt ergossen. Dieß brachte große Versandungen und andere Nachtheile hervor, denen, nach dem Urtheile sachkundiger Männer, nur dadurch abgeholfen werden konnte, daß der Strom wieder in sein altes Bette zurückgeleitet wurde. Große und kostspielige Wasserbauten wurden vorgenommen, ohne den Zweck zu erreichen. Endlich begann im Jahre 1820 einer der merkwürdigsten Wasserbaue für die Stadt, dessen Ausführung dem vor kurzem verstorbenen geschickten städtischen Baurathe Clemens übertragen wurde, dem die Stadt so manche andere treffliche Einrichtungen zu verdanken hat, und von dem auch die Ideen und der Anschlag dieses Baues ausgegangen war. Der ganze Strom wurde durch einen 45½ Ruthe langen, 10 Fuß hohen, in der unteren Lage 7 und in der Krone 5 Ruthen breiten Damm in sein vor einem halben

Jahrhunderte verlassenes Bette zurückgedrängt, so daß jetzt die Schiffe wieder dicht an den Packhof fahren und dort ausladen können. Der Staat hat zu diesem Baue die 9000 Thaler, 2430 Schock Faschinen und 1215 Faschinenpfähle, welche veranschlagt waren, hergegeben; jedoch überstiegen die Kosten bei weitem die Anschlagssumme, und es mußte daher von der Stadt noch ein bedeutender Zuschuß geleistet werden.

Auf der südöstlichen Seite der Stadt, nach dem Gubener Thore zu, sind die vier Kasernen gelegen, welche zur Erleichterung der Einquartierungslast der Bürger theils während, theils nach dem siebenjährigen Kriege erbaut worden sind. Kaum war der Bau der ersten vollendet, so brannte sie schon, ohne von der Garnison bezogen zu sein, im Jahre 1758 wieder ab. Die Art, wie das Feuer entstanden war, ist nicht ermittelt worden. Auf Befehl des Königs Friedrich des Großen erfolgte der Wiederaufbau im Jahre 1765. Da diese eine Kaserne nicht als ausreichend erachtet wurde, so mußten bald noch drei andere erbaut werden. Die Stadt gab zu denselben das erforderliche Bauholz aus ihren Forsten her. Bei der Invasion der Franzosen im Jahre 1806 wurden diese Militairwohnungen in ein großes Militairlazareth umgewandelt. Die Franzosen ließen fast überall

die Zwischenwände und die Feuerröhren aus den Gebäuden herausreißen, schufen aus den Stuben und Kammern große Krankensäle, und zerstörten auf diese Weise die Kasernen gänzlich. In diesem Zustande blieben sie auch nach dem Tilsiter Frieden, und wurden nur dazu benutzt, mehreren armen Soldatenfrauen und deren Kindern darin eine Wohnung zu geben, zu welchem Zwecke die Stadt mehrere Stuben und Kammern aus ihren Mitteln wieder einrichten ließ. Erst im Jahre 1816 ließ der Staat die Kasernen wieder völlig herstellen. Der Ausbau und die Einrichtung derselben kostete die Summe von 53330 Thalern 14 Sgr. 9 Pf. Gegenwärtig bewohnen die vier ganz massiven Kasernen, woran die beiden ältern nur zwei Stock, die beiden andern aber drei Stock hoch sind, das erste Bataillon des 8ten Infanterie (Leib-) Regiments und das erste Bataillon des 12ten Infanterie-Regiments, welche die jetzige Garnison der Stadt ausmachen. Die erste ältere Kaserne ist 315 Fuß lang und 40 Fuß tief, die 2te ältere 200 Fuß lang, 40 Fuß tief; die 3te sogenannte Grenadier-Kaserne hat eine Länge von 214 Fußen und eine Tiefe von 43 Fußen und die sogenannte neue Kaserne ist 219 Fuß lang und 45 Fuß tief.

Neben dieser letzten Kaserne befindet sich das

durchaus massive, 251 Fuß lange und 54 Fuß breite Exercierhaus, und in einiger Entfernung davon das Militairlazareth. Auf der Stelle, wo dasselbe jetzt steht, befand sich früher das Schießhaus der Schützengilde, welches hier eine sehr unpassende und das Publikum gefährende Lage hatte. Es wurde daher der Gilde ein anderer Platz bei ber Krossener Landwehr zum Schießen angewiesen, und dort das noch jetzt bestehende Schießhaus im Jahre 1775 für sie erbaut. Zu demselben gehört ein freundlich angelegter Garten, in welchem an den Tagen des jährlichen Königsschießens bei gutem Wetter gespeist wird. Die Schützengilde besteht übrigens etwa seit dem Jahre 1520 und erhielt ihre erste Begünstigung von dem Churfürsten Johann George 1574. Der jedesmalige Schützenkönig erhält aus der Kämmereikasse 60 Thaler, und genoß früher die Freiheit vom Servis und den Wachen, welche aber jetzt aufgehört hat.

Zu den Militairgebäuden in Frankfurth gehört auch noch das große Königliche Magazingebäude in der Lebuser Vorstadt, welches im Jahre 1741 erbaut wurde.

Jenseits der Oder, auf dem Damme, unfern der großen Oderbrükke, befindet sich das Hebammeninstitut, worin Frauen zu geschickten Hebammen

ausgebildet werden. Früher stand hier das sogenannte Neumärksche Zollcontrolleurhaus, welches aber dem Bedürfnisse einer Hebammenanstalt nicht entsprach und auch sehr baufällig war. Es wurde daher höheren Orts der Bau eines neuen Hauses genehmigt. Dieser begann im Jahre 1823 und wurde in dem folgenden Jahre vollendet. Es ist ein ganz massives Haus mit einem Seitenflügel, wovon das Hauptgebäude 75 Fuß lang, 44 Fuß breit und zwei Etagen, jede 12 Fuß in Lichten, hoch, das Seitengebäude von gleicher Höhe aber nur 32 Fuß lang und 20 Fuß breit ist. Die Kosten des Baues betrugen nach dem Anschlage 11819 Thaler 21 Sgr. 3 Pf. Zwei und dreißig Schülerinnen können in die Hebammenschule, mit welcher zugleich eine Gebäranstalt verbunden ist, aufgenommen werden, und darin den nöthigen theoretischen und praktischen Unterricht in der Entbindungskunst erhalten. Für den ersteren sind zwei Hebammenlehrer, gegenwärtig der Doctor Kelsch und der Kreischirurgus Simon, und für den letzteren eine Institutshebamme angestellt. Der erste Hebammenlehrer und die Institutshebamme wohnen in der Anstalt selbst. Die obere Aufsicht über das Institut führt der jedesmalige Regierungs-Medizinalrath bei der Königlichen Regierung zu Frankfurth a. d. O.

Links von der Oderbrükke, auf einer kleinen künstlich gebildeten Anhöhe ragt das Denkmal des Herzogs Leopold von Braunschweig hervor, welcher, wie wir bereits gesehen haben, bei der Ueberschwemmnng der Oder im Jahre 1785 am 27sten April den Tod in den Fluthen fand. Die Besorgung dieses Denkmals übernahm, auf die dieserhalb von mehreren Seiten an sie ergangene Aufforderung, die hiesige Freimaurerloge zum aufrichtigen Herzen. Es wurden drei Mitglieder derselben, nehmlich der Zollinspector Seidel, der Professor Madihn und der Lieutenant von Lettow erwählt, welche unter Mitwirkung des damaligen Meisters vom Stuhle, des Geheimen Rathes und Professors Mayer die nöthigen Vorbereitungen treffen sollten. Mit diesen vereinigten sich die beiden Aelterleute der Kaufmannschaft Otto und Schwaneberger jun. nebst dem Prediger Herrmann an der Unterkirche. Da der Kaufmann Otto noch vor der Vollendung des Werks gestorben war, so wurde seine Stelle durch den Kaufmann Rudelius ersetzt. Dieser Verein eröffnete nun eine Subscription, wodurch die Summe von 3263 Thalern 9 Gr. 6 Pf. einkam, welche zu dem Monumente verwendet wurde. Der geschickte Director Rode von der Kunstakademie in Berlin hatte die Zeichnung zu dem=

selben entworfen, und der Professor Rammler es übernommen, die Inschriften dazu zu fertigen. Die Ausführung des Denkmals war dem Königlichen Hofbildhauer Christian Wilhelm Maier übertragen worden, welcher sich verbindlich gemacht hatte, die Arbeit so zu beeilen, daß das Monument schon am 27. April 1787 errichtet werden könnte. Doch wegen eingetretener körperlicher Schwäche vermochte der Künstler nicht mehr, als die Hauptgruppe nebst der daraufstehenden Urne zu fertigen, und war genöthiget, die Vollendung des Werks einem anderen Bildhauer, dem Johann Jakob Mayer zu übertragen. Er starb wenige Tage nachher, als dies geschehen war. Die Arbeit ging nun rasch von statten. Gegen Endes des Monats Mai war das Piedestal aufgeführt und bis zum 5ten Juli die Aufstellung der Figuren beendigt. Unter der Hauptgruppe ist ein Kasten mit einem Dekkel, aus einem Stükke Sandstein gearbeitet, eingemauert, worin mehrere auf diesen Gegenstand bezug habende Sachen und Schriften gelegt worden sind. Letztere sind in Schweinsblasen eingehüllt, und der Kasten ist mit geschmolzenem Wachs ausgegossen, um sie auf diese Weise gegen Verderbniß zu schützen. Der 11te August des Jahres 1787 war der Tag der feierlichen Einweihung

des Monuments, zu welcher sich schon des Morgens um 8 Uhr die Generale von Mitzlaff und von Beville, nebst den Staabs- und Subalternenofficieren des Regiments, die Professoren der Universität, der Magistrat, das Stadtgericht, die Kaufmannschaft und der Ausschuß der Bürgerschaft versammelt hatten. Der Professor Wünsch hielt die Einweihungsrede, während welcher das mit schwarzem Tuche verdeckte Monument enthüllt wurde, und nunmehr in seiner ganzen Pracht und Schönheit dastand. Im Augenblikke der Enthüllung ertönte Trompeten- und Paukenschall vom Rathhausthurme herab, welcher durch das feierliche Geläute der Glokken in der Stadt und in den Vorstädten unterbrochen wurde. Zum Beschlusse recitirte der Prediger M. Hermann ein von ihm zu dieser Feierlichkeit gefertigtes Gedicht.

Was nun das Denkmal selbst betrifft, so ist solches an dem Orte aufgestellt, wo der Herzog Leopold den Tod in den Wellen gefunden hatte. Es ruhet, weil der Grund den größten Theil des Jahres mit Wasser angefüllt ist, auf 64 Pfählen, worauf ein Rost von starkem Holze gelegt worden ist. Die Zwischenräume des Rostes sind mit Feldsteinen ausgefüllt. Auf dieser Grundfläche, welche zwei Fuß tiefer, als der niedrigste Wasserstand der Oder angelegt, ist ein

rundes Mauerwerk, 18 Fuß im Durchmesser nnd 12 Fuß von Feld- und Kalksteinen aufgeführt, in dessen Mitte ein Pfeiler von 4 Fuß im Quadrat hervorragt. Dieser Pfeiler steht gerade auf dem Platze, wo der verhängnißvolle Weidenbaum befindlich war, an welchem der Kahn mit seiner theuren Bürde umschlug. Der zwischen dem Pfeiler und dem Mauerwerk befindliche Raum ist mit Kalkschutt ausgefüllt, und oben mit einem starken Gewölbe geschlossen. Die dadurch gebildete Fläche hat mit dem Oderdamme gleiche Höhe. Auf derselben liegen drei runde steinerne vorn abhängige Stufen in deren Mitte ein rundes Piedestal errichtet ist, auf welchem die Hauptgruppe steht. Diese besteht aus drei mit dem Rükken sich berührenden weiblichen Figuren, welche gemeinschaftlich auf den Schultern eine Urne tragen. Die eine dieser Figuren, die ein säugendes Kind an der Brust, und ein anderes neben sich stehen hat, welches ihre Kniee umfaßt, und sehnsuchtsvoll nach ihr emporblickt, stellt die Menschenliebe vor. Dieser zur rechten Seite steht die Standhaftigkeit, welche den rechten Fuß auf einem großen Quaderstein gestützt, mit der Hand die Urne hält. Im einfachen, aber weiten Gewande, bis auf das Gesicht verhüllt, schließt sich auf der linken Seite die Demuth oder Bescheidenheit an.

Die Urne, welche von diesen Figuren getragen wird, ist aus schwarzem Marmor gebildet und 2½ Fuß hoch. Der Dekkel und die daran angebrachten verschiedenartigen Kränze sind stark vergoldet. An der Vorderseite unter der Gruppe am Piedestale befindet sich das wohlgetroffene Bildniß des Herzogs aus weißem cararischen Marmor en bas relief. Unter demselben steht mit goldenen Buchstaben auf einer schwarz marmornen Tafel:

Maximil. Iul. Leopold
Herzog von Braunschweig und Lüneburg:
Geb. D. XI. Oct. MDCCLII.
Gest. D. XXVII. Apr. MDCCLXXXV.

Zur rechten Hand des Bildnisses kniet eine weibliche Figur, deren Haupt mit einer Mauerkrone geziert ist, welche mit Festons von Eichenlaub, die vergoldet sind, solches zu umflechten bemüht ist. Zur Seite dieser Figur steht ein auf einem Schilde gestützter Genius. Das Schild enthält das Wappen der Stadt Frankfurth. Durch diese Figur ist das Publikum, an dessen Spitze die Einwohner Frankfurths stehen, angedeutet, welches durch das Bekränzen des Bildnisses ihren Dank und ihre Ehrfurcht gegen den Fürsten, den es vorstellt, zu erkennen geben. Unter dem Bildnisse zur Linken sitzt in trau-

render Stellung der schilfbekränzte Flußgott Viadrus, mit der linken, auf einem Knie ruhenden Hand das Haupt stützend. Mit der rechten Hand hält er ein unter ihm liegendes Ruder. Hinter dem Bildnisse befindet sich eine Trophäe. Auf einer Streitkeule steht ein Wappenrock mit einem Helme bedeckt. Ein Genius hält das dazu gehörige Schwert und ein anderer einen Schild. Neben dieser Trophäe liegen einige maurerische Attribute, welche ein Kranz von Akazienzweigen umgiebt. Hinter der Trophäe am Piedestal befindet sich auf einer Tafel von schwarzem Marmor die Inschrift:

Menschenliebe,
Standhaftigkeit,
Bescheidenheit,

drei himmlische Geschwister, tragen Deinen Aschenkrug, verewigter Leopold,

und klagen mit der Göttin der Stadt, deren Bürger Du zu retten eiletest, und klagen mit dem Odergotte, in dessen Wellen du untergingst,

dass die Erde
ihr Kleinod verlohren hat.

Sämmtliche Figuren sind von Sandstein. Die Höhe des Monuments über der Erde beträgt 22 Fuß und die Breite 16 Fuß. Die ganze Höhe, von der

Urne bis an die Spitzen der eingerammten Pfähle ist 46 Fuß. Zum Schutze des Monuments dient ein zierlich gefertigtes eisernes Gitterwerk. *)

Kehren wir nach der Stadt zurück, und wandeln nach der Unterkirche zu, die Oderstraße hinunter, so treffen wir rechts am Fischmarkte, in der Nähe des früher so genannten blinden Thors, welches jetzt weggenommen, und die schönste Aussicht von der Breiten Straße über die Oder eröffnet, das Geschäftslokal des Königlichen Oberlandesgrichts an. Es wurde, wie wir schon im ersten Abschnitte gesehen haben, dazu das ehemalige Ordinariatshaus nebst den Officiengebäuden der Universität und einem Bürgerhause eingerichtet. Ersteres ließ der vierte Rector der Universität, Matthäus Molitor, im Jahre 1508 auf seine Kosten erbauen. Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts stand es völlig wüste da, wurde aber im Jahre 1702 und den folgenden Jahren ganz neu wieder aufgebaut, und von dem jedesmaligen Ordinarius der Juristenfakultät be-

*) Die Beschrribung dieses Monuments ist fast wörtlich aus der Schrift: Beschreibungdes Denkmals, dem menschenfreundlichen Fürsten Herzog Maximilian Julius Leopold von Braunschweig errichtet zu Frankfurth a. d.O. Berlin, bei George Jakob Decker und Sohn, entlehnt.

wohnt. Das hinter demselben gelegene kleinere Gebäude, welches mit dem Ordinariatshause auf Kosten des Rectors Molitor zu gleicher Zeit erbaut und ebenfalls im Jahre 1702 wieder hergestellt wurde, enthielt den juristischen Hörsal, die große Conciliенstube zu den Versammlungen des academischen Senats, die Gerichtsstuben und ein Zimmer für das Archiv der Universität. In den Jahren 1828 und 1829 ist dasselbe nebst dem Seitengebäude zum Gebrauche des Königlichen Oberlandesgerichts von Grund aus neu erbaut worden. Der jetzige Cheff des Königl. Oberlandesgerichts ist der Präsident Freiherr von der Reck.

Am entgegengesetzten Ende der Oderstraße, der St. Marienkirche gegenüber, dicht beim Posthause liegt der sogenannte Bischofshof, die ehemalige Residenz der Bischöfe von Lebus. Derselbe wurde dem Bischofe Heinrich von Bantsch in dem Vertrage mit dem Churfürsten Ludwig dem Römer im Jahre 1354, wie bereits im ersten Abschnitte erwähnt worden ist, belassen, während er seine Ansprüche auf die St. Marienkirche aufgeben mußte. Noch jetzt ist das bischöfliche Wappen an dem Hause befindlich. Nach Einführung der Reformation wurde nebst mehreren anderen den Katholiken gehörigen Ge-

bäuden auch dieser Bischofshof von dem Landesherrn eingezogen, und einem um das Land verdienten Rathe und Professor der Juristenfakultät Namens Christoph von Straßen geschenkt. Von jetzt ab verwandelte sich der Name Bischofshof in Straßenhof. Späterhin im Jahre 1671 überwieß der Churfürst Friedrich Wilhelm der Große den Straßenhof der von ihm in demselben Jahre am 20. September gestifteten Ritteracademie, deren erster Stallmeister Johann Froben mit einem jährlichen Gehalte von 2000 Thalern, war. Außer ihm waren bei dieser Academie noch ein Fechtmeister, ein Tanzmeister und ein Sprachmeister angestellt. Im Jahre 1722 wurde sie mit der Königlichen Ritteracademie in Berlin vereinigt, und einem Königlichen Stallmeister, seit dem Jahre 1766 aber dem Königlichen Oberstallmeister anvertraut, welcher unter Zuziehung des Obercurators der Universitäten den Stallmeister der Universität Frankfurth ernannte. Nach der Verlegung der Universität nach Breslau kam der ehemalige Bischofshof an die hiesige Stadt, welche anfangs der jetzigen ersten Töchterschule, bei Verlegung der Königlichen Regierung nach Frankfurth aber der Oberschule und deren Lehrern, und endlich der zwei-

ten Töchterschule darin eine Wohnung anwieß. Letztere befindet sich auch noch in demselben.

Dicht an den ehemaligen Bischofshof gränzt das jetzige Posthaus. Die Einrichtung des Postwesens in den Brandenburgschen Staaten, welches in den neueren Zeiten so viele Verbesserungen erfahren hat, verdanken wir dem Churfürsten Friedrich Wilhelm dem Großen, der es nach dem Entwurfe seines Kammerraths Michael Matthias im Jahre 1650 gestaltete. Die im Jahre 1661 zwischen Berlin und Breslau angelegte Post gab dem hiesigen Postamte seinen Ursprung. Dasselbe hatte früher ein nicht weit von seinem jetzigen Lokal gelegenes Haus in der Oderstraße inne, welches der vorgedachte Churfürst im Jahre 1671 von einem Privatmanne zu diesem Zwecke gekauft hatte. Späterhin fand man dieses Gebäude für das Postamt, das durch die starke Passage, durch den bedeutenden Meßverkehr und durch die Versetzung zweier großen Landesbehörden nach Frankfurth, eine höhere Wichtigkeit erhalten hatte, nicht mehr angemessen, und es wurde daher das ehemalige Kommandantenhaus von der Stadt für 24000 Thaler gekauft und zum Posthause eingerichtet. Das frühere Posthaus nahm die Stadt für 12000 Thaler an. Dieses neue Haus war früher ein Privatgebäude

gewesen, welches einem Rechtsgelehrten, dem Dr. Andreas Zochen gehört, und lange von ihm und seinen Nachkommen besessen worden war. In der folgenden Kriegszeit waren die Besitzer desselben so herunter gekommen, daß sie die Abgaben davon nicht mehr entrichten konnten, und solche von der Bürgerschaft übertragen werden mußten. Auf diese Weise gelangte mit der Zeit die Stadt zum Besitze desselben, und bestimmte es zur Wohnnng des jedesmaligen Kommandanten, um den demselben gesetzlich zu gewährenden Servis dadurch zu ersparen. Am 1sten Januar 1821 wurde es von dem Königlichen Postamte bezogen. Letzteres besteht aus einem Postdirector, gegenwärtig Emanuel Heinrich Ludewig Mann, neun Postsecretairen, einem Wage- und einem Packmeister, drei Briefträgern und einem Packboten.

In einiger Entfernung vom Posthause, der Hauptfront der St. Marienkirche gegenüber, erblickt man das Geschäftslokal der Königlichen Regierung. Dasselbe besteht aus dem ehemaligen Gebäude der Oberschule, dem sonstigen Predigerwittwenhause und einem Privatgebäude nebst dem Stadthofe, und gehört gegenwärtig zu den schönsten öffentlichen Gebäuden der Stadt. Der Chef der Königlichen Regierung,

jetzt der Präsident von Wißmann, hat im großen Vordergebäude eine Dienstwohnung.

Außer den bisher genannten öffentlichen Gebäuden mag auch des sogenannten Leinwandhauses noch einer kurzen Erwähnung geschehen. Dasselbe liegt dem Rathhause gegenüber, an der Ecke der sogenannten Windgasse. Im unteren Stokke desselben befindet sich seit hundert und mehreren Jahren eine Buchhandlung, deren jetziger Inhaber Friedrich Joseph Tempel heißt. Der mittlere Stock wird während der Messen zum Leinwandhandel und der obere Raum zu Kornböden benutzt. Am 23sten Juni im Jahre 1579 um drei Uhr Nachmittags stürzte dieses Gebäude bei stillem Wetter und heiterem Sonnenscheine, ohne frühere bedeutende Spuren der Baufälligkeit verrathen zu haben, zusammen, wodurch drei Kinder getödtet und eine Frau und zwei Mädchen stark beschädiget wurden. Seitdem ist es fester und dauerhafter wieder aufgebaut worden.

Vor dem Gubener Thore, dem Militairlazareth gegenüber, von welchem es nur durch die Stadtmauer und einem Garten im Stadtgraben getrennt wird, ist das Lokal der Freimaurerloge zum aufrichtigen Herzen. Sie wurde im Jahre 1776 gestiftet, und hat früher sowohl, als noch jetzt, außer ihrem

bestimmten Wirkungskreise, zum geselligen Vergnügen der gebildetern Klasse der Einwohner der Stadt viel beigetragen. Der in diesem Lokale befindliche Saal, welcher im Jahre 1815 ganz neu angebaut wurde, ist der schönste in Frankfurt. Hinter dem Logengebäude liegt ein wohleingerichteter Garten, der in den warmen Sommertagen einen angenehmen Genuß darbietet. Der jetzige Meister vom Stuhl ist der Oberlandesgerichtsrath und Land- und Stadtgerichtsdirector Bewert.

Durch die an dem Park stoßende Lindenallee, eine Anlage der Universität im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, gelangt man in das außer den Mauern der Stadt gelegene Karthaus. Dasselbe war früher ein Kloster, auch unter dem Namen des Hauses Gottes Barmherzigkeit bekannt, wurde von dem Magistrate und der Bürgerschaft am 12ten August 1396 unter den vier Bürgermeistern Friedrich Balkau sen., Johann Bayer, Heinrich Jesar und Johann Renner gestiftet, und von dem Bischofe von Lebus Johann 3. bestätiget. Um das nöthige Geld zum Baue herbeizuschaffen, ertheilte letzterer einen förmlichen Ablaßbrief. Die Frankfurther Bürgerschaft bewilligte dem Kloster sechzig Schock großer Pfennige, d. h. Groschen zum ewigen Zins,

oder dafür Güter zu erkaufen. Der damalige Churfürst von Brandenburg Jobst bestätigte diese Schenkung im Jahre 1397. Außerdem erhielt das Kloster noch von mehreren anderen, die sich nach damals herrschender Meinung, dadurch den Himmel zu erkaufen glaubten, bedeutende Geschenke, z. B. von den Edeln von Lossow, von Uchtenhayn und von Strantz. Der erste Prior des Klosters war Johann von Hagen, gewöhnlich Johann von Indagine genannt. Aber schon 36 Jahre nach der Stiftung wurde es von den Hussiten zerstört und verbrannt, und die Kirche erst nach sieben Jahren wieder aufgebaut. Durch die reichlichen Schenkungen sowohl, als durch die Verfertigung eines sehr beliebten Biers und eines trefflichen Branntweins wurde das Kloster in den Stand gesetzt ansehnliche Güter zu kaufen, als die Güter Jacobsdorf, Briesen, Arensdorf, Döberin, Niederjesar, Wrietzig, Lindow und Hasenfelde.

Als das Licht der Reformation auch in die Mark Brandenburg eingedrungen war, zerstreute sich der größte Theil der Mönche des Klosters, worauf der Churfürst Joachim 2. nach dem Rathe seiner Landstände, das Karthaus nebst allen dazu gehörigen Gütern und Gerechtsamen in einer feierlichen Urkunde

vom Jahre 1540 der Universität vermachte. Die noch wenigen vorhandenen Mönche erhielten einen lebenslänglichen Unterhalt. Der letzte Prior des Klosters hieß Peter Golitz. Bei der Belagerung der Stadt im dreißigjährigen Kriege im Jahre 1631 wurde das Kloster mit den daran liegenden Gebäuden ein Raub der Flammen, und erst im Jahre 1656 wieder aufgebaut. Im Jahre 1797 brach auf dem Karthause Feuer aus, welches einige Gebäude verzehrte, deren Wiederherstellung aber schon im folgenden Jahre durch die Universität bewirkt wurde. Einen besondern Ruf erhielt von dem Jahre 1685 ab das Karthaus durch das Weizenbier, welches hier gebraut, und nach vielen Orten, selbst nach Berlin versandt wurde, aber in den neusten Zeiten sehr verlohren hat. Der Erfinder desselben istein gewisser Christian Konstantin Beckmann, ein Vetter des Chronikenscheiber Beckmann. Nach der Entfernung der Universität von Frankfurth, wurde dieselbefür die hier zurückgelassenen Güter entschädigt, und das Karthaus zu einer Königlichen Domaine gemacht, welche, wie früher, in Zeitpacht ausgethan blieb.

Im Jahre 1820 entdeckte der damalige Karthauspächter Moritz eine ergiebige mineralische Quelle, von welcher das Pfund Wasser nach der chemischen Analyse des Medizinalassessors Alberti ½ Gran koh-

lensaures Eisen, 2 Gran kohlensaure Kalkerde, $\frac{1}{4}$ Gran salzsaure Kalkerde, $\frac{3}{8}$ Gran salzsaures Natrum, Spuren von schwefelsaurer und salzsaurer Kalkerde und $1\frac{7}{9}$ Kubikzoll kohlensaures Gas enthält. Um dieselbe für das Publikum nutzbar zu machen, legte er mit Genehmigung der Königl. Regierung auf eigne Kosten ein massives Badehaus an. In demselben befinden sich dreizehn sehr wohleingerichtete und freundliche, mit allen Bequemlichkeiten versehene Badezellen mit Wannen aus gebranntem glasirten Ton, aus lackirtem Zink und aus Holz, worin kaltes und warmes Mineralwasser durch eine mit Hähnen versehene Rohrleitung geführt wird, so daß jeder Badende sich die gewünschte Temperatur des Bades leicht verschaffen kann. Außerdem sind zwölf meublirte Wohnzimmer vorhanden. Im Jahre darauf fügte Moritz zu diesem Mineralbade noch ein Russisches Dampfbad hinzu, und erbaute solches in einiger Entfernung von dem ersteren auf dem linken Flügel. Nach seinem Tode gab dessen Wittwe die Pacht des Karthauses ab, und verkaufte die Badeanstalten an den jetzigen Besitzer derselben, Namens Zobel, für 7200 Thaler. Durch einen hohen und langen hölzernen Zaun wurde nunmehr das Bad von der Karthausbrauerei gänzlich geschieden, und dem Zobel, außer

dem beim Bade befindlichen Garten, 10 Morgen 144 Quadratruthen Wiesen und Grasflekke nebst 1 Morgen 154 Quadratruthen Hof- und Baustelle von der ehemaligen zum Karthause gehörigen Ziegelei, unter der Bedingung, letztere in einen Lustgarten umzuwandeln, überwiesen, wofür er eine jährliche Pacht von 157 Thalern 4 Sgr. 8 Pf., und zwar ein Drittel davon im Golde, entrichten muß. Der jetzige Besitzer des Bades hat es sich bisher angelegen sein lassen, dem Garten eine recht anmuthige und freundliche Gestalt zu geben, so daß er jetzt ein Lieblingsaufenthalt der Einwohner Frankfurths geworden ist. Von den Linden aus führt durch ein Gitterthor ein chaussirter Fahr- und Fußweg durch denselben nach dem Bade. Bei seiner nicht unbedeutenden Größe von 4 Morgen 105 Quadratruthen läßt sich noch vieles zur Verschönerung desselben thun. In der nächsten Umgebung des Bades befinden sich angenehme Spatziergänge, so wie auch durch eine Restauration für die Bedürfnisse der Besuchenden gesorgt ist.

Außer diesem Bade giebt es in der Lebuser Vorstadt nach drei andere Mineral-Bäder, welche nahe bei einander liegen. Die heilsame Wirkung des Mineralwassers derselben in den mannigfaltigen Formen

der Schwachkrankheiten, mag sich die verminderte Lebensthätigkeit im Gesammt-Organismus, oder vorzüglich in den Nerven, oder im Lymphsystem und den zu demselben gehörigen Drüsen offenbaren, ist von den gediegensten Aerzten, einem Geheimen Rath Dr. Berends und Regierungs-Medizinalrath Dr. Frank anerkannt werden. Sein nicht unbedeutender Gehalt ist schon vor vielen Jahren von Sachkundigen, späterhin mit der Genauigkeit der neueren chemischen Analyse vom Professor John und Medizinalassessor Alberti ausgemittelt worden. Nach der von dem letzteren verrichteten chemischen Analyse finden sich in 16 Unzen des ältesten und vordersten, jetzt dem Bäkkermeister Moser zugehörigen Bades folgende Bestandtheile: $\frac{1}{5}$ Gran salzsaure Magnesia, $\frac{1}{10}$ Gran salzsaures Natrum, $\frac{3}{4}$ Gran schwefelsaures Natrum, $\frac{1}{3}$ Gran schwefelsauerer Kalk, $\frac{2}{3}$ Gran kohlensaures Eisen und $\frac{95}{100}$ Kubikzoll kohlensaures Gas. Das zweite Bad, dessen Besitzer jetzt der Buchhalter bei der Regierungs-Hauptkasse Gröschke ist, enthält in 16 Unzen Wasser $\frac{7}{8}$ Gran schwefelsaures Natrum, $\frac{1}{3}$ Gran schwefelsaure Kalkerde, $\frac{2}{3}$ Gran salzsaures Natrum, eine nicht wägbare Menge salzsaure Talkerde und salzsaure Kalkerde, $\frac{7}{8}$ Gran Eisenoxyd und $\frac{5}{8}$ Kubikzoll kohlensaures Gas. Das dritte Bad endlich, welches der Wittwe Alms zuge-

hört, hat in gleicher Quantität Wasser $\frac{1}{5}$ Gran salzsaure Magnesia, $\frac{1}{10}$ Gran salzsaures Natrum, $\frac{2}{10}$ Gran schwefelsaures Natrum, $\frac{1}{3}$ Gran schwefelsauren Kalk, $\frac{7}{12}$ Gran kohlensaures Eisen und $\frac{25}{100}$ Kubikzoll kohlensaures Gas.

Die Quellen selbst sind angemessen gefaßt, und das Wasser wird in verschlossenen Röhren bis zu den Badehäusern geleitet. Die Badezellen sind reinlich und bequem eingerichtet, und die Wannen theils aus lackirtem Zinke, theils aus Holz gefertiget, in welche warmes und kaltes Wasser durch Röhren geleitet wird.

An bei den Bädern befindlichen geschmackvoll angelegten Gärten, so wie der in der Nähe gelegene Donische Berg biethen den Badenden Gelegenheit zu angenehmen Spaziergängen dar, nach welchen sie sich in den vorhandenen Restaurationen erfrischen können. Mit dem Gröschkeschen Mineral-Bade ist noch ein Russisches Dampfbad verbunden, welches viel benutzt wird. Auch künstliche Bäder werden, im Falle man es verlangt, bereitet. Bis jetzt sind die Mineral-Bäder Frankfurths von Fremden weniger, als von Einheimischen besucht worden; jedoch steht bei der guten Wirkung derselben in solchen Krankheitsfällen, wo das Baden in einem milden eisenhaltigem Wasser an-

gezeigt ist, zu erwarten, daß sich Auswärtige ihrer künftig mehr bedienen werden.

Für das Vergnügen der Einwohner Frankfurths ist theils durch mehrere Clubbs und Resourcen, theils durch angenehme Spaziergänge, als den Park, die Linden-allee, die Allee um die halbe Stadt u. s. w., theils durch in der Nähe der Stadt gelegene Lustörter gesorgt. Zu den letzteren gehört zunächst die ehemalige Simonsche, jetzt Bauersche Mühle. Sie liegt etwa eine Viertelmeile von der Stadt entfernt, in einem Thale, hat einen jetzt etwas verwahrlosten Garten, dagegen aber eine treffliche Restauration, und wird sehr fleißig besucht. Oefters werden von den Hautboisten des 8ten und 12ten Infanterie-Regiments dort Konzerte gegeben. Der Weg von der Stadt durch den Poetensteig nach der Bauerschen Mühle ist sehr einladend.

Entfernter von der Stadt ist ein anderer Vergnügungsort, die Buschmühle genannt. Der dahin führende, eine halbe Meile betragende Weg geht zwischen Wiesen und bebauten hohen Weinbergen hin, und ist ungemein reizend. Die Lage des Orts selbst vereint alle Schönheiten der Natur. Zu wünschen wäre es besonders bei seiner Entfernung von der Stadt, daß für eine bessere Aufnahme der Besuchenden gesorgt

werden könnte. Diejenigen, welche keine eigne Equipage besitzen, finden besonders an gewissen Tagen vor dem Thore Wagen, auf welchen sie für geringe Kosten nach der Buschmühle fahren können.

Nicht weit von der Buschmühle, dicht am linken Ufer der Oder liegt die steile Wand, ein sehr beliebter Vergnügungsort der Frankfurther, welcher eine überaus reizende Lage hat, uud die schönsten Aussichten gewährt. Da er eine Meile von der Stadt entfernt ist, so wird er weniger zu Fuß, als zu Wagen, zu Pferde und auf Kähnen besucht.

Fast in gleicher Entfernung von der Stadt befindet sich der grüne Tisch, zu welchem man auf der über Crossen nach Schlesien führenden Chaussee gelangt. Derselbe ist rings vom Walde umgeben, und wird am häufigsten im Winter besucht, wenn die Wege nach anderen Lustörtern hin schwerer zu passiren sind. Ein erträgliches Gasthaus nimmt hier die Fremden auf, und gewährt ihnen die nothwendigsten Erfrischungen.

Von ähnlicher Beschaffenheit ist der Unterkrug, fast eine Meile von der Stadt, auf dem Wege nach Cüstrin hin gelegen. Er bietet den Besuchenden einen angenehmen Aufenthaltsort dar.

Die angenehme Lage des Dorfes Tzschetzschnow, etwa eine Viertelmeile von der Stadt, und der darin

befindliche ansehnliche Krug ist für Frankfurths Bewohner nicht minder anziehend, als die vorgedachten Vergnügungsörter. Besonders wird dieser Ort von der mittleren Bürgerklasse sehr häufig besucht, welche sich hier durch Tanzen vergnügen.

Endlich ist auch die zu dem rothen Vorwerke gehörige, über eine Viertelmeile von der Stadt gelegene Grundschäferei, trotz der schlechten Fürsorge für die Aufnahme der Gäste, ein sehr beliebter Ort, nach welchem die Einwohner Frankfurths, besonders an den Nachmittagen wandern, um hier wohlbehaglich Kaffee zu trinken, dessen Genuß durch die hier zu habende Schaafmilch während der Sommerzeit noch erhöht wird. Vielleicht daß der jetzige Besitzer dieser Schaferei statt des alten baufälligen Wohnhauses des Schäfers bald ein neues geräumiges und geschmackvolles Gebäude aufführen, auch die morschen, nur dürftig mit Reisig bedeckten Regenschauer in zierliche Lauben umwandeln läßt, und sich dadurch um das gesellige Vergnügen seiner Mitbürger ein neues Verdienst erwirbt. *)

*) Bei dem Verleger dieses Werkes sind Ansichten der Stadt Frankfurth, so wie der oben beschriebenen Vergnügungs-Oerter, lithographirt erschienen, und zu billigen Preisen zu haben.

Verlags-Werke der Buchhandlung
F. J. Tempel
in Frankfurth a. O.

Einmaleins, das große und kleine, nebst Resolvirung der Münzen, Gewichte und Maaße. 8. Preis 1 gGr. 7 Pf. Cour. oder 2 Sgr.
(Für Schulen in Parthien billiger.)

Geyert, H. G. Grundzüge der Lehre von den Vermächtnissen nach dem allgemeinen Preuß. Land-Rechte mit Rücksicht auf die Römische Gesetzgebung 8. Preis 1 Rthlr. 16 gGr. oder 1 Rthlr. 20 Sgr.

Henzschel, W. Kurze Anweisung im Rechnen für Elementarschulen. Erster Kursus. Die vier Spezies nebst Regel de Tri, verbunden mit vielen Aufgaben zur Uebung, nebst dem großen und kleinen Einmaleins und Resolvirung der Münzen, Maaße und Gewichte. Brochirt. Preis 4 gGr. oder 5 Sgr.

Liedersammlung, für gesellige frohe Zirkel, oder Auswahl der beliebtesten Gesellschaftslieder und vaterländischen Gedichte. gr. 12. Preis 12 gGr. oder 15 Sgr.

Liturgie zum Hauptgottesdienste an Sonn- und Festtagen. 8. Preis 2 gGr. oder $2\frac{1}{2}$ Sgr.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Riegisch, J. G. Die Unterscheidung der Zeugwaaren nach ihren Stoffen, ein Beitrag zur Waarenkunde in Beziehung auf das Steuerwesen. Geh. (in Kommission) 8 gGr. oder 10 Sgr.

Wehrmann, E. Neue Schwänke zur Polterabendfeyer mit 20 illum. Kupfern, sauber gebunden 1 Rthlr. 6 gGr. oder 1 Rthlr. 7½ Sgr.

Wehrmann, E. Poetische Versuche, 12mo., geheftet 6 gGr. oder 7½ Sgr.

Musikalien.

Eutonia, oder monatliche Beiträge für Pianofortemusik und Gesang, herausgegeben von C. Schmidt. 1 Band, 1—6 Heft. gr. 4. Preis 1 Rthlr.

Schweitzer, J. F. 1 Marsch, 5 Walzer und eine Polonaise, für Pianoforte componirt. gr. 4. Preis 6 gGr. oder 7½ Sgr.

Kupferstiche und lithographirte Blätter.

Ansicht von Frankfurth a. d. O. von der Ostseite, gezeichnet und lithographirt von Bils. Real-Folio. Preis 20 gGr. oder 25 Sgr.

Ansichten von Frankfurth a. d. O. und den Umgebungen. 1 Heft. 6 Blatt, gezeichnet und lithographirt von Bils. gr. 4. Preis 1 Rthlr. 12 gGr. oder 1 Rthlr. 15 Sgr., jedes Blatt einzeln 8 gGr. oder 10 Sgr.

Ansicht vom ehemaligen Kloster Neuzelle bei Frankfurth a. d. O., gezeichnet und lithographirt von Bils. Preis 18 gGr. oder 22½ Sgr.

Denkmal, dem Herzog Leopold von Braunschweig errichtet zu Frankfurth a. d. O., gestochen von Hoppe, gr. Folio. Preis 8 gGr. oder 10 Sgr.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Gedruckt bei Wilhelm Plahn und Comp. in Berlin.

Gedruckt bei Wilhelm Plahn und Comp. in Berlin.

Bayerische Staatsbibliothek München

Knod

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sachse, F. W. G.

Geschichte der Stadt Frankfurt

Frankfurt an der Oder 1830

Bor. 174 h
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10014094-9